This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 465 545

Dogm. 115.
BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

BT219.

Beleuchtung

der

Vorurtheile

wider die

katholische Kirche.

Von einem protestantischen Laien Zürichs.

Audiatur et altera pars!

Zweiter Band.

Erste Abtheilung.

Dritte, umgearbeitete, nochmals vermehrte und verbesserte Auflage.

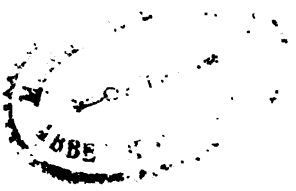
Luzern, 1844.
Druck und Verlag von Gebrüdern Räber.

Augsburg,
in der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

Erörterungen

der

confessionellen Unterscheidungslehren.



Von

einem protestantischen Laien Zürichs.

B. E

Luzern, 1844.
Druck und Verlag von Gebrüdern Räber.

Augsburg,
in der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

LOAN STACK

3.82

BX1765
K58
1844
MAIN

Vorwort zur zweiten Auflage.

Noch ist die, von dem Verfasser bei Herausgabe dieser Schrift gehegte und mehrmals öffentlich ausgesprochene Absicht unerreicht geblieben. Nur mangelhafter Kenntnisse in den, zu gründlicher Bearbeitung dieses Stoffs erforderlichen Wissenschaften sich bewußt, aber von redlichem Wahrheitseifer angetrieben, gedachte er, durch Veröffentlichung der Ergebnisse seiner Forschungen, etwelche ernstere Erörterungen von Seite angesehener Fachmänner hervorzurufen. Belehrung, Widerlegung war es ganz eigentlich, was er zu erzielen sich bemüht hatte. Obgleich ungeübt in der wissenschaftlichen Polemik, wäre er dennoch, getrosten Muthes, auch mit überlegenen Gegnern in die Schranken getreten, weil die Wahrheit — der Inbegriff all' seiner Bestrebungen — durch jede Prüfung, mittelst der ihr eigenthümlichen Urkraft, nur immer gewinnen konnte. Beruht ja doch eben auf solch' freier, rücksichtloser Prüfung das große Vorrecht des Protestantismus; warum sollte dann gerade diese wichtigste aller Wissen-

schaften, nur mit einer Schüchternheit und Zaghaftigkeit behandelt werden, als ob Halbgelehrte oder Ungelehrte, gleichsam von Rechts wegen, davon ausgeschlossen wären?

Von günstiger Vorbedeutung für die Erreichung dieses Zwecks schien dem Verfasser die rasche, ungemein starke Verbreitung dieser Schrift, in den nahen und fernen Gauen Deutschlands. Als daher die erste, beträchtliche Auflage beinahe vergriffen war, ließ er es an wiederholten, kräftigen Aufforderungen zu angemessenen Controversen, in den gelesensten öffentlichen Blättern Deutschlands und der Schweiz, nicht ermangeln. Noch ward jedoch der Handschuh nicht aufgehoben. Statt dessen ließen sich, in mehrern angesehenen Zeitschriften, fortwährend belobende und ermunternde Stimmen vernehmen, auf welche der Verfasser allerdings hohen Werth zu setzen geneigt wäre, insofern dieselben auch auf die Gegner etwelche helleborische Kraft zu äußern vermöchten.

Indem wir uns „Protestanten“ nennen, ist doch wohl nichts natürlicher, als daß wir auch der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes nachforschen; da muß es uns dann sogleich klar werden, daß unser Glaubenssystem, — als ein protestantisches —, negativer Art ist, d. h. daß unser Glaube auf Verneinung, auf Verwerfung beruht. Hieraus ergiebt sich dann von selbst die Frage: welches sind die, vom Protestantismus verworfnen Positionen, d. h. die, von den Reformatoren im sechszehnten Jahrhundert negierten, Lehrsätze? Diese so einfache Grundansicht, war der Keim, welchem die vorliegende Arbeit des Verfassers entsproß. Ist der Protestantismus zu freier, unbefangener Forschung, — ist er Alles zu prüfen — berechtigt und verpflichtet, warum sollte der Glaube seiner Väter nicht, vorzugsweise, in den Bereich derselben gezogen, — warum nicht eben der Katholicismus, mit der

Fackel der Geschichte, auf's hellste beleuchtet werden dürfen? —

Die, im vorhergehenden Hefte begonnene, Zergliederung der wichtigsten Unterscheidungslehren beider christlichen Haupteonfessionen, wird in dem vorliegenden Bändchen dem Ziele näher geführt, so zwar, daß in der spätern, letzten Abtheilung dann einzig noch das Hauptdogma der Eucharistie zu erörtern übrig bleibt, dessen gründlichste, sorgfältigste Behandlung sich der Verfasser zur höchsten Pflicht und Freude rechnen wird.

Einen merklichen Zuwachs erhielt diese zweite Auflage, durch die Erläuterungen über den Orden der Jesuiten, und über die Leistungen der katholischen Missionsanstalten. Von Letztern haben die Protestanten wohl größtentheils gar keine, oder doch nur ganz mangelhafte Begriffe; deßnahen eine getreue Schilderung derselben, auf Grundlage der neuesten und zuverlässigsten Geschichtsurkunden, dem Verfasser als sehr zweckmäßig erschien. Ueber Jesuiten und Jesuitismus aber wird von protestantischen Idioten, vorzüglich in neuerer Zeit, in Kreuz und Quer, so emsig und leidenschaftlich gefaselt, daß eine triftige Zurechtweisung derselben hier wohl nicht am unrechten Platze sein konnte.

Dieser kurzen Einleitung möge noch eine Stelle aus Ildef. von Arx zum Schlußsteine dienen. Der, auch in Balthasars Helvetia, wegen seiner Redlichkeit und Unparteilichkeit, ungemein belobte, vaterländische Geschichtschreiber sagt in dem, seinen „Berichtigungen und Zusätzen zu den drei Bänden der Geschichten des Kantons St. Gallen“ vorangestellten, etwas geharnischten Prologe: „Mein Werk fand im Ausland weit stärkern Anklang, als in der Schweiz, wo man sich nur im Lobe gefällt und keinen Tadel erträgt. Immer beruft sich meine

Geschichte auf das urkundliche Recht, nach welchem Viele die Handlungen ihrer Voreltern nicht beurtheilt zu sehen wünschen. Die Reformation ward bis dahin blos von ihren Anhängern beschrieben, und im hochlobenden Preis, als ein vom Himmel aufgegangenes Licht dargestellt, und noch nie darüber die andre Partei vernommen. Diese nun, das Gegentheil erzählend und ihre Angaben mit Gründen beweisend, zu vernehmen, war unangenehm. Es gab auch Leser, welche ungern das Lob einiger Aebte und Geistlichen, weit lieber deren Tadel vernahmen, und, im nämlichen Widerspruch ihres Glaubens, ihre Ansichten richtiger zu sein wähnten, als die meinigen. Wohl wurden, in mehrern Schriften, einige meiner Ansichten bestritten, allein ungeachtet aller Nachforschungen in den Archiven, konnte dennoch keine Unrichtigkeit mir aufgedeckt werden."

Möchte der Verfasser obige Stelle ohne Unbescheidenheit auch auf diese seine Arbeit anwenden dürfen!

Zürich, im April 1840.

Philalethes.

Weitere Erörterungen der confessionellen Unterscheidungslehren.

Indem wir nun in Erörterung der Unterscheidungslehren fortschreiten, sprechen wir zuvorderst von dem kirchlichen Disciplinar-Gesetze des

Cölibats,

oder des ehelosen Standes der Priester, welches — besonders in unsrer Zeit — so häufig und so heftig angestritten wird. Wir richten dabei unser Augenmerk zuerst auf den geschichtlichen Ursprung dieser Lehre, beleuchten dann ihre Gestaltung und Ausbildung in der christlichen Kirche — nach Anleitung der dahin gehörigen, biblischen Beweisstellen sowohl, als der bewährtesten Kirchenväter und verschiedner Conciliarbeschlüsse —, und fügen zuletzt noch die Ansichten und Urtheile gewichtiger, protestantischer Theologen der ältern und neuern Zeit, über diesen Gegenstand bei.

Wenn wir auf geschichtlichem Wege die Meinungen der Völker hierüber unbefangen zu erforschen uns bemühen, gelangen wir zur Ueberzeugung, daß selbst im tiefen Alterthum Spuren hievon sich vorfinden, und daß überhaupt wohl kein Gesetzgeber jemals war, der nicht in diesem Punkt — der Enthaltsamkeit — den Priestern irgend welchen Zwang auferlegt hätte. So mußte der Hierophant bei den Griechen ehelos bleiben, und in strenger Enthaltsamkeit leben; so lag den Priesterinnen der Ceres zu Athen die gleiche Pflicht ob. Die Verlobten der Griechen mußten der Diana ein Sühnopfer darbringen für ihre Entweihung, und besondere Gesetze waren vorhanden, welche auf diese religiöse Ceremonie Bezug hatten. Bekannt ist auch aus den Schriften des Alten Testaments die vorschriftmäßige Enthaltsamkeitszeit der hebräischen Priester. In

Aethiopien und Egypten beobachteten die Priester wie die Mönche eingeschlossen den Cölibat. Welche Huldigungen der tiefsten Ehrfurcht zollte nicht das heidnische Rom seinen vestalischen Jungfrauen! Deutlich spricht auch Virgil (Aen. VI, 661.) von lebenslänglicher Keuschheit der Priester. Auch aus Plutarch (Symp. 1. III. Quæst. VII.) und Demosthenes (contra Timocratem) lassen sich deutliche Beweisstellen anführen. Woher, fragen wir, diese Uebereinstimmung in den Begriffen aller Völker? — So war es in der alten Welt. Reisende haben in Peru und Indien Vestalinnen gefunden; auch in China behauptet die Keuschheit hohes Ansehen. Aus Makenzins Reisen wissen wir, daß selbst die Huronen und Irokesen vor der Feier des Kalumet Enthaltsamkeit beobachten. Wer sollte dann nicht das Erstaunen des großen Leibnitz theilen, über solch' wunderbaren Einklang der, in Sitten, Sprache, Religion und Clima so sehr verschiednen Nationen! —

Fassen wir nun die Begründung dieser Lehre im Christenthum näher in's Auge, so haben wir mehrere Aussprüche des Erlösers selbst sowohl, als seiner Apostel zu beachten. Wie oft sprach nicht unser Herr, bei verschiedenen Gelegenheiten, von der Natur und Nothwendigkeit einer gänzlichen Selbstverläugnung. Was er aber von dem jungfräulichen Leben sagt, welches diejenigen, die dazu fähig sind, um des Reiches Gottes willen erwählen sollen, enthält wohl mehr, als was ganze Bände menschlicher Beredtsamkeit darüber lobend sagen könnten. Ist sich dann zu verwundern, wenn hierauf, in den ersten Jahrhunderten der Kirche, eine große Anzahl Männer und Weiber sich befanden, welche sich vorgenommen hatten, keine andre Liebe zu kennen, als die Liebe Gottes in dem jungfräulichen Stand? Ganz ausdrücklich spricht der Erlöser bei Matth. XIX, 12. von solchen, die um des Reiches Gottes willen sich entmannt — der Fleischeslust entsagt — haben; bei Matth. XIX, 26. und Luc. XIV, 26. 33. von der Nothwendigkeit, Weib, Eltern und alle Anverwandten, ja selbst sein eignes Leben hintanzusetzen, um zu seiner Nachfolge tauglich zu werden und das ewige Leben zu ererben. So entsagten auch die Apostel Allem, wie Petrus erklärt (Marc. X, 28.). In genauer Verbindung mit dieser Vorschrift steht die Parabel bei Luc. XIV, wo der Entschuldigung des zur Mahlzeit Geladenen: „ich habe ein Weib genommen und kann deßwegen nicht erscheinen“ — ein scharfer Tadel

zu Theil wird. Von einem allgemeinen Gesetze konnte freilich damals um so weniger die Rede sein, da keine hinlängliche Zahl Unverehlichter für bischöfliche und priesterliche Aemter vorhanden war, weil die römischen Gesetze durch doppelten Tribut, Frohndienste u. s. w. die jungen Leute zur Heirath nöthigten.

Den nähern Commentar zu dieser Lehre giebt uns der große Weltapostel 1. Cor. VII. an die Hand. Deutlich genug sprechen doch wohl die dortigen Stellen: „Ich wünschte, daß alle Menschen ledig wären, wie ich es bin; den Ledigen und Wittwen sage ich: es ist ihnen gut, daß sie also bleiben; bist du ledig vom Weibe, so suche keines; ich will, daß ihr ohne Sorgen seid, — wer ohne Weib ist, sorgt für das, was dem Herrn gehört und wie er ihm gefalle, wer aber ein Weib hat, sucht ihr zu gefallen; u. s. w. (Welch übergroßen Werth auch Johannes dem Cölibat beilegte, erhellt aus s. Apocal. XIV, 4.) Daß diese Pauliniſche Lehre mit andern, von den Protestanten gewöhnlich angerufenen, Schriftstellen durchaus nicht im Widerspruch stehe, muß jedem Unbefangenen bald einleuchten. 1. Tim. IV. eifert nämlich Paulus nur gegen diejenigen der damaligen Häretiker, welche die Ehe für unerlaubt hielten, und als etwas Verwerfliches erklärten (auch die Speisen für etwas an sich selbst Unreines hielten). Sowie er nun im Punkte des Fastens keine Speise verboten wissen wollte, und doch wieder erklärte, daß er lieber niemals Fleisch essen, als die Schwachen ärgern wollte, — wodurch er eben die richtige Art des Fastens bezeichnete —, so tadelt er auch jene, welche die Ehe verbieten, indem er dennoch zugleich der Ehelosigkeit den Vorzug zuerkennt. — Auch die Vorschrift Pauli 1. Tim. III, 2. 12. und Tit. I, 6., daß Bischof und Diakon nur Eines Weibes Mann sein sollen (*μιᾶς γυναικὸς ἀνήρ*, nach der treuen Vulgata: *unius* uxoris vir) bietet nicht den geringsten Widerspruch dar; wurde ja doch von den Diakonissinnen 1. Tim. V. ebenfalls gefordert, daß sie nicht zum zweiten Mal sich verheirathen dürfen. („Kein Bischof, kein Priester, kein Diakon, keine Diakonissin kann zur zweiten Ehe schreiten," heißt es auch bei Origenes, Hom. in Isajam.) Wer könnte albern genug sein, aus jener Stelle den Schluß zu ziehen, daß ein Bischof oder Diakon nothwendig ein Weib haben müsse, — während sie zu jeder Zeit von der Kirche so ausgelegt ward, daß da, wo anfänglich, wegen Mangel

an tauglichen Personen unverehlichten Standes, allerdings auch Verheirathete gewählt werden mußten, diese nie zur zweiten Ehe schreiten durften. Jene andre Auslegungsart wäre ja offenbar nicht nur mit der Lehre und dem Beispiele des nämlichen Apostels, — der den ledigen Stand so nachdrucksam empfahl, und selbst ledig war, — in auffallendem Widerspruch; sondern es müßten sogar die übrigen Apostel, die — gleich ihrem Meister — unverehlicht blieben, oder doch, — wie Petrus, der vor seiner Berufung zum Apostelamt in die Ehe getreten war —, ihr früheres Weib verließen, jenem Gebot zuwider gehandelt haben. Ferner würde aus jener steifen, starren Auslegungsart folgen, daß nach der gleichen Paulinischen Vorschrift 1. Tim. III, 4. jeder Bischof auch Kinder — und zwar gehorsame Kinder haben müsse, so daß er, — wenn seine Ehe unfruchtbar bliebe, wenn er Wittwer würde, wenn seine Kinder stürben, oder wenn sie sich ungehorsam erzeigten —, in all' diesen Fällen seines bischöflichen Amtes verlustig würde. Nicht weniger abgeschmackt sind die Schlüsse, welche aus den Schriftstellen Matth. XIX, 4. und Gen. II, 24. auf eine allgemeine absolute Pflicht zu ehlicher Verbindung gezogen werden. (Cap. 28 des Baselschen Glaubensbek. vom J. 1536; ein Satz, von welchem nicht nur in der ganzen Bibel kein Wort enthalten ist, gegen den sie sich vielmehr förmlich ausspricht, und nach welchem sogar, — wenn er begründet wäre —, selbst Christus und die Apostel das göttliche Gebot verletzt hätten.) Dem freien Willen des Menschen soll es anheimgestellt bleiben, durch höhere Freiheit einen bloß sinnlichen Trieb mit gänzlicher Entsagung zu bekämpfen, oder denselben in einer rein menschlichen, vernünftigen Richtung zu opfern, und der Stimme des Schöpfers zu höhern Zwecken zu folgen. Wer sieht nicht ein, daß diese Forderung der Kirche keineswegs der menschlichen Freiheit Fesseln anlegt, sondern daß der Mensch selbst es ist, welcher, um zu gewissen Zwecken zu gelangen, seine eigene Freiheit beschränkt, und sie aus freiem Willen dem Gesetz unterwirft? Indem die Kirche den Priestern die Ehelosigkeit zur Pflicht macht, erklärt sie einzig und allein, daß sie solche Diener des Heiligthums haben wolle, welche sich freiwillig entschließen, in diesem vollkommneren Stand zu leben, welcher mehr Freiheit gewährt, sich mit dem zu beschäftigen, was des Herrn ist, und mit allem dem, was Gott gefallen kann; sie macht den Priestern einen

Stand zur Pflicht, welchen zu allen Zeiten eine Menge Leute, die nicht die heiligen Weihen empfangen hatten, mit völliger Freiheit übernahmen, bloß weil sie von der Wahrheit des, vom heil. Paulus ausgesprochenen Gedankens überzeugt und von einem wahren Eifer beseelt waren, Gott zu gefallen. Verdienten wohl solche Priester, die sich nicht einmal so weit zu erheben vermöchten, wie diese Laien sich erschwungen, besonders für den Dienst Gottes geweiht zu werden? Wer konnte je in Abrede stellen, daß häusliche Sorgen den Geist vom Allgemeinen ablenken, die Selbstaufopferung am Krankenbette lähmen, den Muth in Zeiten der Verfolgung beugen, die Freigebigkeit gegen die Armen hindern, und die Nebenstunden rauben, welche dem Gebet und den Wissenschaften gewidmet sein sollen? Dadurch, daß die katholische Kirche von ihren Priestern Ehelosigkeit fordert, verwirft sie die Ehe keineswegs; sie zwingt auch Niemanden zum geistlichen Stand; im Gegentheil, sie bedient sich all' ihrer Macht und der ganzen Strenge ihrer Strafen, um zu verhüten, daß dieses Gelübd nicht unbedachtsam, oder unter irgend einem falschen Einfluß, abgelegt werde (Concil. Trid. XXV, 15—18.), und sie spricht sogar Jeden, der einen stattgefundnen Zwang frühzeitig genug beweisen kann, alsogleich von seinem eingegangnen Gelübde los. Niemand wird zur Ablegung der Gelübde zugelassen, der nicht vorher eine Probezeit von einem oder mehreren Jahren ausgehalten hätte, und in dieser Probezeit werden größere Opfer von ihm gefordert, strengere Uebungen ihm auferlegt, als sie ihm später jemals zugemuthet werden. Konnte er dieß Alles auf sich nehmen, und fühlt er nach Ablauf der gedachten Frist, wo jede flüchtige Begeisterung gewiß durch das bestandne Probejahr hinlänglich abgekühlt ist, noch Lust in sich, für seine übrige Lebenszeit sich zu binden, so darf man doch wohl vertrauen, daß sein Schritt ein überlegter und ernstgemeinter war, und daß keine Reue ihn deßhalb quälen, daß ein vorübergehendes Mißbehagen, welches ihn im schlimmsten Fall einmal beschleichen mag, sich leicht verlieren werde. Mit Recht fordert dann aber wohl die Kirche, daß diejenigen, welche in den geistlichen Stand eintreten wollen, ehelos bleiben, da — nach dem Zeugniß des Epiphanius — schon die Apostel erklärten, daß es Sünde sei, nach angelobter Virginität zu ehlichen. Wer sich freiwillig und feierlich zum eheloſen Stand verpflichtet hat, um ein kirchliches Lehr- und Hirtenamt annehmen

zu können, nach welcher — selbst bloß allgemeinen — Rechtsregel sollte er dieser Verpflichtung sich zu entziehen befugt sein? und muß nicht allen Verträgen und Verbindlichkeiten, deren Gegenstand erlaubt ist, Genüge geleistet werden? (Volenti non fit injuria.) Sowie der Verehlichte sich seines freien Willens begeben hat, und nicht mehr wählen kann, solange er durch eigene Wahl an seine Ehehälfte gebunden ist, so auch der katholische Priester; und es liegt wohl nur eine oberflächliche, durch Sinnlichkeit bestimmte Auffassung dieser Verhältnisse, zum Grunde, wenn man wähnt, daß zur würdigen Durchführung der Ehe eine geringere moralische Kraft, als zum ehelosen Leben, erforderlich sei. Sollte derjenige, welcher in einen Orden zu treten sich gedrungen fühlt, nicht ebensowohl Fug und Recht haben, nach seinem Willen zu leben, wie andre Menschenkinder? Es lebt so mancher als Wüstling und Verschwender in der Welt und Niemand hindert ihn; lockere Gesellen bilden gar mancherlei Vereine zu einem lustigen Leben, das weder für sie heilsam, noch für andere nützlich und erbaulich ist, und Niemand untersteht sich, es ihnen zu verbieten. Sollen Menschen, welche in der Stille Gott dienen und für das Heil ihrer Seele wirken wollen, nicht eben dieselben Rechte genießen? — Uebrigens ist jedes Gesetz gut für den, der es hält; jedes ist schlimm für den Uebertreter. Bloß deßwegen, weil es Ehebrüche giebt, ist die Ehe selbst nicht verwerflich; oder sollte man die Ehe abschaffen, weil dadurch das Uebel selbst auch allerdings wegfiele? Hebt die Gesetze auf, dann giebt's freilich auch keine Diebe, keine Mörder, keine Sünder mehr! Das Gesetz ist's ja eben, welches die Sünde gebiert, sowie die Sünde den Tod.

Vernehmen wir nun die Aussprüche der Kirchenväter und Concilien über diese Lehre.

Schon in der Mitte des zweiten Jahrhunderts sehen wir Justin und Athenagoras die entschiednen Vorzüge des Cölibats vertheidigen. Damals schon waltete die Absicht, den Cölibat der Geistlichen zu einem allgemeinen Gesetze zu erheben, welchem Vorhaben sich jedoch Dionysius, Bischof zu Corinth, widersetzte, — wie Eusebius in seiner Kirchengeschichte meldet. Nicht lange nachher prangte schon jede Kirche mit einem Chor Jungfrauen, die der Bischof von Carthago, Cyprian, in seinem Libr. de hab. virg. als „die schönste Zierde der Kirche, den auserwählten Theil,

die Freude des Herrn“ u. s. w. preist. Der große Athanasius, Bischof von Alexandrien, in seiner Schutzschrift an den Kaiser Constantin, sieht sogar in diesem „ehrwürdigen und himmlischen Stand“ den stärksten Beweis für die Wahrheit und Gewißheit der christlichen Religion. Das zweite Concilium von Carthago vom J. 390 beschließt, daß die Bischöfe, Priester und Leviten, welche den göttlichen Geheimnissen dienen, durchaus enthaltsam sein sollen, damit auch sie befolgen, „was die Apostel gelehrt haben und selbst das Alterthum beobachtete“, daß nämlich die Bischöfe, Priester und Diakonen die Keuschheit bewahren, und von Eheweibern sich enthalten. Vorher war die Kirche — wie Epiphanius sagt — wegen Mangel an geeigneten Personen zu etwelcher Nachsicht genöthigt gewesen. Hieronimus bezeugt, L. 1. Dont. jovin.: „die orientalischen und apostolischen Kirchen haben niemals andre Bischöfe und Priester gehabt, als ledige, oder wenn sie verehlicht waren, so haben sie jeder ehelichen Gemeinschaft entsagt.“ Auch aus Cyrill von Jerusalem ließen sich noch mehrere bündigste Beweisstellen anführen. Origines, Hom. 23. in Num., sagt, „daß nur jener das immerwährende Opfer darbringen soll, welcher sich der immerwährenden, ewigen Keuschheit gewidmet hat.“ Papst Siricius, ad Himer. Taracon., schreibt, bezüglich auf die schon im Alten Bunde von Gott verordnete Enthaltsamkeit der Priester, so lange sie im Tempeldienste waren: „Wenn also die levitischen Priester zur Zeit des Tempeldienstes von den Weibern sich enthalten mußten, um wie viel mehr müssen es die Priester Christi, die täglich im Dienste eines noch weit göttlicheren Opfers sind!“ (Dieser Papst war es, welcher zu Ende des vierten Jahrhunderts, — nachdem durch die christlichen Kaiser die gegen die Ehelosen gerichteten Gesetze aufgehoben waren, Jungfrauschaft und Enthaltsamkeit als wahre Tugenden in der Kirche aufblühten und die Nothwendigkeit nicht mehr vorhanden war, Verheirathete zu Priestern zu nehmen —, die Eheloſigkeit der Geistlichen ganz besonders betrieb; daher er denn auch irriger Weise von solchen, welche die ältere Kirchengeschichte nicht genug kennen, für den Urheber des Cölibatgesetzes gehalten ward!) In gleichem Sinne lautet auch das Decret der Kirchenversammlung von Neocäsarea im Jahr 314, Cap. 1.; und früher schon hatte — nach Zwingli's eignem Geständniß — das allgemeine Concilium von Nicäa

den Cölibat wirklich sanctionirt. (Zwar berief sich dagegen Zwingli auf das Privatconcilium von Gangra; allein in diesem war nicht einmal von einem Priester die Rede, der wirklich ein Weib hatte, noch viel weniger von einem, der als solcher ein Weib nahm, sondern von einem Priester, der früher verehlicht gewesen war.)

Da übrigens bei unsren protestantischen Brüdern, begreiflicher Weise, das Urtheil angesehener Reformatoren von vorzüglichem Gewicht ist, so mögen sie sich gesagt sein lassen, daß Zwingli es war, welcher, in seinem Brief an den Bischof in Constanz, diejenigen „glücklich pries, denen es von oben herab gegeben sei, ohne Gattin zu sein", und daß er es jenen „zur Ehre rechnete, welche keusch leben können". Noch weit stärker äußerte sich hierüber Hausschein in der öffentlichen Disputation zu Basel. Dennoch waren es gerade diese Herolde des neuen Glaubens, welche jene beschwornen Gelübde als „der evangelischen Freiheit widerstrebend" darstellten, Mönche mit Nonnen zu kuppeln sich beflissen, und zuerst von der, durch sie selbst so hoch gepriesnen, Vollkommenheit herunterzusteigen eilten. — Uebrigens wußte Zwingli so gut, wie jeder andre Katholik, daß auch bei der römischen Kirche die Virginität kein Gebot, sondern ein freiwilliger Entschluß sei, daß sie Niemanden zum geistlichen Stande, womit sie die Enthaltsamkeit verbindet, zwingt, und daß sie sogar jeden, der einen stattgefundnen Zwang zu gehöriger Zeit beweisen kann, alsogleich von dem eingegangnen Gelübde lossspreche. Luthers Ansichten über den Cölibat beruhten hauptsächlich auf seiner leidenschaftlichen Widerspenstigkeit gegen jede kirchliche Autorität. Kaum darf man in Wahrheit seinen Augen trauen, wenn man — T. II. Jen. 214. — die bedeutsame Stelle liest: „Weiter sage ich, wenn's geschähe, daß ein, zwei, hundert, tausend und noch mehr Concilien beschließen würden, daß Geistliche möchten ehelig werden, so wollt ich eher durch die Finger sehen und Gottes Gnade vertrauen, dem der sein Lebenlang ein, zwei oder drei Huren hätte, als dem der ein ehelich Weib nähme nach solcher Concilien Schluß. Ja ich wollt an Gottes Statt gebieten, daß niemand aus Macht eines solchen Schlusses bei Verlurst seiner Seligkeit ein Weib nehme."

Und wie lauten die Stimmen gewichtiger Männer der neuern Zeit, über Werth oder Unwerth des Cölibats? „Durchgehends finden wir schon in der alten Welt", sagt Hufeland in seiner Makrob.,

„daß diejenigen, von welchen man etwas Außerordentliches und Ausgezeichnetes erwartet, sich der physischen Liebe enthalten mußten. Die Tugend der Enthaltsamkeit ist die erste Grundlage moralischer Festigkeit und Mannheit des Charakters.“ (Wir erinnern hier auch an den freiwilligen Cölibat mehrerer großer Männer der ältern und neuern Zeit, eines Plato, Antisthenes, Xenocrates, Newton, Leibnitz u. s. w.) „Die Einwendungen der Weltkinder von Naturwidrigkeit, frevelhafter Unterdrückung eines von Gott selbst eingepflanzten Triebes, Entstehung stummer Sünden u. s. w. sind bekannt; und Weltkinder, denen irdisches Vergnügen das Höchste ist, können nicht wohl anders urtheilen. Aber man nenne einen wahren, apostolischen Diener Gottes, der gegen die Ehelosigkeit gesprochen hätte.“ (Kirchhoff.) Auch Joh. v. Müller hält „vollkommene Keuschheit, als Sieg über den mächtigsten Reiz, allezeit für ehrwürdig.“ „Das Familienleben in der Kirche“, sind Worte Menzels, „widerspricht ihrer Würde und ist ihrer Kraft und Einheit überaus nachtheilig. Der Cölibat fesselt den einzelnen Priester, statt an Land und Familie, lediglich an Himmel und Kirche.“ In eben diesem Sinne spricht sich Feßler in s. Ans. von Rel. und K. aus. Auch was Dr. Walch in Göttingen, ein angesehener, der katholischen Kirche keineswegs geneigter Theologe in s. Vorrede zu v. Einems Uebers. der Mosheimischen Kirchengesch. über die großen und fast unüberwindlichen Schwierigkeiten sagt, welche dem, mit Weib und Kindern belasteten Geistlichen entgegentreten, wenn er der Religion und den Wissenschaften durch gelehrte Werke nützlich werden will, — verdient in der That alle Beherzigung. — William Cobbet, einer der berühmtesten und dabei freisinnigsten Schriftsteller Englands, Verfasser der „Geschichte des Engl. Parlaments, 12 Bde.“, sagt in seiner Gesch. der prot. Reform in Engl. und Irl.: „Die katholische Kirche zwingt Niemanden, das Cölibatsgelübde abzulegen, sie erklärt bloß, daß sie Niemanden als Priester, Mönch oder Nonne aufnimmt, der dieses Gelübde verweigert. Der heil. Paulus empfiehlt allen Lehrern des Christenthums angelegentlich ein eheloses Leben. Die katholische Kirche hat auf diese Anempfehlung ein Gesetz gegründet, und das aus demselben Grunde, nämlich damit jene, welchen, nach dem eignen Ausdruck unsrer protestantischen Kirche, die Seelsorge obliegt, so wenig als möglich andre Sorgen haben, und

frei seien von den unaufhörlichen und zuweilen drückenden Sorgen, die — wenn man Weib und Kinder hat — unvermeidlich sind. Welcher Priester, der Weib und Kind hat, wird nicht an diese mehr denken, mehr für sie besorgt sein, als für seine Heerde? Wird er so bereit sein, Almosen zu geben, oder den Armen wie immer behülflich zu sein, als er es thun würde, wenn er für keine Familie zu sorgen hätte? Wird er nie in Versuchung gerathen, von seiner Pflicht abzuweichen, um seinen Söhnen und Schwiegersöhnen Protektion zu verschaffen? Wird er sich immer so unverzagt den Regenten gegenüberstellen, ihre Bedrückungen und Laster ihnen vorhalten, als er es thun würde, wenn er keinen Sohn hätte, für welchen er ein Amt oder eine einträgliche Anstellung suchte? Und — um Hunderte, ja wohl Hunderte von Gründen zu übergehen, die noch beigefügt werden könnten —, wird der verehlichte Priester so bereit sein, wie der unverehlichte, an dem Lager der Krankheit und Ansteckung zu erscheinen, — an der gefährlichsten Stelle, wo sein Pflichteifer so gebieterisch ihn hinruft? Wird er da nicht, gleich jenen protestantischen Pastoren, deren Dr. Milner (in seinen Briefen an Sturges S. 70.) erwähnt, — sagen: „Was meine Person betrifft, so fürchte ich mich ebensowenig, als die katholischen Priester, dem Tod in's Angesicht zu schauen, aber in den Schooß meiner Familie darf ich kein ansteckendes Gift bringen. So erscheint dann der Cölibat der katholischen Geistlichkeit, gegen welchen unsre Pastoren ihr Lebenlang deklamirten und noch deklamiren, welchen sie uns — ihrer Heerde — als etwas Verächtliches und Gottloses darstellen, bei allem dem doch als ein höchst ehrwürdiges, heilsames und nothwendiges Hülfsmittel der Seelsorge.“ An einer andern Stelle sagt Ebenderselbe: „Wenn wir das Gesetz der katholischen Kirche, welches von denen, die den geistlichen Stand wählen, — denn Niemand wird dazu genöthigt —, ein Gelübd der Keuschheit fordert, aus einem religiösen, moralischen, bürgerlichen oder politischen Standpunkt betrachten, so finden wir, daß es auf Weisheit gegründet und eine große Segnung für das Volk im Allgemeinen war.“ Mit den stärksten Beweisgründen vertheidigte auch schon der große Leibnitz den Cölibat in s. Syst. theol. p. 322.

Und warum finden es wohl die heftigen Gegner des Cölibats weniger — oder ganz und gar nicht anstößig, daß andre, weit zahl-

reichere Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, — Militärpersonen, Dienstboten, Arme u. s. w. —, großentheils zum Stand der Ehelosigkeit verurtheilt sind? Warum halten sie es nicht auch für ein widernatürliches Gesetz, wenn die Potentaten den Militärpersonen zu heirathen verbieten, oder ihnen die Erlaubniß dazu erschweren, und wenn — wie in mehreren großen Ländern geschieht — auch denen vom Civilstande die Heirath untersagt ist, im Falle sie nicht ein bestimmtes Vermögen besitzen oder es durch die Heirath erlangen? Oder wo kann der Cölibat eher als ein hartes und widernatürliches Gesetz betrachtet werden, — von denen, bei welchen durch ihre Verhältnisse mit der Welt, Beispiele und mancherlei Umstände jene Naturtriebe frühe geweckt werden, und welche täglich neuen Anreizungen ausgesetzt sind, — oder von denen, bei welchen sie nach ihrer ganzen Bildung und Erziehung lange in einem wohlthätigen Schlummer erhalten werden, und bei denen, wenn sie auch erwachen, durch alle ihre Verhältnisse und Beschäftigungen sie leicht wieder unterdrückt und zum Schweigen gebracht werden? Bekannt genug ist es auch, daß nicht nur hie und da den Staatsdienern das Heirathen erschwert oder ganz untersagt wird, sondern daß man auch jungen Leuten aus der niedern, arbeitenden Klasse das Heirathen nur insofern gestattet, als sie sich über ein eigenthümliches Vermögen von einigen hundert Gulden auszuweisen im Stande sind. — Im Englischen Parlament war schon ganz ernstlich davon die Rede, einen namhaften Theil der arbeitenden Klassen zum ehelosen Stand gesetzlich zu nöthigen, um sie nicht der offenbarsten Hungersnoth preiszugeben! (Auch die, noch im vorletzten Decennium in Deutschland zur öffentlichen Sprache gekommne, berüchtigte Insibulationstheorie darf hier nicht unerwähnt bleiben.) Und solch ein Zwang sollte sich rechtfertigen lassen, während man es hart, unsinnig, grausam findet, Männer, deren Religion ihnen Enthaltsamkeit, Fasten, eifriges Gebet und eine Menge Kasteiungen auferlegt, die durch ein feierliches Gelübd gebunden sind, dessen Verletzung, wenn es bekannt wird, ihnen unauslöschliche Schmach bereitet, — nicht etwa zu solch einem Gelübde zu nöthigen — wovon niemals die Rede sein konnte —, sondern ihnen zu erlauben, ein solches freiwillig einzugehen? Welch seltsamer Widerspruch! welch wahre Ruchlosigkeit!! —

Wenn nun in unsrer Zeit hin und wieder die Aufhebung dieses

kirchlichen Disciplinargesetzes als zweckmäßig, ja selbst als nothwendig dargestellt, und dabei hauptsächlich auf die Unenthaltsamkeit vieler Geistlicher hingewiesen wird; so kann wohl über diese Erscheinung niemand, der auch nur einigermaßen in der Kirchengeschichte bewandert ist, erstaunen. Schon der Häretiker Helvidius suchte diesen Grund bei dem heil. Hieronymus geltend zu machen, welcher ihm jedoch triftig erwiderte: „Solche Unenthaltsamkeit ist Fehler der Menschen, nicht des Standes; wie viele Christen giebt es, die unchristlich leben, — sollte man deßwegen die christliche Religion selbst verachten?!“ Gewiß wird die Kirche zu keinen Zeiten die Tugend der Virginität und Enthaltsamkeit, auf welche sie immer, — besonders in ihren Apologien gegen die Heiden —, so hohen Werth setzte, herabwürdigen; denn wer sollte sie eher auszuüben sich berufen fühlen, als die Geistlichen! Nur deßwegen, weil einzelne weltlich gesinnte Geistliche, sich zum wahren, reinen, göttlichen Geist emporzuschwingen nicht Lust haben (von der Kraft kann hier die Rede nicht sein: „ich kann Alles durch den, der mich stärkt,“ sagt der Weltapostel; — und wer zum Zweck gehalten ist, der ist auch zu den Mitteln gehalten), wird wohl die Kirche keineswegs in Vergleichsunterhandlungen mit der Sinnlichkeit sich einzulassen gedenken. Eine theilweise Nachgiebigkeit müßte den Leidenschaften nur neue Nahrung geben, — wie dieß beim Schlemmer, beim Geizhals u. s. w. auch der Fall ist. Der Geistliche, welcher seine Leidenschaft nicht zu bezähmen vermag, würde wohl auch im Ehestand — gleich so vielen andern Mitmenschen — nicht durch Genügsamkeit sich auszeichnen. — Auch die Gränzlinie zwischen Kirche und Staat würde durch Beseitigung des Cölibats, wie wir schon oben gezeigt haben, nothwendiger Weise verwischt. Zudem ist der Priester als Stellvertreter Christi zu betrachten; gleich seinem göttlichen Meister und Vorbild soll auch er — der zeitliche Seelenhirt — Alles, selbst das Leben, für seine Schafe opfern. Kann, vermag dieß der verehlichte, mit Weib und Kindern reichbegabte, dagegen von Nahrungssorgen oft hartbedrängte Geistliche? Wie mancher angesehene, katholische Priester hinterläßt ruhmvolle Denkmäler seiner Freigebigkeit und Großmuth, durch namhafte, oft sehr bedeutende Vermächtnisse und Stiftungen zu menschenfreundlichen Zwecken, während nicht selten die verehlichten Pastoren ihren Gemeinden trostlose Gattinnen und unmündige Kinder zur Versorgung

zurücklassen! — — Sollte indessen vielleicht hie und da ein Theil der katholischen Geistlichkeit durch Ausschweifungen die Aufhebung des Cölibats herbeizuführen wähnen, so möge er an die kirchlichen Verhältnisse des eilften Jahrhunderts zurückdenken, wo — allgemeiner als jetzt, und mit größerm Nachdruck und Ungestüm als jetzt — die Aufhebung des Cölibats war betrieben, allein durch Gregor VII. verhindert worden, welcher dann die Kirche vom schändlichen Concubinat reinigte und eine geistige Geistlichkeit wieder herstellte. Auch zur Zeit des Tridentinischen Conciliums war die Kirche durch ähnliche Umtriebe behelligt worden. Wenn in unsern Tagen bisweilen katholische und selbst protestantische Laien ihre Zungen und Federn in Bewegung setzen, und aufs grimmigste gegen den Cölibat zu Felde ziehen, so kann dieß niemanden befremden; der die Gesinnungen dieser neuen Glaubenshelden gegen die christliche Kirche zu durchschauen sich die Mühe nimmt. Hier reichen sich Unverstand und Bosheit die brüderliche Hand. Durch Herabwürdigung des einflußreichen, aber ihren tollen Entwürfen hinderlichen Priesterstandes, das Ansehen der Kirche selbst mittelbar zu untergraben, werden sie vergeblich sich abmühen; der Stein des Sisyphus wird ihre Anstrengungen würdig lohnen. — Wer den hohen Standpunkt des katholischen Priesters — der mehr als bloßer Volkslehrer und Prediger ist — betrachtet, wer den bisherigen Gang der katholischen Kirche und ihren Eifer für die Bewahrung ihrer Heilsanstalten kennt, wer die Absichten des göttlichen Stifters selbst zu erfassen vermag, wird leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß die Kirche von ihren uralten, heiligen Anordnungen keineswegs abzuweichen versucht sein könne.

Wer sich übrigens eine gründliche und vollständige Kenntniß dieses Gegenstandes zu verschaffen wünscht, den verweisen wir auf die Storia polemica del. celib. von J. A. Zaccaria, 1774, oder die „Geschichte des Cölibats von den Zeiten der Apostel bis zum Tode Gregors VII. von Z. F. Klitsche", Augsburg 1830. Vergl. Binterims Conc.-Samml. III. 522.

Was nun die, in klösterlicher Abgeschiedenheit lebenden Vereine betrifft, so belehrt uns die Geschichte, daß schon bei den Griechen, Römern und Juden es Leute gab, welche ihren Leib kasteiten, in der Meinung, durch solche Abtödtung der Fleischeslust zu engerer Verbindung mit der vollkommnen Gottheit zu gelangen.

Zu Ende des zweiten Jahrhunderts entflohen viele Christen, aus Furcht vor Diokletians Grausamkeiten, in Einöden (daher der Name μόναχος, monachus) und ahmten das Beispiel des Herrn nach, der weder ein Weib nahm, noch in der Welt irgend ein Eigenthum besaß, — um, von allen weltlichen Zerstreuungen entfernt, durch Arbeit und Enthaltsamkeit sich Gottes Wohlgefallen zu erwerben. Daß zur Zeit von Hilarius, Athanasius und Chrisostomus wirklich schon viele solcher Männer- und Frauenklöster vorhanden waren, berichten uns diese Kirchenväter selbst, indem sie zugleich diese Anstalten kräftigst vertheidigen. Schon Eusebius in s. Hist. eccl. 2, 16. erzählt, daß nach den Lebzeiten der Apostel die frommen Christen ein Mönchsleben geführt, ihren Glücksgütern entsagt, von allen Sorgen des Lebens befreit, die Städte verlassen und sich in abgelegene Gegenden zurückgezogen haben; er beschreibt dann zugleich die Beschaffenheit ihrer Wohnungen, und spricht von ihren Kirchen, als von geheiligten Wohngebäuden jeder solchen Gesellschaft, die sie Klöster nennen, in welchen sie beisammen bleiben, die Geheimnisse eines sittsamen und heiligen Lebens feiern, und den Uebungen der Wissenschaft und Gottseligkeit sich weihen. Die auf solche Weise in Gemeinschaft (conventu) lebenden Individuen durften demnach kein persönliches Eigenthum besitzen, konnten keine letztwilligen Verfügungen treffen, und hatten ihren Lebensunterhalt aus den, ihrem Verein zugehörigen, Einkünften; einige aus ihnen waren auch Priester, alle aber widmeten sich frommer Andacht und Werken der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit. Dadurch wurden sie Gegenstand großer Verehrung, und im Verfolge der Zeit wählten die Reichen sie zu Mittelspersonen ihrer Freigebigkeit gegen die Armen. Königliche und fürstliche Familien, reiche Gutsbesitzer und Adeliche stifteten Klöster, indem sie die Gebäude errichten ließen und ihren Bewohnern, durch Ueberlassung von Gütern, den Unterhalt sicherten. Auch Andre, — theils zur Buße ihrer Sünden, theils aus Antrieb frommer Gesinnung —, gaben bei Lebzeiten, oder vermachten auf ihr Absterben Ländereien, Häuser oder Geld an schon bestehende Klöster, so daß sie mit der Zeit in den Besitz ansehnlicher Landesstrecken gelangten. So entstunden jene Anstalten, welche man Klöster nennt, und gegen deren rechtmäßigen Fortbestand wohl keine gültige Einwendung sich denken läßt. (Wir verweisen hier besonders noch auf Abth. II. S. 95, 96.) Noch ist das

Recht zu Vergabungen für milde, fromme Zwecke, unsers Wissens, nie und nirgends bestritten worden; und warum sollte diesem, von den Stiftern ausgesprochnen, Willen nicht nachgelebt werden dürfen und müssen? („Wenn die Vermächtnisse der Verstorbnen nicht mehr heilig gehalten werden, so ist gar kein Eigenthum mehr sicher", ruft uns der große schweizerische Geschichtschreiber Joh. v. Müller zu.) Dieser Zweck ist in jeder Stiftungsurkunde deutlich und genau festgesetzt, und ist gewöhnlich dahin gerichtet, daß die zusammentretenden Brüder, nach der Regel eines rühmlichen Vorbildes, ein klösterliches Leben führen, und daß die, von ihnen gewählten, Aebte das Vereinsgut als treue Haushalter verwalten sollen. Der in's Kloster Tretende soll keine andre Absicht haben, als die der Selbstverläugnung und Selbstvervollkommnung; er soll da, von der Welt abgeschieden, unter einem geistlichen Obern, die bekannten Gelübde gewissenhaft erfüllen und Gott in frommer Andacht dienen. Wer kann, ohne offenbare Ungerechtigkeit, mehr oder anders fordern, als dieser klar ausgesprochener Wille der Stifter gebietet, und wozu die eintretenden Ordensbrüder sich verpflichtet haben? Müßiggang ward jederzeit scharf verpönt und Thätigkeit ernst empfohlen, jedoch in solcher Richtung, daß dadurch jenem Hauptzweck kein Abbruch geschehe. — Und wenn der göttliche Stifter des Christenthums selbst diejenigen gepriesen, welche um des Himmelreichs willen aller Fleischeslust entsagt haben; — wenn Paulus Enthaltsamkeit und den ehelosen Stand, zu Vermeidung aller weltlichen Sorgen, auf's nachdrucksamste empfohlen; — wenn die Jünger Alles verlassen haben, um der Nachfolge ihres Meisters sich würdig zu machen, und schon in der ersten Kirche Viele ihr Vermögen hingaben, so daß in der Gemeinde der Gläubigen keiner das, was er besaß, sein Eigenthum nannte; — wenn der Erlöser in tiefster Niedrigkeit lebte und nur gekommen war, um Andern zu dienen, nicht damit ihm selbst gedient werde; — wenn auch Johannes, der Täufer Christi, mit der strengsten Lebensweise vorleuchtete: — wie sollten wir dann das klösterliche Gelübd der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams unrühmlich, oder wohl gar anstößig, finden können? —

Und wahrlich, wie man über das Mönchsthum auch immer denken möge, nie wird die geschichtliche Wahrheit geläugnet

werden können, daß ihm die bürgerliche Gesellschaft, daß ihm Religion und Gelehrsamkeit ausnehmend viel zu danken hatten. Unbefangne Prüfung führt uns zur Ueberzeugung, daß es nichts giebt, was zum geistigen oder leiblichen Wohl der Menschheit dient, worin sich nicht die verschiednen Orden, jeder in seiner Weise, thätig bewiesen hätten. Schon in den ersten Jahrhunderten zeigten sich die Mönche als eine Stütze des wahren christlichen Glaubens, den Arianern gegenüber; und gerade dieß war die Veranlassung, warum der heil. Basilius sich zuerst bemühte, sie aus der Einöde in die Nähe der Städte zu ziehen, oder sie in den Städten selbst in Klöster zu sammeln. Späterhin war es der Orden des heil. Benedict, welcher zuerst die wilden Gegenden Germaniens und mancher andrer Länder urbar machte, die Einwohner im Ackerbau unterrichtete und die Cultur des Weinstocks und edler Obstsorten einführte. Daneben versäumte er nicht, auch den Acker Gottes anzupflanzen; durch ihn verbeitete sich das Christenthum; durch ihn wurde nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Wissenschaft erhalten und gepflegt, Schulen gestiftet und Unterricht ertheilt; und wir besäßen wenige Bücher aus alter Zeit, wenn nicht die Benedictiner darauf bedacht gewesen wären, das Vorhandene fleißig abzuschreiben und es so der Nachwelt zu überliefern. Die verschiednen Ordenszweige des heil. Franziscus mahnten durch ihre fromme Armuth, ihr rauhes Gewand und ihre strenge Lebensweise alle Menschen, sich der weltlichen Pracht nicht allzusehr hinzugeben; sie sammelten milde Gaben, welche nicht bloß zu ihrem eignen bescheidnen Unterhalt genügten, sondern durch ihre Vermittlung zum größern Theil in die Hände der Dürftigen übergiengen; ihnen gab der Reiche gern, und der Arme empfieng aus ihrer Hand, ohne durch solche Gabe beschämt zu werden. Dabei waren sie eifrige Gehilfen in der Seelsorge, und waren stets als Gewissensräthe im Richterstuhl der Buße mit Vorliebe gesucht. Der Orden des heil. Dominicus hatte vorzugsweise das christliche Predigtamt und den Unterricht der Jugend zu seiner Aufgabe gewählt. Die Jesuiten traten zu einer Zeit auf, wo der Irrglaube die ganze Christenheit bedrohte; und während sie auf der einen Seite die Gläubigen befestigten, die wahre Lehre vertheidigten und die Gefallnen in den Schooß der Kirche zurückführten, erfüllten sie auf der andern Seite den schönen Beruf, den Heiden das Licht

des Evangeliums zu bringen. Den Kleinen ertheilten sie den Elementarunterricht; die reifere Jugend führten sie in die Wissenschaften ein; den Erwachsenen wurden sie Seelsorger und Gewissensräthe; bei den Heiden wurden sie dann Aerzte, Sternkundige, Ackerbauer und nöthigenfalls Feldherren, einzig in der Absicht, Alle für Christus zu gewinnen. Andre Orden und Genossenschaften widmeten sich der Krankenpflege, noch andre beschäftigten sich mit dem Loskauf gefangner Christensclaven. Auch die weiblichen Orden hatten sich großentheils den Unterricht der Jugend zur Aufgabe gewählt; und wer sollte sich hier nicht des schönen Wirkens der barmherzigen Schwestern erinnern, welche ihre Gesundheit und ihr Leben dem Wohl ihrer leidenden Mitmenschen widmen! „Wahrlich," ruft selbst ein angesehener Protestant (Johann Wit, genannt von Döring) aus, „ich kenne auf der weiten Erde nichts Edleres, Ehrwürdigeres, als diese grauen Schwestern. Jungfrauen, oftmal ausgezeichnet durch Geburt und Vermögen, begabt mit Schönheit des Leibs wie der Seele, entsagen freiwillig allen Annehmlichkeiten des Weltlebens, um — arme Kranke, schmutzige Bettler zu verpflegen. Ohne Eckel reinigen sie die Geschwüre des Aussätzigen und verbinden seine eiternden Wunden; ja ruhig und gottergeben schrecken sie nicht zurück vor dem Röcheln des Sterbenden, sondern suchen ihm den Uebergang in jene Welt durch frommes Gebet und durch Zureden zu erleichtern. Wahrlich, nur die Religion vermag es, ihnen die hiezu erforderliche Stärke zu verleihen, und diejenige Religion, welche ihnen diese Kraft gewährt, muß auch die wahre sein."

Wir berufen uns zudem noch auf die Zeugnisse einiger der angesehensten, protestantischen Schriftsteller der neuern Zeit, eines Herder, Henke, Feßler, Wolfg. Menzel, Joh. v. Müller, Hufeland, Bretschneider, Oken, Kirchhoff u. a. m., aus welchen wir einige, unser Urtheil bekräftigende, Stellen anführen.

„Was von der alten Bildung der Griechen und Römer übrig war," sagt Menzel, „flüchtete sich in das Heiligthum des Klosterfriedens. Hier, und hier allein, gab es noch Bücher. Daß uns die Werke der Griechen und Römer, daß uns die Geschichte der christlichen Religion, daß uns die Geschichte der ersten deutschen Könige überhaupt bekannt ist, — dieß alles haben wir einzig den frommen und gelehrten Mönchen jener Zeit zu verdanken; sie

bewahrten alle Handschriften auf, die man aus den Ruinen der Völkerwanderung gerettet, und sie schrieben die Geschichte ihrer eignen Klöster, oder der weltlichen Händel ihrer Zeit nieder." Herder sagt, in seiner Vorrede zu den Legenden: „Die Klöster waren es, in denen die Bibel in den Stürmen der Jahrhunderte aufbewahrt wurde, sowie die Mönche es waren, welche den größern Theil der hebräischen sowohl, als griechischen und lateinischen Bibelmanuscripte, die wir jetzt noch besitzen, abgeschrieben haben. Die außerordentliche Schönheit mancher dieser Abschriften, welche den vorzüglichsten Prachtwerken der Buchdruckerkunst gleichkommt, beweist den ungeheuren Aufwand an Zeit und Mühe, der auf sie verwendet werden mußte. Die meisten Institute unsrer Wissenschaften und Künste nähren sich von den Brosamen dessen, was einst die Männer der Legende mühsam erwarben, andächtig stifteten, fleißig bewahrten und der Nachkommenschaft fromm übermachten." Dr. und Prof. L. Oken sagt in s. neuen Bew. 1814: „Ein großer Fehler war es, daß man ohne Schonung die Klöster zerstörte und die Geistlichen herunterseßte. Solche Sünden werden früh oder spät bestraft, wie es leider bei uns bereits geschieht. Wo sind denn nun die, den Klöstern geraubten Reichthümer? wo ihre vielen Bibliotheken, Naturaliensammlungen, physikalischen Apparate? Die Klöster waren Schatz- und Unterrichtskammern für das Land, und die, welche es nicht waren, hätte man dazu machen können, wenn unsre Staaten doch einmal alles nur insofern dulden wollen, als sie Geld aus ihm pressen können. Aber hätten die Klöster nicht auch stehen bleiben können, aus bloßer Achtung für ihre ehemalige Bestimmung? Waren sie es denn nicht, welche zuerst den Boden bauten, das Volk unterrichteten, unwissende Fürsten leiteten, eine milde Religion und mit derselben sittliche und wissenschaftliche Bildung brachten? Was wären wir denn ohne unsre Klöster? Gewiß noch halbwilde Germanen. Hat denn unsre Jetztwelt keine Gefühle mehr für Dank, für ehrwürdiges Alter? Wir denken noch die Zeit zu erleben, wo die Regierungen, von der zerstörenden Aufklärerei zurückgekommen, froh sein werden, wenn in die, bald verfallenden, Klostergebäude wieder Geistliche einziehen, und ihren Chor zum Lobe Gottes und zur Erbauung des Volkes anstimmen." So dachte und schrieb ein Mann, dessen scharfe Urtheilskraft und freisinnige Denkensart wohl

Niemand in Zweifel ziehen wird. (Ganz in diesem Sinne hatte sich selbst Luther schon aufs entschiedenste ausgesprochen, wie wir bereits in der Abth. II. S. 88. gezeigt haben, und uns hier auf die, daselbst angeführte, merkwürdige Stelle noch besonders berufen.) „Allen Klassen, allen Ständen erwuchs Vortheil aus jenen, einst im Geiste großer Staatsklugheit, wie wahrer Frömmigkeit und christlicher Liebe gegründeten Institutionen, welche der Gegenstand endloser Schmähungen, von Seiten hämischer Schriftsteller, waren und noch sind, die ihre Zerstörung mit hohem Entzücken, als einen der glänzendsten Züge der Reformation betrachten.“ (Cobbet.) „Keiner Gesellschaft war die Welt jemals so viel Dank schuldig, als dem berühmten Orden der Benediktinermönche; ein einziges ihrer Klöster hat vielleicht mehr für die Wissenschaften gethan, als die beiden brittischen Universitäten zu Oxford und Cambridge. Jene bewundernswerthen Männer, welche von England ausgiengen, und die Apostel des Nordens wurden, sind die schönsten Glanzpunkte in unsrer Geschichte. Eine Gesellschaft frommer Männer, welche sich eben so wohl mit Literatur und Gewerben, als mit der Religion beschäftigten, erscheint in jenen Tagen gleich einer grünen Oase inmitten der Wüste. Gleich Sternen in mondloser Nacht scheinen sie mit stillem Glanz über uns. . Nichts spricht mehr zu Gunsten der religiösen Orden, als die Städte, Flecken und Dörfer, welche man um sie herum sich erheben, wachsen und blühen sah.“ (Gibbon. Dracke.) Die Klöster widmeten sich anfänglich der Feldarbeit, dann einigen freien Künsten und den wissenschaftlichen Fächern. Zeuge hievon sind jene Ländereien, die sie aus unwirthbaren Steppen zu fruchtbarem Boden umwandelten; Zeuge sind jene ungeheuren Bibliotheken vor Erfindung der Buchdruckerkunst, Manuscripte berühmter Werke der Vorzeit, von den Mönchen zusammengetragen und abgeschrieben. „Was die Vorzeit Wissenswerthes und Schönes hatte,“ sagt Mabillon, „was die heiligen Väter Frommes und Gelehrtes thaten, was in den Concilien Heiliges, was in der heiligen Schrift Göttliches, was in der Weltgeschichte Bewährtes und Gediegenes gefunden wird, das ist durch die Hände der Mönche auf unsre Zeiten gekommen. Mönche waren es, welche Deutschland, Frankreich, Spanien und so viele andre Länder zum christlichen Glauben bekehrten, vor Königen und Despoten freimüthig — selbst mit Todesgefahr — ihre Laster rügten,

und unerschrocken nur ihren anvertrauten Heerden lebten. Hat die heutige Weisheit solch' ungeheure Riesenwerke aufzuweisen, wie diejenigen aus den Jahrhunderten der Gregor, Basilius, Hieronimus, Bernard, — oder in neueren Zeiten der Trithemius, Calmet, Mabillon, Montfaucon, Gerbert u. a. m.? Wer sind die Verfasser der Gallia christiana und so vieler andrer Chroniken? Was leistete die Mauriner Congregation? Dieß Alles ward gethan zu einer Zeit, wo die Feinde des Mönchthums damals schon nicht ermangelten, sie vor den Augen der Welt Müßiggänger zu nennen, auf alle Weise sie anzuschwärzen, und wenn ein Mitglied strauchelte, die Schuld davon sogleich dem ganzen Orden aufzubürden." „Was die Abteien Deutschlands vor tausend, achthundert, sechshundert Jahren und später gewesen," heißt es in einer gehaltvollen Zeitschrift vom Jahre 1837, „sind sie noch: Pflegestätten der Wissenschaften, Anstalten des Unterrichts. Deutschland und ganz Europa verdankt diesen historiographischen Instituten die Ueberlieferung geschichtlicher Denkwürdigkeiten auf die Nachwelt. Den Chroniken, Annalen und Urkundensammlungen der Abteien und Klöster, den Mönchen, als Trägern und Hütern der gesammten Wissenschaftlichkeit, verdanken wir die Erhaltung kostbarer Schätze des Wissens; ein Verdienst, das um so geeigneter ist, Sympathien für sie zu erwecken, als wir wissen, daß vor Carl dem Großen und seinen Klostereinrichtungen (im Capitulare zu Aachen 789) im weiten fränkischen Reiche keine Wissenschaftspflege bestand." (Welcher Unsinn ist's dann, wenn noch in neuester Zeit, protestantische Prediger, von ihren „heiligen Stätten" herab behaupten, daß erst mit der Reformation der Tag für die wissenschaftliche Cultur angebrochen sei!)

„Wir stellen keineswegs in Abrede," sagt der protest. Verfasser des Capuz.-Ord. in der Schweiz, Luzern bei Gebr. Räber, 1838, „daß solch' strenge Forderungen, wie jene der freiwilligen Armuth, Unterwürfigkeit und Keuschheit, mit den Lieblingsneigungen unsers Zeitalters gar seltsam im Widerspruch stehen; aber Spott über solche Gelübde ist jedenfalls höchst unedel, und kann seinem Urheber nur zu eigner Schande gereichen. Wer zu solcher moralischen Schwungkraft sich zu schwach und daher nicht berufen fühlt, der ehre sie wenigstens, als rühmliche Eigenschaft an Anderen, statt sie als Hirngespinst zu verlachen. Man pflegt doch noch immer jene

heidnischen Philosophen sehr zu rühmen und als Tugendhelden zu erheben, von denen uns die Geschichte seltene Beispiele der Selbstüberwindung, der Enthaltsamkeit, der Verachtung irdischer Güter, Freuden oder Ehren aufgezeichnet hinterlassen hat. Warum soll man es dann nicht auch rühmlich, warum vielmehr tadelnswerth finden, wenn fromme Christen, — nicht aus philosophischem Stolz oder andren zeitlichen Absichten, wie jene Weltweisen —, sondern aus übernatürlichem, höherm Antrieb, den Gütern, Freuden und Ehren der Welt entsagten, um desto ungehinderter die Wissenschaft des Heils zu erlernen, den Weg der evangelischen Vollkommenheit zu wandern, und ihr eignes sowohl als ihrer Nebenmenschen ewiges Glück zu befördern. Man hat sich freilich in unsren Tagen in Zoten und Possen gegen die Ordensgesellschaften bis zum Eckel erschöpft, indem man sie als „dem bürgerlichen Vereine nutzlose, die eigene Menschenfreiheit störende Mitglieder“ bezeichnete. Und doch hat man damit nur etwas sehr Unvernünftiges ausgesprochen. Denn nie gab es wohl eine glücklichere Idee, als die Vereinigung friedlicher Bürger, welche arbeiten, beten, studiren, Almosen geben, die Erde bauen, unterrichten, kranken und elenden Mitmenschen Trost und Hülfe reichen und, bei allem dem, von der Staatsgewalt nichts verlangen.“

Wir können uns nicht enthalten, der Warnung des trefflichen J. M. v. Sailer hier noch eine Stelle zu gönnen. „Ein Wort, und das Wort darf noch laut erschallen: Wer Macht hat, der ehre, schone, erhalte die milden, frommen Stiftungen des Landes, als ein Heiligthum der Nation. Der Glaube an die Unantastbarkeit der Stiftungen hat diese in's Leben gerufen, und der Zweifel, ob der Zahn der Zeit sie verschonen werde, müßte auch die Hände wieder lähmen, welche sich zur Erquickung der Armuth und des Elendes schon geöffnet hatten.“

Diesem Abschnitte fügen wir noch etwelche kurze, aber gründliche und ernste Bemerkungen bei, über ein, so ganz verschieden beurtheiltes und so häufig mißkanntes Institut, welches von jeher die eigentliche Zielscheibe aller offnen und heimlichen Feinde der katholischen Kirche war. Wir sprechen von demjenigen der

Jesuiten,

dessen geschichtlichen Ursprung wir nur im Allgemeinen berühren, und dann über seine nachherigen Schicksale das Wesentlichste mittheilen werden.

Der Ordensstifter, Ignaz von Loyola, — Altersgenosse der Reformatoren, geb. 1491, gest. 1556 —, war nicht Bauerssohn, wie der Augustinermönch, — er war der Sohn eines Mannes, welcher zu dem höchsten Adel Spaniens gehörte; er war nicht — wie Luther — unter der Demüthigung des öffentlichen Almosens herangewachsen, sondern Page an einem sehr glänzenden Hofe; er hatte nicht seine früheren Jahre dem Mystizismus eines Klosters und den theologischen Studien geweiht, sondern vielmehr in den Waffen- und den Liebeskämpfen zugebracht. Während man den Mönchen wie den Weltgeistlichen vorgeworfen hatte, in Hoffart und Ueberfluß aller ihrer Pflichten vergessen zu haben, unterzog der ehevorige Höfling sich der bittersten Armuth; während man jene jeder Art von Unenthaltsamkeit beschuldigte, beschränkte dieser seine Nahrung auf Brod und Wasser; waren jene verweichlicht, so kleidete dieser sich in ein Linnengewand, gürtete eine Eisenkette um seine Lenden, zieht ein Cilicium an, und legt sich die härtesten Entbehrungen auf; waren jene stolz, so verurtheilt dieser sich zum Betteln von Thüre zu Thüre, verzichtet in vollkommen freiem Willen auf die Paläste und glänzenden Landhäuser seiner Vorfahren, und wählt sich eine Höhle zur Wohnung. Nach einer schweren Verwundung bei der Vertheidigung von Pampeluna gegen die Franzosen im J. 1521 längere Zeit an's Bett gefesselt, ward er durch Lesung von Geschichten der Heiligen, und durch daran geknüpfte, fromme Betrachtungen, mit Begeisterung für die kirchlichen Ideen und mit dem Wunsche erfüllt, den Glaubenshelden früherer Jahrhunderte an die Seite zu treten. Mit großer Willensstärke unterzog er sich — obwohl schon im Mannesalter — der schweren Mühe, die Bahn der Studien von ihren ersten Anfängen an zu durchlaufen. Im J. 1534 erlangte er die philosophische Magisterwürde, verlor aber sein eigentliches Ziel nie aus den Augen, betete, kasteite sich, bettelte Geld zusammen, um Arme zu ernähren, und predigte Buße und Bekehrung, wo sich irgend Gelegenheit darbot. Es gelang ihm, Freunden unter den Studiengenossen seine Begeisterung mitzutheilen,

die im Stande waren, seinen Plan zu ordnen und auszubilden. Im folgenden Jahr gelobten sie sich, allen weltlichen Besitzthümern bis auf eine Wegzehrung zu entsagen, um allein dem Besten der Kirche zu leben, ihren Plan aber dem Papste zur Genehmigung vorzulegen. Dieser Plan gieng im Allgemeinen dahin, die vereinzelten Kräfte der Kirchlichgesinnten in einem Bunde zu vereinigen, und durch denselben das Lehr- und Verfassungswesen der alten Kirche sicher zu stellen, zu erweitern und zu befestigen. Als Mittel zu Verwirklichung desselben sollte zunächst eine, dem kirchlichen Sinne zuträgliche Erziehung und Unterweisung der Jugend, erbauliche Einrichtung des Göttesdienstes und eifrige Pflege der Seelsorge dienen, der Erfolg aber nicht dem Zufall überlassen bleiben, ob tüchtige Männer sich geneigt fänden, in die Gesellschaft zu treten, sondern diese sollte sich selbst ihre Mitglieder heranbilden und zu diesem Behuf zugleich eine Erziehungs- und Lehranstalt sein, in welcher die Jugend aller Stände versammelt, nach einem bestimmten Plane unterwiesen und, nach Maßgabe ihrer Talente und Verhältnisse, entweder der Welt zurückgegeben, oder für die Dienste des Ordens gewonnen und zum Eintritt in die Gesellschaft vorbereitet würde. Als Papst Paul III. den Plan des neuen Instituts geprüft hatte, rief er aus: „das ist Gottes Finger," und im September 1540 ward die neue Gesellschaft von ihm bestätigt. Nach dem, von Loyola übergebnen und in die päpstliche Urkunde aufgenommenen Entwurfe sollte dieß Institut vornehmlich auf das Wachsthum der Seelen im christlichen Leben und Glauben, auf die Fortpflanzung der Religion durch öffentliche Predigten, geistliche Uebungen, Werke der Liebe, Unterricht der Kinder und Ungelehrten im Christenthum, auf Beichthören und geistlichen Trost bedacht sein. Kein gelehrtes Mitglied des Ordens soll die Unterweisung der Kinder und des gemeinen Haufens, als etwas, seiner Unwürdiges ablehnen, sondern diese Beschäftigung vielmehr als die fruchtbarste, erbaulichste auch zur Uebung der Liebe und Demuth dienlichste ansehen u. s. w. Papst Julius III. erweiterte die Bestimmung des Ordens dahin, daß derselbe, außer der Verbreitung des Glaubens, auch auf die „Vertheidigung desselben, auf Aussöhnung uneiniger Gemüther, auf Tröstung und Pflege der Gefangnen und Kranken, überhaupt auf unentgeldliche Ausübung aller christlichen Liebeswerke" bedacht sein solle. Derselbe Papst ermächtigte auch den General und

die Professen des Ordens unter anderm, Studirenden, welche, bei vollkommner Tüchtigkeit, wegen Armuth, academische Würden nicht erlangen können, nach vorgenommener Prüfung dieselben zu ertheilen. Bei den, an die Jesuiten übertragenen Prärogativen gieng der römische Hof von dem Gesichtspunkte aus, daß die erschütterten Verhältnisse der Kirche nicht durch die, für den ruhigen Stand derselben angesetzten Behörden, sondern durch außerordentliche Bevollmächtigte wieder in Ordnung gebracht werden müssen; ein Verfahren, welches weltliche Regenten und Staatsführer, in alten und neuern Zeiten, oft genug in Anwendung gebracht haben, welches aber denen, die mit solcher Vollmacht bekleidet worden sind, außer dem Hasse der Opposition, gegen welche sie gebraucht wurden, gewöhnlich zugleich auch die Abneigung der ordentlichen Behörden und ihrer Mitglieder, — so redlich es dieselben übrigens mit der Obergewalt meinen mochten —, in reichlichem Maaße eingetragen hat. Inzwischen machte die Gesellschaft reißende Fortschritte und verbreitete sich schnell über das südliche Europa. „Mag auch dieß Unternehmen," sagt Menzel sehr treffend in s. neuern Gesch. der Deutschen, Bd. IV., „von Vielen als Ausgeburt der Finsterniß geschmäht werden, die besonnene Geschichtschreibung trägt jedoch Bedenken, über die großen Erscheinungen des weltgeschichtlichen Bildungstriebes, mit den Leidenschaften des Tages zu stimmen. Wo diese Letzteren nur Erzeugnisse der Bosheit und Finsterniß wahrnehmen, erblickt jene vielmehr nothwendige oder heilsame Gegengewichte einseitiger, oder allzuschleuniger Richtungen; und dem bedachtsamen, unbefangnen Geschichtschreiber gilt jener Männerbund, welcher der Kirche des Abendlandes rettend an die Seite trat, derselben zwei Dritttheile Europas treu erhielt, und durch Glaubensboten und Martyrer ihr jenseits der Meere mehr Anhänger, als die diesseits verlornen, erwarb, keineswegs für eine zufällige Geburt mönchischen Aberwitzes."

Kaum ward wohl in neuerer Zeit ein Name von unsren red- und schreibseligen Idioten so reichlich ausgebeutet, wie dieser, um das Urtheil der leichtgläubigen Menge irre zu leiten; wer aber mit unbefangnem Sinne die Geschichte zu Rathe zieht, wird durch die Resultate seiner Forschungen sich nicht wenig überrascht, und jene Lästerungen vielmehr ganz ungegründet finden.

Reine, unwiderlegbare, von den ausgezeichnetsten Geschichtschreibern anerkannte Wahrheit ist es, daß durch dieses Institut, schon in den ersten sechszehn Jahren seiner Begründung, nach erfolgter päpstlicher Gutheißung, von 1540—1556, dreißig Völkerschaften für den christlichen Glauben gewonnen, eine Million Götzendiener getauft und über einhundert Schulen, in Italien, Deutschland, Portugal und Spanien errichtet wurden. Die religiöse Bildung der Jugend war das Hauptaugenmerk seiner Bestrebungen. Die Schulen der Jesuiten stünden den Vornehmen und Geringen, den Armen wie den Reichen, ohne Unterschied offen; alle waren zu gleicher Ordnung verpflichtet, und stets wurden diese Lehrer von ihren Schülern ungemein geliebt. Das System, nach welchem die Kinder, in stufenweisen Abtheilungen, von einem, aus ihrer Mitte Gewählten beaufsichtigt und unterrichtet werden, — eine Methode, welche den Lancaster und Bell ausgezeichneten Beifall erwarb, und in der neuern Culturgeschichte so großes Aufsehen erregte —, hatten die Jesuiten schon vor dem siebzehnten Jahrhundert allgemein befolgt. Auch vergesse man nicht, daß eben diese Jesuiten es waren, welche in dem edeln Bestreben, den Sclavenhandel abzuschaffen, zuerst mit dem rühmlichen Beispiel vorangiengen. Und wie entschieden sind nicht ihre Verdienste um alle Fächer der Literatur, in älterer und neuerer Zeit! Wer bewundert nicht, im Gebiete der schönen Wissenschaften, die Leistungen eines Brumoi, Bohours, Vanier, Jouvency, — in jenem der Kanzelberedtsamkeit eines Beauregard, Bourdaloue, Segaud, Neuville, — in jenem der tieferen gelehrten Forschungen, die Leistungen eines Pétau, des vertrauten Freundes von Grotius, ferner des, um das Studium des christlichen Alterthums ungemein verdienten Sirmont, eines Cossart, Tournemine u. a. m.! Wohl hatten d'Alembert und La Chalotais behauptet, daß die Jesuiten im Fache der Philosophie so wenig sich ausgezeichnet haben. (Und doch giengen Männer, wie Descartes, aus ihrer Schule hervor; derselbe, welcher das Studium der Philosophie, als des Schlüssels zu allen andern Wissenschaften, nirgends so trefflich bestellt fand, wie bei den Jesuiten!) Hören wir aber, wie diese Beschuldigung von dem berühmten Astronomen Lalande auf's triftigste widerlegt ward! „Als ich diese Behauptung las," spricht er, „war ich eben mit der Verfertigung des Index meiner Geschichte der Astronomie beschäftigt. Ich entwarf ein Verzeichniß

von Jesuiten, die sich in jener Wissenschaft hervorgethan haben, und war über ihre Anzahl nicht wenig erstaunt. Späterhin, im Jahre 1773, traf ich mit La Chalotais in Saintes zusammen. Ich warf ihm sein Unrecht vor; und er gestund es mir ein. Allein die Jesuiten waren damals nicht mehr! Zwei Männer, Cavalho und Choiseul, hatten das herrlichste Gebäude, welches je unter dem Himmel aufgeführt wurde, ein Gebäude, welchem nie eine menschliche Anstalt gleich kommen wird, zerstört, — den ewigen Gegenstand meiner Bewunderung, meiner Dankbarkeit und meines Bedaurens!“ Und in der That, wo ist irgend ein Zweig der Gelehrsamkeit, um welchen sich nicht dieser, in unsrer Zeit so grimmig angefeindete, Orden die wesentlichsten Verdienste, und dadurch auch die gerechtesten Ansprüche auf dankbare Verehrung, erworben hätte?!

Sowie der, allgemein bekannte und eingestandne Zweck des Ordens war, in Hinsicht auf Religion, die katholische Kirche gegen die nachtheiligen Einflüsse der Reformation zu vertheidigen, in Hinsicht auf den Staat aber, die gesellschaftliche Ordnung und die eingeführte Regierung jedes Landes gegen ruhestörende Umtriebe, — die mit religiösen Neuerungen immer gleichen Schritt halten, — in Schutz zu nehmen, so blieb er auch fortwährend diesem Hauptzweck unter allen Umständen getreu; und ganz richtig bemerkt Dr. und Prof. Schuppius in s. Handb. der neuern Gesch., „daß dieser Orden am meisten dazu beitrug, diejenigen Länder, welche noch nicht zum Protestantismus übergegangen waren, der katholischen Kirche zu erhalten.“ In den Jesuiten erkannten und haßten die Protestanten damals — und immer noch — ihre gefährlichsten Gegner. Den Ruhm strenger Sittlichkeit, der Mäßigkeit, und einer ganz besondern Uneigennützigkeit (für ihre geistlichen Verrichtungen dürfen sie, vermöge ihrer Statuten, keinerlei Vergütung annehmen; — was sich doch wohl bei der protestantischen Geistlichkeit ganz anders verhält) konnten ihnen selbst die erklärtesten Feinde niemals streitig machen. Jene schwachen, kleinlichen Gründe, welche seiner Zeit als Vorwand zu ihrer Verbannung hatten dienen müssen, werden jetzt selten mehr gehört; wohl aber bleibt unvergessen, daß die Richter, welche dem ganzen Ordenskörper die gröbsten Vergehungen zur Last legten, dennoch unter allen Gliedern desselben auch nicht ein einziges als schuldig be-

zeichnen konnten; und gelassen beugten sich jene Männer, welche man als so gefährlich, so mächtig und so rachsüchtig geschildert hatte, unter der Hand, die sie zermalmte, indem sie mit Großmuth und Ehrfurcht jenem Papste sich unterwarfen, der sie zu opfern bestimmt war.

Um aber das Hauptverdienst der Jesuiten zu würdigen, müssen wir sie jenseits des Weltmeeres, als Missionäre betrachten, wo sie mit keinen andern Waffen, als mit ihrem Brevier und Crucifix, die unmenschlichen, argwöhnischen, grausamen Bewohner der indischen Wälder und Sümpfe zu sanften, arbeitsamen, gesitteten und frommen Wesen umschufen, und nicht selten mit dem schmerzhaftesten Martertode ihre ruhmvolle Laufbahn endeten. So bildeten sie in dem colossalen Reiche Brasilien, dem größten in Amerika, zuerst aus wilden Menschenfressern ein Volk von Christen: und namentlich gebührt dieß Verdienst dem Jesuiten Anton Riveyra, welcher in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, innert sechs Jahren, mehr als zweihundert Meilen Landes civilisirte. Auch der Name Paraguay erinnert an die glorreiche, segensvolle Wirksamkeit der Jesuiten, welche hier die — gleich Vögeln auf den Zweigen der Bäume lebenden — Wilden zur Religion des Christenthums und zum Genusse der bürgerlichen Wohlfahrt leiteten. Nicht weniger waren die ungeheuren Urwälder und Sümpfe in Bolivia der Schauplatz gesegneter Thätigkeit der Jesuiten, deren zahlreiche Missionsdörfer größtentheils noch in blühendem Wohlstand sich befinden. Mehrere Schriftsteller ersten Rangs, Montesquieu, Raynal, Leibnitz, Muratori, geben rühmliche Zeugnisse von der Zufriedenheit und dem frommen Sinne jenes beglückten Theils der Menschheit. Selbst der, gegen die katholische Religion sonst feindselig gestimmte Southey bemerkt doch, daß die Indianer das Benehmen der Jesuiten, ihren uneigennützigen Eifer, ihre beharrliche Ausdauer, die Entbehrungen und Gefahren, denen sie sich, ohne irdischen Lohn, bloßstellten, nicht ohne Erstaunen betrachten können. Auch in China waren ihre frommen Bemühungen von ausgezeichnetem Erfolg. Von 1552 bis 1713 stieg dort die Zahl der Christen auf dreimal hunderttausend, welche etwa dreihundert Kirchen besaßen; und zwischen den Jahren 1581—1681 wurden 126 europäische Jesuiten bei den Missionen in China angestellt. Alle Nachrichten, welche sie von der Gelehrsamkeit, von den Künsten und Wissenschaften der

Chineſen ſich verſchaffen konnten, theilten ſie nach Europa mit, und man findet ſie vorzüglich in den Lettres édifiantes et curieuses, von welchen Fontenelle ſagte, daß er noch kein Werk geleſen habe, welches ſeinem Titel mehr entſprochen hätte. Aus genauern Berechnungen ergiebt es ſich, daß die Geſellſchaft Jeſu während der kurzen Zeit ihres erſten Beſtandes (230 Jahre) nahe an zwölftauſend Miſſionäre abſendete, von welchen etwa ſiebenhundert des ruhmvollen Martyrertodes ſtarben.

Und doch, bei all' dieſen, ſo gegründeten Anſprüchen auf Dankbarkeit, wie groß iſt nicht die Zahl der Widerſacher dieſes Ordens! Freilich giebt es darunter auch ſolche, deren Feindſeligkeit ihm nur zur Ehre gereichen kann (als vituperium a vituperando). Wenn wir z. B. in Voltaire's und ſeiner vertrauten Freunde Briefwechſel, den wüthendſten Haß gegen das Chriſtenthum, ihre Entwürfe und Anſtrengungen zu deſſen Zerſtörung, und ihre Erbitterung gegen die Jeſuiten, als ihre furchtbarſten Gegner, ausgeſprochen finden; oder wenn wir die erſten Anhänger Luthers und Calvins, mit der ſtreitſüchtigſten Gehäſſigkeit, in all' ihren Schriften gegen die Jeſuiten zu Felde ziehen ſehen, — wer muß dann in dieſen letztern nicht die tapferſten Kämpfer für den alten Glauben, die tüchtigſte Vormauer für die Vertheidigung der allgemeinen Chriſtenheit, erkennen und ehren? Wahrlich, ſelbſt der Atheiſt, der Deiſt und der Proteſtant, wenn ſie anders bei ihrem Urtheil nicht von feindſeligen Geſinnungen gegen das Chriſtenthum und die katholiſche Kirche geleitet wurden, ließen den vielen und großen Verdienſten der Jeſuiten Gerechtigkeit widerfahren; und ſo kam es denn auch, daß die Herrſcher Rußlands und Preußens, der Weiſe von Sansſouci und Catharina die Große, die aus den andern Königreichen Vertriebnen, freudig aufnahmen und über die Grillen der Schwärmer ſich wegſetzten, welche zur Verbannung derſelben ſo dringend aufforderten. „Ich bin überzeugt," ſagt Leibnitz, dieſer große Meiſter in allen Wiſſenſchaften, „daß die Jeſuiten oft ſind verleumdet worden, und daß man ihnen Meinungen, die ihnen nur nie in den Sinn kamen, gar häufig angedichtet hat." Und als ihm Graf Merode meldete, er habe von den Flamändiſchen Jeſuiten die Geſchichte der Heiligen, welche jetzt 80 Bde. in Fol. beträgt und noch unvollendet iſt, gekauft, erwiderte Leibnitz: „Wenn die Jeſuiten auch nichts andres herausgegeben hätten, ſo

hätten sie, schon wegen dieses Werks allein, auf ihren Fortbestand, auf Auszeichnung und auf die Hochschätzung der ganzen Welt gegründeten Anspruch." (Bekanntlich war der Jesuite Jo. Bollandus, geb. 1596, gest. 1665, einer der ersten Herausgeber der Acta Sanctorum. Von ihm tragen auch die Bollandisten, eine Gesellschaft gelehrter Jesuiten in den Niederlanden, ihren Namen, welche sich durch Fortsetzung jenes Werks — Antwerpen 1643—1770, Brüssel 1780, 1786, Temperloo 1794 — großen Ruhm erwarben. Das, nach der Ordnung des römischen Kirchenkalenders, mit musterhafter Ausdauer und strenger Kritik, aus alten noch vorhandnen Manuscripten zusammengetragene Riesenwerk ist, nach hundertfünfzigjähriger Arbeit, nur bis zum 14. October vorgerückt, wird aber gegenwärtig im Jesuitenkollegium zu Brüssel mit lobenswerthem Eifer fortgesetzt. Das Leben der heil. Theresia — 15. October — war zwar früher schon gedruckt, ist aber mit allen dabei benutzten handschriftlichen Quellen verloren gegangen, und mußte wieder neu bearbeitet werden; wahrscheinlich dürfte es in Bälde als erste Probe der Leistungen dieser neuen Bollandisten an's Tageslicht treten.) Gleiche Zuneigung äußerte auch der oben erwähnte, berühmte Freidenker Lalande. „Ich muß freimüthig gestehen," sind seine Worte, „daß der Name Jesuit mein Herz, meinen Geist und meine Dankbarkeit anspricht. Es lebt dabei in mir der Schmerz über die Verblendung derer auf, welche im J. 1762 obenan standen. Nein, die Menschheit hat einen kostbaren und bewundernswerthen Verein von zwanzigtausend Männern verloren, die ohne Unterlaß und ohne Eigennutz sich mit dem Unterricht, dem Predigen, mit Missionen, mit Versöhnungen, mit dem Beistand der Sterbenden und mit andern Arbeiten der theuersten und rührendsten Amtsverrichtungen der Menschheit beschäftigten. Zurückgezogenheit, Genügsamkeit, Verzichtleistung auf die Weltfreuden machten diese Gesellschaft zum bewundernswürdigsten Verein von Wissenschaft und Tugend. Ich habe sie in der Nähe betrachtet; sie waren ein Heldenvolk in der Sache der Religion und der Menschheit; die Religion gab ihnen Mittel an die Hand, welche die Philosophie nicht gewährt. Schon in meinem vierzehnten Jahre bewunderte ich sie; ich verlangte, unter sie aufgenommen zu werden, und es ist mir noch leid, daß ich auf diesem Beruf nicht bestand. Die Unschuld und die Liebe zum Studieren hatten mich für sie begeistert."

Daß dieſe Inſtitution auch unter den Katholiken ſelbſt viele und mächtige Gegner zählt, iſt bekannt genug; indeſſen wurden dieſe auch in verſchiednen Schutzſchriften einzeln widerlegt, und immer zeigte ſich's, daß nur wenige, von den vielen erhobnen Beſchuldigungen, einzelnen Gliedern, keine aber der Geſellſchaft ſelbſt, als ſolcher, mit Recht zur Laſt gelegt werden konnten. Ja, von den berüchtigten Lettres provinciales ſagt ſogar Voltaire ſelbſt, daß das Ganze dieſer Briefe auf einen falſchen Grund gebaut ſei, indem die ſonderbaren Begriffe einiger ſpaniſcher und flamändiſcher Jeſuiten auf liſtige Weiſe dem ganzen Orden ſeien aufgebürdet worden. Um den Werth oder Unwerth der Morale prat. des Jésuites, der Rapports de La Chalotais, und der Extraits des assertions dang. et pernic. richtig zu beurtheilen, muß die Apol. de l'inst. des Jés. und die Réponse aux assert. in 3 Quartbänden, 1763, damit verglichen werden, worin jene Läſterſchriften einer Unzahl von Verfälſchungen und Verdrehungen, nicht etwa nur beſchuldigt, ſondern auch auf's bündigſte überwieſen werden; und wenn auch de Thou in manchen Stellen ſeiner Geſchichte feindſelige Geſinnungen wider die Jeſuiten an den Tag legt, ſo dürfen die damaligen, politiſchen Verhältniſſe Frankreichs nicht außer Acht gelaſſen werden, ſo wenig als der Umſtand, daß der redliche, um religiöſe und bürgerliche Freiheit hochverdiente Kanzler L'Hôpital den Orden ſehr begünſtigte, und deſſen Unterrichtsanſtalten zu befördern ſich angelegen ſein ließ. Vollends unter aller Kritik ſind aber die Monita secreta; und es iſt wohl kein Jeſuit, noch ein Schüler von ihnen am Leben, der, wenn ihm eine von den, darin enthaltenen Lehren oder Uebungen vorgelegt würde, ſie nicht mit Unwillen und Entrüſtung von ſich ſtieße. Uebrigens ward von dieſem nichtswürdigen Machwerk weder das Original, noch eine beglaubigte Abſchrift je vorgezeigt, und keine Thatſache könnte angeführt werden, um auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit darzuthun, daß ſolches wirklich von den Jeſuiten herrühre. (Und dieſe Monita secreta ſind es gerade, welche von dem, ſchon ſeit einigen Jahren im Criminalverhaft befindlichen Jordan, Profeſſor der Rechte in Marburg, in ſeinem neuſten, berüchtigten Pasquill: die Jeſuiten und der Jeſuitismus, Altona und Leipzig, 1839, hauptſächlich benützt wurden.) Merkwürdiger Weiſe fand ſelbſt Voltaire, in einem Augenblicke ruhiger Beſonnenheit, ſich zu dem Geſtändniſſe

gedrungen: „Was habe ich die sieben Jahre hindurch, welche ich bei den Jesuiten zubrachte, gesehen? ein sehr thätiges, mit vielen Beschwerden verbundenes, und dabei äußerst mäßiges und ordentliches Leben. Alle ihre Stunden waren eingetheilt, sowohl in Schularbeiten, als in diejenigen, welcher ihr strenger Orden ihnen auflegte. Ich nehme tausend und abermal tausend Menschen zu Zeugen, die gleich mir bei ihnen erzogen wurden, und keiner von allen wird mich hierin einer Unwahrheit beschuldigen können. Ich darf behaupten, daß nichts widersprechender, ungerechter, schändlicher und die menschliche Natur entehrender sein kann, als, daß es Leute giebt, welche solche Männer einer lockern Sittenlehre zu beschuldigen suchen." (Exposit. de la vraie doctrine des Jésuites.) Eben so bemerkenswerth ist auch Voltaire's Aeußerung in einem seiner Briefe an Damilaville: „Sie müssen wissen, daß ich die Jesuiten nicht geschont habe; allein die Nachwelt würde mit vereinter Stimme die Vertheidigung des Jesuitenordens übernehmen, wenn ich denselben eines Verbrechens (des Königsmords) beschuldigen wollte, von welchem alle Vernünftigen, ja ganz Europa, ihn längst schon freigesprochen haben. Ich wäre nur ein elendes Echo der Jansenisten, wenn ich anders reden würde." Und wo er von Portugal spricht, heißt er die daselbst gegen die Jesuiten erhobenen Anklagen, „den Gipfel von Lächerlichkeit und Ungereimtheit, verbunden mit einem Uebermaß von Abscheulichkeit."

Die Auflösung des Ordens betreffend, — von welcher man sich vergeblich die Entdeckung unermeßlicher Schätze versprochen hatte —, wissen wir, daß die erste Verfolgung von Pombal, dem rachgierigsten Minister des vorigen Jahrhunderts, ausgieng. Meuchelmörderischer Absichten gegen den Monarchen Portugals beschuldigt, wurden die Jesuiten, — ob es gleich sehr zweifelhaft ist, daß eine solche Verschwörung auch wirklich stattgefunden habe, und obgleich nicht der geringste Beweis für Mitschuld oder Verwicklung der Jesuiten vorhanden war —, im J. 1759 aus Portugal vertrieben. Vier Jahre später hob Ludwig XV. in Frankreich, dann 1767 der König von Spanien, 1768 der König von Neapel, der Herzog von Parma und der Großmeister von Malta den Orden auf, bis er im Jahre 1773 von Papst Clemens XIV. gänzlich aufgelöst ward. Letzteres geschah durch ein, vom Papste — in Gegen-

wart von nur fünf Cardinälen — am 21. Juli des besagten Jahres unterzeichnetes Breve, welches auch nicht einmal mit den gewöhnlichen Formeln veröffentlicht, d. h. weder im Campo de' Fiori angeheftet, noch in der römischen Kanzlei eingetragen wurde. (Vergl. die kleine, aber gehaltvolle Schrift: der Jesuitismus, treu geschildert von einem Protestanten; Zürich 1841.) Die unglücklichen Folgen der Zerstörung des Ordens waren indessen bald genug eingetreten. Statt der Collegien der Jesuiten schuf man hohe Schulen und philosophische Academien, und baute neue Lehrsysteme ohne Einfluß der Religion, die man als eine Sache des ungebildeten Volkes verhöhnte. Die Vernunft ward zur Alleinherrschaft erhoben. Aber welche Früchte wurden, durch die Strahlen dieser neu aufgehenden Sonne der Vernunft, zur Reife gebracht? Zwanzig Jahre nur nach Aufhebung des Ordens fiel das Haupt des französischen Königs unter dem Beil des Henkers; in den Tempeln ward die Vernunft als einzige Gottheit verehrt; bald wüthete Anarchie in den Eingeweiden Frankreichs; alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung lösten sich auf; Krieg und Verheerung geißelten die Völker. — Durch die Aufhebung des Jesuitenordens gedachte Clemens XIV. den Bestand des römischen Stuhls zu sichern; statt dessen ward schon sein nächster Nachfolger vom Throne gestürzt und starb in der Gefangenschaft. Pius VII. sah sich gezwungen, einer Usurpation das Siegel aufzudrücken, welche bald in eine Tyrannei über ganz Europa ausartete. Das Aufhebungsdekret Clemens XIV. war ganz offenbar das Ergebniß einer kleinmüthigen Politik. —

Die Wiederherstellung des Ordens erfolgte im J. 1814 durch Pius VII. auf dringendes Begehren vieler Gläubigen aus allen Ständen, und gestützt auf die rühmlichsten Zeugnisse aus jenen Ländern, welchen ihr treuer Berufseifer sich wieder zugewendet hatte. Seitdem fand er in mehreren Ländern die bereitwilligste Aufnahme, und die heftigen Angriffe böswilliger und unwissender Zeloten, — weit entfernt, seinen Credit zu untergraben —, scheinen denselben vielmehr nur um so fester zu begründen. So z. B. hatte vor wenigen Jahren der durch seinen frommen Wohlthätigkeitssinn ausgezeichnete Graf Mellerio von Mailand eine Summe von drei Millionen Lire zu Gründung eines Jesuitenkollegiums in der Lombardie ausgesetzt. Diese Summe war übrigens,

sichern Berichten zufolge, ein von dem Grafen Fagnani, welcher zur Zeit der fränkischen Revolution in Mailand eine bedeutende Rolle gespielt hatte, stammendes Fideicomiß. Derselbe hatte nämlich bei seinem Tode die Verwaltung jener Summe dem Grafen Mellerio übergeben, mit dem Wunsche, daß sie zu frommen Zwecken verwendet werde. Um dieser Anordnung zu entsprechen, soll nun ein Jesuitenkollegium in Udine, und ein zweites in einer, noch ungenannten Gegend der Lombardie errichtet werden. (Welch' ausgezeichnete Verdienste sich die Jesuiten zur Zeit der Cholera in Rom erwarben, findet sich näher angegeben in Gerambs Reise von La Trappe nach Rom. 1839. S. 236.)

Nach dieser geschichtlichen Darstellung unterlegen wir der unbefangenen Prüfung unsrer Leser, noch einige Urtheile neuerer, angesehener, protestantischer Schriftsteller über diesen Gegenstand. So schreibt z. B. Caldeleugh in seinen Reisen in Südamerika, dem heiligen Leben und dem äußerst moralischen Wandel, der wissenschaftlichen Bildung und dem leutseligen Benehmen der Jesuiten, ihre erstaunenswerthen Erfolge in der Bekehrung jener wilden Völker zu. Dallas, Rechtsgelehrter und Anglikaner, in seinem Schr. über den Orden der Jes., 1820, rühmt das ausgezeichnete Talent, mit welchem die Jesuiten überall die rohen Menschen umzubilden und für die Cultur zu gewinnen wußten, sowie den Feuereifer, womit sie das Christenthum, in den unwirthbarsten Ländern beider Hemisphären, auf Kosten ihres Lebens und ihres Bluts, predigten. Das wichtige Zeugniß Menzels, in seiner neuern Geschichte der Deutschen, haben wir bereits oben angeführt. Von vorzüglichem Gewicht ist wohl auch, in den Augen unsrer protestantischen Brüder, das Urtheil des großen Historikers Joh. v. Müller. Dieser nimmt in seiner Allg. Gesch. XIX, 4, und XXIII, 9, den Orden auf's kräftigste in Schutz. „Der Plan des Jesuitenordens," heißt es dort, „war einfach, salbungsvoll, unschuldig. Diese Gesellschaft verdiente den großen Anstalten der Gesetzgeber des Alterthums verglichen zu werden; sie gab ihren Mitgliedern eine außerordentliche Thätigkeit und so genauen Gehorsam, daß der ganze Orden einem gesunden, von einer festen Seele regierten Körper glich. Wer eintrat, ward im Orden Sohn und Bruder, und hörte auf, in den vorigen Verhältnissen zu stehen. Alle waren Jesuiten, nicht mehr Spanier, oder Deutsche, oder

Franzosen. Seit Pythagoras ist in der Geschichte kein Institut, das zugleich wilden und halb- und sehr verfeinerten Völkern, mit so großem Erfolg Gesetze gegeben hätte. Sie waren in der That Allen Alles." An einer andern Stelle klagt er: „Weisen Männern ward bei Aufhebung des Ordens bald bemerklich, daß eine gemeinschaftliche Vormauer aller Autoritäten gefallen war." Der Englische Geschichtschreiber Robertson behauptet, daß in der katholischen Kirche keine Klasse des Regular-Clerus sich durch Reinheit der Sitten mehr ausgezeichnet habe, als die Gesellschaft der Jesuiten im Allgemeinen. „Aber in der neuen Welt," so fährt er fort, „haben die Jesuiten ihre Talente auf die glänzendste, und für die Menschheit ersprießlichste Weise an den Tag gelegt. Die Eroberer dieses unglücklichen Welttheils haben keinen andern Zweck gehabt, als die Einwohner zu plündern, in Ketten zu schlagen und zu vernichten; die Jesuiten allein haben sich mit menschenfreundlichen Absichten dort niedergelassen; von ihnen wurden diese Wilden unterrichtet und civilisirt. Geachtet, geliebt, ja beinahe angebetet, herrschten einzelne Jesuiten über Tausende der Indianer, und von Grund aus wurden fast alle Leidenschaften, die den Frieden der Gesellschaft hindern und die Menschen unglücklich machen, durch die, von den Jesuiten bei jenen Völkern getroffnen Einrichtungen beseitigt und zerstört." Eben so kräftige Vertheidiger des Ordens finden wir an Schröckh, Henke, Albr. v. Haller, Feßler und so vielen a. m. Der berühmte, protestantische Philosoph, Baco von Verulam, de dign. et augm. scient., sagt: „Was die Lehrmethode betrifft, so läßt sich hierüber nichts Triftigeres sagen, als: man nehme die Schulen der Jesuiten zum Muster; denn von allem, was jetzt eingeführt ward, ist nichts so gut, wie dieses. Die Erziehung, dieser vornehmste Theil der Lehrart, ist einigermaßen, wie durch das Recht der Wiederkehr, in die Collegien der Jesuiten zurückgeführt worden. Ich kann den Fleiß und die Arbeitsamkeit dieser Männer, welche die Jugend sowohl in den Wissenschaften bilden, als auch in der Sittenlehre unterrichten, nicht ansehen, ohne mich der Worte des Agesilaus in Betreff des Pharnabaz zu erinnern: Weil du so bist, o daß du unser wärest!" Auch der große Friedrich in seinem Briefwechsel mit d'Alembert giebt zu, daß man für den Unterricht der Jugend den Jesuitenorden nicht ersetzen könne; und in derbem Tone erwiderte er auf das Ansinnen, die

Jesuiten aus Schlesien zu verbannen: „Ich habe und kenne keine bessern Lehrer für meine Unterthanen, als diese so gelehrten wie tugendhaften Väter.“ An Voltaire schrieb er unterm 5. Juli 1770: „Was mich betrifft, hätte ich Unrecht, mich über Ganganelli zu beklagen; er läßt mir meine lieben Jesuiten, die man überall verfolgt. Ich werde dieses kostbare Samenkorn aufbewahren, um diejenigen damit versehen zu können, welche eine so seltene Pflanze bei sich anzubauen wünschen sollten.“ In gleichem Sinne äußerte sich Rußlands große Kaiserin, Katharina II. Diese schrieb an den päpstlichen Nuntius in Warschau: „Seitdem der Unterricht und die Erziehung der Jugend den Jesuiten überlassen sind, habe ich zu meiner größten Zufriedenheit sehr oft den frommen Eifer dieser Ordensgeistlichen bemerken können, sowie auch den sichtbaren glücklichen Erfolg, welcher hierin all' ihre Bemühungen krönte. Ich würde ungerecht gegen meine Unterthanen handeln, wenn ich dieselben eines so gemeinnützigen Ordens berauben wollte. Die Erfahrung hat es bewiesen, daß man dieselben in den katholischen Ländern bisher noch nicht zweckmäßig hat ersetzen können. Ueberhaupt sehe ich nicht ein, warum man einen Orden aufheben will, der, mehr als alle andern, seine Kräfte der Erziehung der Jugend, mithin sich selbst ganz dem allgemeinen Besten der Völker weihte.“ Und in einem spätern Gesuche vom Jahr 1783 schrieb die große Kaiserin an Papst Pius VI.: „Die Stimme der Gerechtigkeit, die Forderungen der Vernunft, und endlich meine innigste Ueberzeugung von der Nützlichkeit der Jesuiten in meinen Staaten, machen mirs zur Pflicht, dieselben in Schutz zu nehmen. Nie werde ich diese Gesellschaft frommer, friedliebender und harmloser Menschen aus meinem Reiche vertreiben; denn ich bin überzeugt, daß unter allen katholischen Ordensgeistlichen sie die tauglichsten sind, meine Unterthanen zu unterrichten, ihnen sanftere Gefühle einzuflößen und sie in den wahren Grundsätzen der christlichen Religion zu befestigen. Mein entschiedener Wille ist es daher, dieselben gegen jede Macht zu schützen; und hierin glaube ich nicht mehr als meine Schuldigkeit zu thun, indem ich in ihnen nur treue, nützliche und unschuldig angeklagte Unterthanen erkenne.“ „Die Jesuiten fielen“, schreibt Dallas, „als Opfer der Verleumdung; ihr Untergang war das Werk des Neides, der Bosheit und der Finsterniß“. Merkwürdig ist auch das Geständniß Kerns, Professor an der

Universität zu Tübingen, in seiner Widerl. der L. Beh.: „Unter den Nichtkatholiken, namentlich den Protestanten, haben sich von jeher die größten Köpfe oder die edelsten Herzen den Katholiken, oder den Jesuiten günstig erklärt, sobald sie nur mit dem Wesen derselben vertraut geworden, und nur keine andere, nähere Privatrücksicht sie von dieser Gesinnungsäußerung zurückhielt — : z. B. Friedrich II., die große Kaiserin Katharina, Franz Bako, Hugo Grotius, Peter Bayle, Leibnitz, Lessing, Herder, Joh. v. Müller, Plank, Bekedorf. Wie geht dieß zu? — Umgekehrt aber, gerade die beschränktesten Köpfe, die unedelsten Herzen, und die finstersten Parteilinge unter uns Protestanten ziehen immer am wüthendsten auf die Katholiken und Jesuiten los.“ An einer andern Stelle derselben Schrift läßt sich der berühmte protestantische Verfasser also vernehmen: „Wer sind gegenwärtig die Feinde der Jesuiten? Diejenigen, welche sie nicht kennen, oder wohl auch die Atheisten (Gottesläugner), die revolutionären Philosophen und die Jacobiner. Die Wiederherstellung dieses berühmten Ordens, weit entfernt, uns Besorgnisse verursachen zu dürfen, ist im Gegentheil von glücklicher Vorbedeutung für unser Jahrhundert. Seiner Organisirung und seiner Tendenz nach ist er der stärkste Damm, den man — nach dem Geständnisse selbst mehrerer angesehener Protestanten — den anarchischen Doctrinen (revolutionären Lehren) der Zeit entgegensetzen kann, und der berühmte schweizerische Geschichtschreiber Joh. von Müller sagt sogar: daß dieser Orden gleichsam für alle monarchische wie demokratische und gemischte Regierungsformen eine gemeinschaftliche Schutzwehr bilde. Die Jesuiten greifen das Uebel in seiner Wurzel an; sie erziehen die Jugend in der Furcht Gottes und im Gehorsam. Sie werden zwar freilich nie den Protestantismus lehren, das ist wahr; aber hätten wir dann wohl auch das Recht, zu fordern, daß Katholiken etwas andres lehren, als die Dogmen ihres Glaubens, — zu fordern, daß sie die sichersten Mittel, ihrer Lehre Eingang zu verschaffen, zurückweisen sollen? Man hat ihnen zwar vorgeworfen, daß sie die Autorität der Könige angegriffen hätten; sie sind aber dießfalls durch den König von Frankreich, Heinrich IV., und noch später unter Ludwig XV. durch das mit der Untersuchung beauftragte Collegium, vollständig gerechtfertigt worden. Und in der That, wie sollte eine solch schreckliche Lehre bei einem, ganz

nur auf das Christenthum gegründeten, Unterrichte vorkommen können? Die Erfahrung hat vielmehr genugsam bewiesen, welche Fortschrikte die irreligiösen nnd anarchischen Doctrinen, seit Aufhebung der Jesuiten, gemacht haben. Universitäten und philosophische Fakultäten, sagt ein berühmter englischer Schriftsteller, sind überall auf dem Continente an die Stelle der Jesuitencollegien getreten; Glaube und Vernunft wurden bei der Erziehung nicht mehr vereinigt; man gab der Vernunft mit all ihren Irrthümern, als dem Höchsten im Menschen, den Vorzug; der Glaube ward verlassen, lächerlich gemacht, und blieb nur noch unter dem Namen des Aberglaubens bekannt. Im Jahr 1773 hob Clemens XIV. den Jesuitenorden auf, und im Jahr 1793 blutete Frankreichs König auf dem Schaffot. Die Vernunft ward vergöttert und ihr Bild in Tempeln zur Verehrung aufgestellt." „Die ganze Welt," so urtheilt der geistvolle Vicomte de Bonald in s. réfl. sur le mém. à cons. de Mr. de Montlosier, „weiß, daß die Ausrottung der Jesuiten das Werk der Leidenschaften, und der Sieg der falschen Doktrinen war. Nur die Feinde der Religion und der gesellschaftlichen Ordnung waren es, die ihren Einfluß fürchteten. Hat ein gezwungner Papst die Jesuiten aufgehoben, so hat ein freier Papst sie wieder eingesetzt; haben Regenten aus ihren Staaten sie vertrieben, so haben Regenten eben derselben Staaten sie auch wieder zurückgerufen; und die Wiedereinsetzung eines Verurtheilten beweist doch wohl weit mehr seine Unschuld, als hingegen die Verurtheilung seine Schuld und Strafbarkeit bewiesen hatte." Eine sehr unbefangene, gründliche Ansicht dieses Gegenstandes enthält auch das Votum des gelehrten Mainzer Bischofs, Dr. Kaiser, bei den Verhandlungen der Großherzogl. Hessischen Kammer, vom März 1839, in Darmstadt. „Ueber keinen Orden und dessen Glieder," sprach er, „ist wohl mehr für und gegen geschrieben worden, als über die Jesuiten und ihren Orden. Hört man die Einen, so wären sie so eine Art Abgesandter der Hölle; hört man die Andern, so wären sie Boten des Himmels gewesen. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Sie waren keine Teufel und keine Engel; sie waren Menschen. Das Menschliche ist auch ihnen nicht fremd geblieben. Wer Großes und Ungewöhnliches in der Welt leistet, — und das hatten die Jesuiten gethan —, der darf sicher sein, daß er sehr verschieden

Universität zu Tübingen, in seiner Widerl. der L. Beh.: „Unter den Nichtkatholiken, namentlich den Protestanten, haben sich von jeher die größten Köpfe oder die edelsten Herzen den Katholiken, oder den Jesuiten günstig erklärt, sobald sie nur mit dem Wesen derselben vertraut geworden, und nur keine andere, nähere Privatrücksicht sie von dieser Gesinnungsäußerung zurückhielt —: z. B. Friedrich II., die große Kaiserin Katharina, Franz Bako, Hugo Grotius, Peter Bayle, Leibnitz, Lessing, Herder, Joh. v. Müller, Plank, Bekedorf. Wie geht dieß zu? — Umgekehrt aber, gerade die beschränktesten Köpfe, die unedelsten Herzen, und die finstersten Parteilinge unter uns Protestanten ziehen immer am wüthendsten auf die Katholiken und Jesuiten los.“ An einer andern Stelle derselben Schrift läßt sich der berühmte protestantische Verfasser also vernehmen: „Wer sind gegenwärtig die Feinde der Jesuiten? Diejenigen, welche sie nicht kennen, oder wohl auch die Atheisten (Gotteslängner), die revolutionären Philosophen und die Jacobiner. Die Wiederherstellung dieses berühmten Ordens, weit entfernt, uns Besorgnisse verursachen zu dürfen, ist im Gegentheil von glücklicher Vorbedeutung für unser Jahrhundert. Seiner Organisirung und seiner Tendenz nach ist er der stärkste Damm, den man — nach dem Geständnisse selbst mehrerer angesehener Protestanten — den anarchischen Doctrinen (revolutionären Lehren) der Zeit entgegensetzen kann, und der berühmte schweizerische Geschichtschreiber Joh. von Müller sagt sogar: daß dieser Orden gleichsam für alle monarchische wie demokratische und gemischte Regierungsformen eine gemeinschaftliche Schutzwehr bilde. Die Jesuiten greifen das Uebel in seiner Wurzel an; sie erziehen die Jugend in der Furcht Gottes und im Gehorsam. Sie werden zwar freilich nie den Protestantismus lehren, das ist wahr; aber hätten wir dann wohl auch das Recht, zu fordern, daß Katholiken etwas andres lehren, als die Dogmen ihres Glaubens, — zu fordern, daß sie die sichersten Mittel, ihrer Lehre Eingang zu verschaffen, zurückweisen sollen? Man hat ihnen zwar vorgeworfen, daß sie die Autorität der Könige angegriffen hätten; sie sind aber dießfalls durch den König von Frankreich, Heinrich IV., und noch später unter Ludwig XV. durch das mit der Untersuchung beauftragte Collegium, vollständig gerechtfertigt worden. Und in der That, wie sollte eine solch schreckliche Lehre bei einem, ganz

nur auf das Christenthum gegründeten, Unterrichte vorkommen können? Die Erfahrung hat vielmehr genugsam bewiesen, welche Fortschrifte die irreligiösen nnd anarchischen Doctrinen, seit Aufhebung der Jesuiten, gemacht haben. Universitäten und philosophische Fakultäten, sagt ein berühmter englischer Schriftsteller, sind überall auf dem Continente an die Stelle der Jesuitencollegien getreten; Glaube und Vernunft wurden bei der Erziehung nicht mehr vereinigt; man gab der Vernunft mit all ihren Irrthümern, als dem Höchsten im Menschen, den Vorzug; der Glaube ward verlassen, lächerlich gemacht, und blieb nur noch unter dem Namen des Aberglaubens bekannt. Im Jahr 1773 hob Clemens XIV. den Jesuitenorden auf, und im Jahr 1793 blutete Frankreichs König auf dem Schaffot. Die Vernunft ward vergöttert und ihr Bild in Tempeln zur Verehrung aufgestellt." „Die ganze Welt," so urtheilt der geistvolle Vicomte de Bonald in s. réfl. sur le mém. à cons. de Mr. de Montlosier, „weiß, daß die Ausrottung der Jesuiten das Werk der Leidenschaften, und der Sieg der falschen Doktrinen war. Nur die Feinde der Religion und der gesellschaftlichen Ordnung waren es, die ihren Einfluß fürchteten. Hat ein gezwungner Papst die Jesuiten aufgehoben, so hat ein freier Papst sie wieder eingesetzt; haben Regenten aus ihren Staaten sie vertrieben, so haben Regenten eben derselben Staaten sie auch wieder zurückgerufen; und die Wiedereinsetzung eines Verurtheilten beweist doch wohl weit mehr seine Unschuld, als hingegen die Verurtheilung seine Schuld und Strafbarkeit bewiesen hatte." Eine sehr unbefangene, gründliche Ansicht dieses Gegenstandes enthält auch das Votum des gelehrten Mainzer Bischofs, Dr. Kaiser, bei den Verhandlungen der Großherzogl. Hessischen Kammer, vom März 1839, in Darmstadt. „Ueber keinen Orden und dessen Glieder," sprach er, „ist wohl mehr für und gegen geschrieben worden, als über die Jesuiten und ihren Orden. Hört man die Einen, so wären sie so eine Art Abgesandter der Hölle; hört man die Andern, so wären sie Boten des Himmels gewesen. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Sie waren keine Teufel und keine Engel; sie waren Menschen. Das Menschliche ist auch ihnen nicht fremd geblieben. Wer Großes und Ungewöhnliches in der Welt leistet, — und das hatten die Jesuiten gethan —, der darf sicher sein, daß er sehr verschieden

beurtheilt werde, je nachdem der Standpunkt ist, auf welchem der Beurtheiler steht, und der Maaßstab, den er zur Hand nimmt. Vielleicht darf hier auch auf Napoleon und das Urtheil über ihn hingedeutet werden. Die Jesuiten sollen hie und da, in Spanien, Portugal, Frankreich herrschsüchtig gewesen sein, und sich, ihrem Berufe zuwider, in weltliche, Staats- und politische Händel gemischt haben. Je nun, herrschen ist süß, und wer es kann, schlagt es gewöhnlich nicht aus; auch besaßen die Jesuiten allerdings die Mittel dazu, in materieller und besonders in spiritueller Hinsicht, in reichlichstem Maaße. Man legt auch dem Jesuitenorden zur Last, daß er eine schlechte Moral lehre, oder gelehrt habe. Das ward nun freilich so vorgegeben, aber meines Wissens noch nirgends nachgewiesen. Mag wohl mancher Jesuit eine schlechte Moral mit Wort und That geübt haben; was aber Einzelne thaten, kann man doch nicht Allen zur Last legen. Oder wo wäre die Standes-, Amts- oder Gewerbsgenossenschaft, die nicht auch unwürdige Glieder zählte?“

Aehnliche Urtheile ließen sich noch in Menge anführen; wir werden uns aber wohl füglich mit obigen begnügen dürfen. Nur veranlaßt uns die letzterwähnte Stelle noch zu einer kurzen Bemerkung, in Betreff eines, den Jesuiten so häufig zur Last gelegten, von böswilligen Gegnern ihnen angedichteten Grundsatzes, — daß nämlich „der Zweck die Mittel heilige.“ — Aus einer Schriftstelle des Weltapostels selbst (Röm. 3, 8.) wissen wir, daß dieser Grundsatz bereits zu jener Zeit vielfach zur Sprache gekommen war. Schon den ersten Herolden des Evangeliums ward dieser Vorwurf von ihren Gegnern gemacht; von den Pharisäern, welche der Heiland Heuchler, übertünchte Gräber, Schlangenbrut u. s. w. nannte, denen er ihre Vergehen beständig vorhielt, die er ohne Schonung geißelte; von den Sadduzäern, die gar keinen Glauben an eine Ewigkeit hatten und als Weichlinge und Wollüstlinge bekannt waren; endlich von den Heiden, die in allen, selbst unnatürlichen Lastern sich wälzten; — von solcher Menschenklasse also ward jener Vorwurf gegen die ersten Christen erhoben, welche als ein heiliges Geschlecht die Erde erneuerten, und sich lieber alle Verfolgung, Schmach, Hohn und Spott gefallen ließen, als daß sie die alten Wege des Lasters wandelten. Auch in unsern Tagen sehen wir das Heidenthum ohne Scheu unter den Christen das

kühne Haupt emporheben. Strauß, Bauer, Ruge, Feuerbach und andre solch protestantische Kraftgenies sind doch wahrlich nichts andres als moderne Heiden; sie sind vom Christenthum so weit entfernt, daß gewiß Plato ihm näher gestanden war, als sie; sie haben das Panier des Unglaubens emporgehoben und zahlreiche Anhänger haben sich um ihre Fahne geschaart. Nicht blos hat diese antichristliche Partei längst schon in der Praxis den Grundsatz befolgt, daß ihnen jedes Mittel erlaubt sei, wenn es nur zum Zweck führe. Von Luther haben wir zur Genüge nachgewiesen, daß er Revolution, Empörung, Bürgerkrieg und solche Gräuel immer billigte, sobald er dadurch sein Vorhaben um einen Schritt fördern zu können glaubte. Zwingli war demselben Grundsatz auch nicht abhold und übte ihn gegen die schweizerischen Bundesgenossen. In neuester Zeit hat der deutsche Bundestag durch authentische Aktenstücke die Gewißheit dargethan, daß die Anhänger des „jungen Deutschlands“ in ihren Schriften und Vereinen den Grundsatz aufstellten: „der Zweck heiligt die Mittel!“ Wie eifrig auch der schweizerische Radikalismus diesem Grundsatz huldige, dafür weiß bald jeder Knabe genügende Beweise anzuführen. Dennoch sind es gerade dieselben Radikalen, welche den Jesuiten diesen Grundsatz aufbürden, und somit das Beispiel der Heiden gegen die ersten Christen genau nachahmen. Die Jesuiten führen ein untadelhaftes, ja musterhaftes Leben, in welchem auch nicht die leiseste Spur eines solchen Grundsatzes sich finden läßt, — dennoch wird ihnen dieser gerade von denjenigen angedichtet, die ihn im Leben und in ihren Schriften selbst festhalten. Wie die Heiden gegen die ersten Christen handelten, so verfahren jetzt die neuen Heiden gegen die treuesten Diener Christi wieder. —

Schließlich bemerken wir noch, daß auch in der Schweiz mehrere solcher Niederlassungen in neuerer Zeit sich gebildet haben, — die eine zu Freiburg im J. 1818, eine andre in Schwyz vor wenigen Jahren, und zwei kleinere zu Sitten und Brieg im Wallis, welche sämmtlich eines festen Fortbestands und steigenden Flors sich zu erfreuen haben; während es freilich auch genug Schweizerkantone giebt, deren Bewohner zwar bei Lebtagen noch nie einen Jesuiten sahen, darum aber gegen das Ding, welches man ihnen „Jesuit“ nannte, desto gründlicher erbost sind. Das Freiburgische Institut betreffend, erschien jüngsthin im „Morgenblatt“ eine überaus

anziehende Schilderung, in welcher folgende Stelle vorkömmt: „Ueber das hiesige Jesuitenkloster ward von den sogenannten liberalen und radikalen Schweizerblättern auch gar so viel Unwahres und Unvernünftiges geschrieben. Ich bin selbst Liberaler und Protestant aus Herzens- und Geistesgrund, sehe aber nicht ein, wie diese beiden Eigenschaften zu vorgefaßten Ideen, Vorurtheilen und Unbilligkeit berechtigen können. Ich will nur schlicht erzählen, was ich auch dießmal wieder in der Anstalt sah und beobachtete. Ich fand nämlich ein Erziehungshaus, voll Gesundheit, Leben, Bewegung und verständiger Freiheit; ich fand durchaus kein Verstecken, Heimlichthun und Geheimnißkrämerei, sondern offenes Eingehen auf meine vielen Fragen; ich fand den Unterricht in alten Sprachen, mathematischen und Naturwissenschaften nach den neuesten und besten Methoden; ich fand Gründlichkeit bei den Lehrern, und Wißbegierde bei den Schülern, überdieß freundliche Nachsicht und väterliche Sorgfalt; ich fand auch die etwas spärlichen Recreationen im Geiste unsrer Zeit, — nichts Mönchisches, nichts Mittelalterliches, nichts Altväterisches, als darin, wo Mönche, Mittelalter und unsre Vorväter der Wahrheit näher waren, als wir. Von sklavischer Unterordnung, von blindem, unbedingtem Hingeben unter der Obern Willen, von Feinheit und List, oder dem, was man gewöhnlich Jesuitismus heißt, sah ich keine Spur, und auch die Zöglinge müssen dergleichen nicht bemerken, — so scharf auch junge Leute bei ihren Lehrern und Obern sehen —, sonst wären sie nicht so offen, kindlich und freundlich mit ihnen, sondern abgemessen, höflich und auf ihrer Hut. Ueberall zeigt sich eine große Anhänglichkeit der jungen Leute an ihre Lehrer. Man ließ mich mit meinem jungen Freunde lange allein, — was jedoch nicht immer geschieht, weil dabei entschiedenes Vertrauen vorausgesetzt wird —, und welcher verständige Erzieher möchte diese Vorsicht mißbilligen?“

Wenn in Frankreich die öffentlichen Primär- und andre Universitätsschulen beinahe unbesucht sind, und die Professoren wahre Sinecurenstellen haben, während hingegen die Schüler den Frères des écoles chrétiennes, den Petits séminaires, und den von einzelnen würdigen Priestern gestifteten Erziehungsanstalten in Menge zuströmen, — so verhält sich's ebenso in der Schweiz, wo die sogenannten Hochschulen in Bern, Zürich,

Basel in ganz und gar keinen Vergleich kommen mit dem immer blühenderen Zustand des Jesuiten-Collegiums in Freiburg. Auch Luzern, — früherhin die besuchteste und wohl auch die älteste Lehranstalt der katholischen Schweiz —, obgleich mit dem hohen Titel einer Centrallehranstalt prangend, zählt doch auf 21 Professoren mehr nicht als 128 Studirende; das Lyceum und Gymnasium in Solothurn 55, das Gymnasium in St. Gallen [illegible] nur 44 Studirende. Hingegen befinden sich in Freiburg — nach dem jüngsten Studienkatalog — gegen 800 Schüler, und zwar nicht nur schweizerische Jünglinge, sondern auch aus den angesehensten Familien Deutschlands und Frankreichs, ja wohl fast aller Länder Europa's, und selbst einige aus fremden Welttheilen. Schwyz zählt seit zwei Jahren bereits nicht weniger als 229 Schüler in den Klassen der Secundar-, Gymnasial- und zwei philosophischer Lehr-Curse, welche von 8 Lehrern unterrichtet werden. Die Besoldung bei den Jesuiten ist zudem überaus kärglich, da ein Professor nur gegen 500 Fr. bezieht. Die Oberaufsicht ist einem oder zwei Vorstehern anvertraut, welche ohne Geräusch, nach reifer Ueberlegung die nöthigen Verbesserungen einführen, und so mit wenig Kostenaufwand die erheblichsten Fortschritte erzwecken, während in den übrigen schweizerischen Freistaaten, trotz einer Unzahl von Aufsichtsbehörden — Professoren, Ober- und Unterpräfekten, Schulkommissionen, Erziehungsräthen, Kleinen und endlich Großen Räthen — und trotz der beträchtlichsten Geldaufopferung, die Lehranstalten der Regierungen immer weniger Vertrauen genießen und in allmälige Stockung zu gerathen scheinen. —

Ueber den grellen Widerspruch der obigen Schilderung des Unterrichtswesens in Freiburg mit einem Aufsatz von Th. Mundt im Freihafen von 1839, Heft 1, — welchen auch Jordan in seiner bereits erwähnten, neuen Schrift als wichtigen Gewährsmann anführt —, wird niemand sich verwundern, der die Sinnesart dieses vermeinten Schöngeistes näher kennt. In hämischem, leidenschaftlichem Tone schimpft er über „Culturmacherei des heutigen Jesuitismus", nennt „Unwissenheit" den eigentlichen Hauptzweck in den Unterrichtsanstalten der Jesuiten, spricht von „satanischer Dialectik, durch welche dieser Orden sich immer ausgezeichnet habe", und von „weltbekannter, großer Unwissenheit der jesuitischen Zöglinge in Freiburg", gesteht dann aber zugleich selbst auch, daß seine Be-

schuldigungen zum Theil auf Hörensagen beruhen. (Solche Zeloten möchten wir an den goldnen Spruch Sirachs [XI, 7. 8.] erinnern, dessen gewissenhafte Beachtung so mancher Entstellung, Verdrehung, und selbst absichtlich boshafter Verleumdung vorbeugen würde: „Verdamme niemand, ehe du die Sache erkannt hast; erst prüfe, und dann urtheile!“) Wer übrigens unsern Tadel über Mundts parteiliche und leidenschaftliche Darstellung zu bestreiten geneigt wäre, den verweisen wir auf die Leipziger Blätter für literarische Unterhaltung, 1839, No. 281, wo unsre Ansicht gänzlich bestätigt und näher begründet wird. Auch im neusten Hefte des Repertoriums von Gersdorf findet sich Mundts wissenschaftliche Thätigkeit in gleichem Sinne gewürdigt. Der dritte Band seiner Weltfahrten und Spaziergänge wimmelt von Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten jeder Art, und in s. Beschr. Zürichs läßt er sogar den dortigen See von Dampf- und Handelsschiffen stark befahren werden, „die bis nach Italien gehen!“

Neben Mundt und Jordan macht sich in jüngster Zeit auch Ellendorf unter den leidenschaftlichen Gegnern dieses Ordens bemerkbar; derselbe — nun in seinem 38. Lebensjahr verstorbene — Ellendorf, von welchem die, gut protestantisch gesinnte Berliner literarische Zeitung sagt, „daß sich in seinen historischen Sudeleien Unwissenheit mit Arroganz paare,“ — dessen „Rustizität, Oberflächlichkeit und Windbeuteleien“ in Hugs Zeitschrift für Theologie Bd. VI. Hft. 2. gründlich nachgewiesen und nach Verdienst gebrandmarkt werden. — Und in der That, wer in der neuern Literaturgeschichte auch nur einiger Maßen bewandert ist, dem konnte es nicht entgehen, daß der Name dieses — angeblich der katholischen Confession und Kirche angehörigen — schreibseligen Subjektes gar zu häufig benutzt wird, um durch Schriften eines angeblich katholischen Verfassers, momentanen Eindruck zu machen, — und daß selbst die preußische Regierung seine historisch-politische Zeitschrift zu verbieten sich genöthigt sah, — ja daß sein letztes Geschreibsel „über das Primat der Päpste“, auf Befehl des — freisinnigen — Cultministers Eichhorn nicht einmal recensirt werden durfte! —

Ganz füglich lassen sich hier einige geschichtliche Notizen über das

Missionswesen

anschließen, als nachträgliche Ergänzung desjenigen, was wir bereits oben, Bd. I, Abth. 2, S. 203 ff., im Allgemeinen über diesen Gegenstand angedeutet haben. Bekannt sind uns Protestanten, zum größern Theil, die Anstrengungen und Verdienste unsrer eigenen Glaubensgenossen in diesem, allerdings höchst wichtigen Bekehrungsgeschäfte; weit weniger sind es aber jene unsrer katholischen Mitchristen, über deren ruhmvollen Eifer wir hier einige nähere, bestimmtere Angaben mitzutheilen nicht unterlassen können. Und zwar schöpfen wir solche, um auch in diesem Punkte jeden Verdacht oder Vorwurf der Parteilichkeit zum voraus abzuwenden, aus protestantischen Geschichtsquellen, aus den glaubwürdigen Berichten angesehener Schriftsteller unsrer eignen Confession.

Während das erste bemerkenswerthe Missionsunternehmen von protestantischer Seite, sich vom J. 1706 herschreibt, zu welcher Zeit nämlich Friedrich IV. die dänische Mission nach dem Continent von Indien veranstaltete, — dann lange nachher sich in England die „Gesellschaft zur Verbreitung der Kenntniß des Christenthums", hierauf im J. 1792 die „Missionsgesellschaft von London" bildete, und erst im J. 1800 diejenige „der anglikanischen Hochkirche" ihre Wirksamkeit begann; sagt uns die Geschichte, daß schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Jesuiten es waren, welche, mit dem Kreuz in der Hand, getreu dem Ausspruch des Welterlösers: „Gehet hin, und lehret alle Völker", den heidnischen Orient gewannen, und ihren beharrlichen Muth durch den glücklichsten Erfolg belohnt sahen. Im Verlauf der Zeit entstund dann, unter päpstlicher Autorität, die „congregatio de propaganda fide", gestiftet von Papst Gregor XV. (Ludovisi) im J. 1622, die „französische Congregation für auswärtige Missionen" u. s. w.

Dem Eifer, mit welchem die Katholiken auch in neuerer Zeit das Missionsgeschäft betrieben, ertheilt Dr. Milnor, als Abgeordneter der Bibelgesellschaft von New-York, in einer, zu London im J. 1830 vor der Missionsgesellschaft gehaltnen, Rede die entschiedensten Lobsprüche. In einem, von Dr. Buchanan, zum Behuf der Errichtung eines protestantischen Bischofsitzes im englischen Indien geschriebnen, Memoriale heißt es unter Anderm:

„Die katholische Kirche in Indien ist so alt, als die spanische und portugiesische Herrschaft im Oriente, und obgleich diese beiden im Verfalle sind, bleibt dennoch die Kirche fortbestehen. Die Kirchengüter genießen, trotz mannigfacher Umwälzungen, Schutz und Achtung, da es den Grundsätzen der Asiaten angemessen ist, die heiligen Einrichtungen zu ehren. (!) Die Einkünfte sind zwar dürftig, allein die Priester leben dennoch in wohlanständigen, oder wenigstens geziemenden Verhältnissen. Der Gottesdienst wird regelmäßig gehalten, die Kirchen sind zahlreich besucht, die Kirchenzucht hält man aufrecht, die kanonischen Gebräuche beobachtet man wie in Europa, und die Beiträge des Volkes fließen reichlich. Es ist zu bemerken, daß die Katholiken in Indien dem Luxus des Landes sich weniger hingeben, und weniger vom Clima leiden, als die Engländer. Die Ursache hiervon muß man darin suchen, daß ihre Jugend von den Instituten umgeben ist, welche sie überall einführen, und daß sie der Wachsamkeit und der Weisheit religiöser Männer, welche sie achten gelernt, unterworfen sind. — Außer den regelmäßigen Kirchen sind unzählige katholische Missionen durch ganz Asien errichtet. Die Eingebornen respectiren die Missionäre, wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihrer ärztlichen Kenntnisse, hauptsächlich aber wegen ihrer unbefleckten Sitten und ihres tadellosen Betragens; daher sorgt man auch gerne für ihren anständigen Unterhalt, so daß sie im Stande sind, auch gegen Andere Gastfreundschaft auszuüben. — Wenn man die katholische Kirche im Allgemeinen betrachtet, so kann man nicht in Abrede stellen, daß sie, außer ihrem Hauptzwecke, den Glauben ihrer Glieder zu wahren, viel Einfluß besitzt, Asien zu civilisiren, und trotz der ihr eigenthümlichen, mit den Grundsätzen unsrer protestantischen Kirche sehr contrastirenden Härte, hat sie allerdings die Finsterniß des Heidenthums vielfach zerstreut."

In einem, zu London im J. 1832 erschienenen, Berichte eines angesehenen Engländers kommt folgende Stelle vor: „Was immer unsere Missionäre sich davon für ein Verdienst beilegen, oder ihren Unterstützern in England glauben machen möchten, — Jedermann, der diese Gegenden Amerika's besucht, und seine Meinung ohne Vorurtheile frei aussprechen will, muß bekennen, daß sie zu einer bessern Sinnesweise der Eingebornen wenig oder nichts beigetragen haben. Ich besuchte mehrere Missionen der römisch-katho-

lischen Kirche, und muß ihnen das Zeugniß geben, daß sie ein ganz anderes Verfahren beobachten, als die englischen; sie sind freundlicher, liebreicher gegen die Wilden, und höflich und theilnahmsvoll gegen ihre europäischen Brüder; sie wußten sich die Zuneigung derer zu erwerben, deren Bekehrung ihnen war anvertraut worden, und haben unter ihnen ihre eigene Sprache eingeführt, wodurch die Neubekehrten mit Fremden zu verkehren in den Stand gesetzt sind. Wenn gleich in religiösen Ansichten mit ihnen verschiedner Meinung, muß ich doch ihren glücklichen Erfolgen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie brachten fast die ganze Bevölkerung von Südamerika in den Schooß ihrer Kirche, und ihre Bekehrten bilden den größten Theil dieses Volkes." Auch der Engländer Brome, in seinen Berichten über den Zustand der Missionsanstalten in den nordamerikanischen Freistaaten, spricht die zuversichtliche Erwartung aus, daß daselbst die katholische Religion vielleicht schon in wenigen Jahren die meisten Mitglieder zählen werde, indem die Priester keiner andern Kirche, sich in Ausübung ihrer Berufspflichten, so thätig und unverdrossen erzeigen, wie die katholischen, welche alle Wildnisse durchwandern und alle Beschwernisse erdulden, um den einsam lebenden Ansiedlern den Trost des Evangeliums zu bringen. — Der amerikanische Commodore Downes, selbst Protestant, schildert, in der 1835 zu New-York erschienenen amtlichen Darstellung seiner 1831—1833 unternommenen Expeditionsreise, die katholischen Glaubensboten als „Männer von Gelehrsamkeit und angenehmem Umgang, die in Allem von einem Geiste wahrer Frömmigkeit beseelt zu sein schienen, welche die Menge nie anders an sich ziehen, als durch ihr liebreiches und würdevolles Betragen, und ihre evangelischen Arbeiten mit großem Erfolg gekrönt sehen." — Um solche Erscheinungen begreiflich zu finden, müssen wir hauptsächlich die unterscheidenden Merkmale der protestantischen und katholischen-Missionen berücksichtigen. Erstere predigen mannigfaltige, oft wesentlich von einander abweichende Glaubenslehren; und so geschah es dann auch z. B., daß die, im J. 1818, am Bord des „Duff" befindlich gewesenen dreißig protestantischen Missionäre noch nicht über das von ihnen zu lehrende Glaubensbekenntniß einverstanden waren, als sie nur wenige Tage noch bis Otaheiti zu segeln hatten, — während die katholischen Missionäre, seien es Franzosen, Italiener, Spanier oder Portugiesen, überall, an den ent-

gegengesetztesten Enden der Welt, genau dieselben Glaubenssätze übereinstimmend lehrten und pflanzten. Sodann erhalten *erstere* ihre Gewalt oder Autorisation von den verschiednen, einzelnen Privatgesellschaften (Jerem. XXIII, 21.), *letztere* aber von dem Mittelpunkt der apostolischen Gerichtsbarkeit und Kirchenverfassung; überdieß waren *jene*, zum weit größern Theil, Handwerker und Laien, aus den niedrigern Volksklassen, mit Weib und Kindern beschwert, mit Feuergewehren bewaffnet, ohne andre Kenntnisse, als welche sie etwa aus einer englischen Bibelübersetzung geschöpft haben mochten, — *letztere* hingegen waren jederzeit Priester oder Ordensleute, in den Wissenschaften und den Gebräuchen der Religion geübt, Männer von Enthaltsamkeit und Selbstverläugnung, welche kein Vertheidigungsmittel hatten, als ihr Brevier und ein Crucifix, keine andre Waffe, als „das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes“ (Eph. VI, 17.); durch keine häusliche Verhältnisse gehemmt, ohne Weib und Kinder, betraten sie ihre Laufbahn, verließen Alles, blieben nicht in den Colonien oder in ihrer Nähe, sondern warfen und vertieften sich in Wüsteneien, wo überall die größten Hindernisse, herkulische Arbeiten, außerordentliche Entbehrungen und unerhörte Mühseligkeiten ihrer warteten. Auch zeigt uns die Geschichte unter den wenigen *protestantischen* Bekehrten, oder selbst unter ihren Predigern, nichts von jenem lebendigen Glauben, und jener heldenmüthigen Standhaftigkeit in Verachtung der Armuth, der Marter und selbst des Todes für das Evangelium, welche so häufig die *katholischen* Missionen verherrlicht haben. Oder, wo hörte man je von einem Martyrer irgend einer Art, in Asien, Afrika oder Amerika, den man als eine Frucht irgend einer protestantischen Mission ansehen könnte? Dagegen giebt es wohl wenige Länder, wo die christliche Religion durch katholische Priester gepflanzt ward, die nicht mit dem Blute einiger derselben, oder ihrer Neubekehrten getränkt wären. Nicht zu gedenken der jüngern Martyrer unter den katholischen Missionen in der Türkei, in Abyssinien, Siam, Tonquin u. s. w., hat in dem chinesischen Kaiserreiche, seit beinahe hundert Jahren, fast ununterbrochen eine Verfolgung gegen die Katholiken fortgedauert, welche, abgesehen von den Bekennern des Glaubens, die verschiedne Qualen erduldeten, eine große Anzahl Martyrer, eingeborner Chinesen sowohl als Europäer, Laien, Priester und Bischöfe, erzeugte. Auf den Inseln

von Japan hatte die, durch den Neid und die Habsucht der Holländer erregte, antichristliche Verfolgung, mit einer Heftigkeit gewüthet, wovon die Annalen des heidnischen Roms kein Beispiel liefern; sie begann mit der Kreuzigung von sechsundzwanzig Martyrern, größtentheils Missionären, schritt dann zu andern, noch schrecklichern Martern, und endigte mit der Ermordung einer Unzahl von Christen. Auch die zahlreichen und glänzenden Siege des Evangeliums in den Provinzen von Südamerika wurden nur durch Ströme katholischen Blutes errungen.

Der ausgezeichneten Verdienste des Jesuitenordens, um die Ausbreitung des Christenthums in den entlegensten Weltgegenden, haben wir bereits früher erwähnt. In neuerer Zeit wurden von P. Buchet allein, während der zwölf Jahre seiner Bemühungen in Madura, zwanzigtausend Indianer unterrichtet und getauft, während der P. Britto, in nicht mehr als fünfzehn Monaten, achttausend bekehrte und taufte, worauf er seine Mission mit dem Martertod besiegelte. Aus den Berichten der Missionäre im Orient an die Vorsteher der franz. Congreg. für auswärtige Missionen, ergiebt sich, daß in den J. 1795 bis 1800, in dem westlichen Theile von Tonquin, über viertausend Erwachsene und siebenundzwanzigtausend Kinder, durch die Taufe in die Kirche aufgenommen, auch in einer einzigen Provinz des chinesischen Kaiserreichs im J. 1795 über fünfzehnhundert Erwachsene getauft und gegen dreitausend Catechumenen waren dem Christenthum gewonnen worden. Nach neueren Berichten des Martyrers Dufresse, Bischofs von Tabarka und apostolischen Vicars zu Sutschu, wurden im J. 1810, ungeachtet einer strengen Verfolgung, über neunhundert sechzig Erwachsene, und im J. 1814, obgleich die Verfolgung zunahm, über achthundert — die sehr vielen Kinder nicht mitgerechnet — durch ihn getauft. Der Bischof Lamote von Fokien bezeugt, daß während des J. 1810 in seinem Sprengel zehntausend dreihundert vierundachtzig Kinder, und eintausend sechshundert achtzig Erwachsene getauft, und zweitausend sechshundert siebzig Catechumenen angenommen wurden.

Nach den neusten genaueren Zählungen befinden sich dermalen in Asien 7 Patriarchate, 10 Erzbisthümer, 36 Bisthümer und 13 apostolische Vicariate; auch Afrika hat, obgleich hier durch die außerordentliche Versunkenheit der Bewohner die Religion nur den

schwierigsten Eingang findet, dennoch in all' seinem weiten Umfang zahlreiche Patriarchate, Bisthümer und apostolische Präfekturen. Amerika zählt, auf 25 Millionen katholischer Christen, 1 Patriarchat, 10 Erzbisthümer, 59 Bisthümer und 4 apostolische Vicariate; davon kommen auf die Vereinigten Staaten, wo im Jahr 1789 erst Ein Bisthum bestand und die katholische Bevölkerung kaum achtzehntausend Seelen betrug (welche dann bis zum Jahr 1828 auf fünfmalhunderttausend sich vermehrte, nach dem amerikanischen Almanach von 1833, bereits auf achtmal hunderttausend gestiegen war, und sich gegenwärtig, laut näherer Angabe im „Courier der Vereinigten Staaten", auf anderthalb Millionen beläuft), 1 Erzbisthum und 12 Bisthümer. In sämmtlichen Vereinigten Staaten von Nordamerika befinden sich 574 katholische Kirchen und Kapellen; zweiundachtzig sind noch nicht ausgebaut; folglich im Ganzen 656. Die Anzahl der Priester steigt auf 572. Im verflossnen Jahre zählte man neunzehn neue Geistliche, diejenigen ungerechnet, welche die Verstorbnen ersetzen mußten; vierunddreißig neue Kirchen wurden erbaut, davon vierzehn in dem einzigen Staate New-York. Unter diese gehört auch die für die französisch-katholische Bevölkerung erbaute Kirche in New-York selbst. Beinahe in allen Städten der Union findet man barmherzige Schwestern, deren Anzahl sich auf 247 beläuft, und welche namentlich auch während der Cholera, die wichtigsten Dienste geleistet hatten. Die Jesuiten unterhalten Collegien und Missionen in verschiedenen Gegenden. Die Dominicaner errichteten neue Conventе am Ohio und Wabasch. Die Niederlassungen der katholischen Missionäre erstrecken sich über zweihundert Meilen aufwärts des Missouri. Im J. 1811 ward auch von fünfzig Trappisten eine Colonie am Mississippi angelegt. Canada hat, auf fünfmalhunderttausend Katholiken, zwei Bisthümer. Im J. 1831 übersandten einige Häupter der Algonkiner, Nipislings und Irokesen dem Papste, als ein Zeichen ihrer Verehrung, einen Halsschmuck und ein Paar Sandalen, beides von rohrförmigem Glas, von seltsamer und merkwürdiger Arbeit, begleitet von zwei Schreiben voll kindlicher, rührender Einfalt. Darin heißt es unter Anderm: „Du, der Hüter aller Getreuen, hast uns gelehrt, Jesum Christum zu erkennen. Du hast uns den Mann im schwarzen Kleide gesendet. Du sagtest ihm: Gehe und suche den Indier; er ist mein Sohn; eile, ihm beizustehen. — —

Du bist unser Vater; nie werden wir einen andern erkennen. Wenn unsre Nachkommen je Dich vergäßen und fehl giengen, so zeige ihnen diese Halsbinde, und sie werden schnell wieder zu Dir zurückkehren.“ In den Ländern der freien Indianer fand neuerlich die katholische Religion bedeutenden Eingang, besonders unter den Huronen und Illinesen. Für den Bezirk von Nord-Canada, oder der Hudsons- und James-Bay, besteht ein eignes General-Vicariat; in ganz Canada befinden sich dermalen 180 katholische Pfarrer und Missionäre. Auch Neu-Schottland und Neu-Braunschweig besitzen apostolische Vicariate, sowie die Prinz-Edward-Insel und Neu-Foundland. Das östliche Grönland, diese Polargegend, wo die Nordlichter die langen Winternächte erhellen, war seit vier Jahrhunderten durch die vielen Eisfelder und Eisberge, welche bis zum Jahr 1815 einen Flächenraum von zehntausend Quadratmeilen einnahmen und es völlig unzugänglich machten, ganz verloren. Aber im Mai des Jahres 1831 gelang es einer, von Copenhagen abgegangnen, Expedition, bis an diese Küste wieder vorzudringen, wo sie die Abkömmlinge der Urcolonie noch in dem katholischen Glauben fanden, den ihre Voreltern zu einer Zeit dahin gebracht hatten, als es noch nirgends einen Protestantismus gab. Selbst in Australien, diesem fünften Welttheile, hat die römisch-katholische Kirche Bestand gewonnen. In verschiednen Theilen sowohl des Festlandes von Australasien, als der weiten südindischen Inselwelt, finden sich katholische Australier, und außer dem, was von den Katholiken in England und Spanien aus geschieht, läßt es sich insbesondere die in Paris vom Abbé Coudrin, mit Genehmigung des Papstes gestiftete Congregation, welche ihr Seminar in der Straße Pic-Pus hat, angelegen sein, die Missionen im stillen Ocean zu unterhalten und auszudehnen. Zwei australische Bischöfe stehen bereits an der Spitze dieser fernen Kirche, der eine auf dem Festlande, der andere auf den Inseln; außerdem steht ein Theil der letztern noch unter einem asiatischen Erzbischofe. Unter den katholischen Priestern Australiens befinden sich übrigens Franzosen, Engländer, Irländer, Spanier und Chinesen. Australasien oder Neu-Holland hat das apostolische Vicariat von Neu-Süd-Wales, welches zugleich auch die Nordküste und Van-Diemensland umfaßt. Der apostolische Vicar und Bischof (Dr. Polding) zählt in seinem Sprengel bereits schon mehr als dreißigtausend Katholiken, deren

Zahl noch immer in der Zunahme begriffen ist. Zu Sidneykowe, auf der Küstenterrasse an den blauen Bergen, woselbst auch der bischöfliche Generalvicar seinen Sitz hat, befindet sich eine schöne katholische Kirche. Nebst einem andern Priester wirkt dort gegenwärtig auch der, als trefflicher Kanzelredner geschätzte Franziskaner, P. Vincenz Dowling. Eine daselbst bestehende Bruderschaft beschäftiget sich Sonntags mit der Catechisation der Kinder. Zu Paramatto, im Bezirke Cumberland, hatte man, nach den neusten Nachrichten, den Bau einer katholischen Kirche begonnen. Von vier katholischen Schulen ist eine für Mädchen und drei sind für Knaben bestimmt. Auf's rühmlichste zeichnet sich der Priester Therry aus, welcher sich vornämlich den Kranken und Sterbenden aufopfert. Mit dem Bischofe hatten sich im April 1835 noch fünf Priester und sieben Alumnen des geistlichen Standes dorthin eingeschifft. Ost-Oceanien ward, durch ein päpstliches Decret vom Jahr 1833, der Congregation von Pic-Pus anvertraut, und bildet ein eignes apostolisches Vicariat, unter welchem die apostolischen Präfecturen von Süd-Polynesien und den Sandwich-Inseln stehen, in welch' beiden Sprengeln, während dieses ablaufenden Decenniums, die katholischen Missionen unglaubliche Fortschritte machten; so zwar, daß nach umständlichen Berichten aus Valparaiso vom Oktober des vorletzten Jahres, trotz aller Verfolgung der Methodisten, die Mission von P. Maigret auf Sandwich bereits achttausend Neubekehrte zählte, und nach dem eignen Geständnisse der protestantischen Prediger, in kurzer Zeit die ganze Bevölkerung des Sandwich-Archipels in der Südsee, wenn den Eingebornen völlige Freiheit gelassen werde, dem katholischen Glauben huldigen dürfte. Bekanntlich hatten sich früherhin daselbst protestantische Missionäre aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika festgesetzt, wo sie — wie die Zeitschrift „das Ausland" vom J. 1835 besagt — als Regenten sich betrugen und ihren Willen zum Gesetz erhoben. Abgesehen von ihrem Verfahren und ihrem Erziehungssystem — welche von Protestanten selbst vielfach scharf getadelt wurden —, und nur in Beziehung auf das Verhalten derselben rücksichtlich ihrer eignen lieben Persönlichkeit, im Gegensatz zu demjenigen der Apostel und selbst noch der heutigen katholischen Glaubensboten, verdient hier die Aussage des, als Augenzeuge sprechenden, preußischen Naturforschers Meyer erwähnt zu werden: „Die Klagen," schreibt

dieser, „welche wir über das, wovon der eigene Anblick uns überzeugte, vernommen hatten, blieben noch weit hinter der Wahrheit zurück. Der Despotismus dieser Missionäre ist unglaublich. Auch betheure ich, daß die Urbewohner, in Folge schändlicher Bedrückungen, zur äußersten Dürftigkeit herabgesanken sind, daß sie die, von den Missionären ihnen auferlegten, ungeheuren Abgaben nicht aufzubringen vermögen. Bei allem dem klagte nämlich Bingham — der Chef dieser Missionäre — daß sie vom Weine keinen Gebrauch machen können. Es ist aber dabei zu bemerken, daß diese strengen Eiferer sich mit großen Kosten aus Nordamerika ein vortreffliches Bier verschaffen, welches in Polynesien theurer bezahlt wird, als in Preußen der Wein. Einige dieser bescheidnen Menschen haben, binnen zwei Jahren, ein Vermögen von mehr als 10 bis 15,000 Piastern zusammenzubringen gewußt.“ Die schändlichen Mittel, wodurch die amerikanischen Missionäre des Protestantismus auch im Sandwich-Archipel das arme Volk hinsichtlich der Kirche Gottes zu berücken strebten, haben Protestanten selbst aufgedeckt, zum ehrenden Zeugnisse, daß die Edleren und minder Befangnen unter ihnen solch fanatisch-finsteres Treiben verabscheuen. Der bereits erwähnte Commodore Downes liefert hievon rühmliche Beweise in seiner angezeigten Schrift; sowie auch das, in London erscheinende, wegen seiner Mäßigung und Unparteilichkeit sehr geschätzte Asiatic Journal vom Novembermonat 1834, Nr. 59, wo von dem brittischen Gesandten zu Woahu (Sandwich-Archipel), Richard Charleton, den katholischen Missionären das entschiedenste Lob gespendet, dagegen aber die bitterste Klage geführt wird über die Bosheit und den Fanatismus, sowie über die niederträchtigen Lügen, welche sich die protestantischen Missionäre gegen die katholischen zu Schulden kommen lassen. — Nachdem nun in neuerer Zeit die Dazwischenkunft der französischen Regierung den Katholiken des Sandwich-Archipels die unterdrückte Religionsfreiheit und den katholischen Geistlichen gleiche Rechte mit den protestantischen verschafft, in Folge dessen die katholische Religion sich dort immer mehr verbreitet, müssen zwar die Sektenprediger von den öffentlichen Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten abstehen, die giftigen Mittelchen aber werden stets fort noch in Anwendung gebracht, — wie aus dem Septemberheft 1842 der Annales de la propag. de la foi sattsam hervorgeht.“ —

Ueber den Erfolg der französischen Missionen wurden sehr umständliche und documentirte Berichte durch französische Zeitschriften, noch in den jüngst verflossenen Monaten, bekannt gemacht. Diesen zufolge waren von der, in Paris befindlichen Gesellschaft unlängst neuerdings vier Missionäre nach China abgeordnet worden, und ebensoviele stunden im Begriff, dahin nachzufolgen, indem die feste Absicht waltet, jene Niederlassungen, trotz der seit einigen Jahren überhand genommenen bittersten Verfolgungen von Seite barbarischer und grausamer Regierungen, möglichst auszudehnen. (Vergl. die gehaltvollen, authentischen Berichte in der Allg. Augsb. Zeitung vom 16. Juli, 14. Sept., 30. Nov. und 21. Dez. 1839, besonders vom 31. März und 8. Dez. 1840, 5. Nov. 1841 und 24. Mai 1842; welchen zufolge die ganze Geschichte der katholischen Kirche in China und Cochinchina eine wahre Martyrergeschichte war, und man von nichts als enthaupteten und flüchtigen, fremden und einheimischen Priestern und eingeäscherten christlichen Dörfern hörte.) Zu den, in diesem asiatischen Kaiserreich bisher bestandnen, drei apostolischen Vicariaten und drei Bisthümern kamen im Lauf dieser letzten Jahre noch zwei apostolische Vicariate hinzu. Diese französischen Missionen gehören übrigens drei verschiednen Congregationen oder Vereinen an, deren Fonds — so weit sie die Missionen betreffen — gemeinschaftlich sind, und von den Beiträgen für das Collége de la propagation de la foi herrühren, welches nur Eine Verwaltung, aber zwei Sitze hat, nämlich in Paris und in Lyon. Die Fonds nahmen in den letzten Jahren sehr beträchtlich zu, genügen aber doch kaum für die gesteigerten Bedürfnisse, da der apostolische Vicar für West-Oceanien allein im letzten Jahre sechszehn neue Missionen verlangte. Im Jahr 1837 hatten die Einnahmen nur 927,000 Fr. betragen; im J. 1838 1,343,640 Fr.; im J. 1839 laut offizieller Rechnungsablegung in den Annales de la foi 1,895,682 Fr., wozu Frankreich allein 1,238,809, Baiern 111,000, England 93,000, Italien 266,381, die Schweiz 25,167, Belgien 100,664, Preußen 25,167 Fr. beitrugen. Im folgenden Jahr stiegen sie bereits auf 2,500,000 Fr., wovon 1,379,000 aus Frankreich selbst, dann 207,400 aus Baiern, 163,000 aus Irland, 62,000 aus Preußen, 30,400 aus der Schweiz, 60,000 aus Augsburg, 72,000 Fr. aus München u. s. w. flossen. Noch günstiger stellte sich das Resultat im J. 1841 heraus, indem die »Totalein-

nahme 2,752,217 Fr. betrug, wozu Frankreich selbst mehr als die Hälfte beisteuerte; Baiern kommt mit 210,000 Fr. zum Vorschein, Belgien mit 159,000, England mit 33,000 — das arme Irland hingegen mit 195,000, Portugal 46,000, Sardinien 206,000, Kirchenstaat 77,000, Neapel 61,000, Preußen 85,000, die Schweiz mit 33,700, Toskana 41,000, Asien und Amerika mit 110,000 Fr. — Die Vertheilung geschah an die Missionen in Europa, Asien, Afrika, Amerika und Oceanien; sie belief sich auf 2,583,718 Fr. laut umständlicher Rechnungen in den Annalen der französischen Missionsgesellschaft, wovon im Ganzen 141,100 Exemplare in acht Sprachen verbreitet werden, nämlich 70,000 in französischer, 20,000 in deutscher, 15,500 in englischer, 3000 in spanischer, 4000 in flammändischer, 26,000 in italienischer, 2000 in portugiesischer und 600 in holländischer Sprache, und wofür die Druckkosten 210,162 Fr. betrugen. Diese Annalen der, erst im J. 1821 zu Paris für Verbreitung des christlichen Glaubens gestifteten, Gesellschaft liefern, nebst der genauesten Rechnung über die Ausgaben, auch die reichhaltigsten Nachrichten über die segensvolle Wirksamkeit der einzelnen Missionen. Die Einnahmen sind übrigens in stetem Wachsthum begriffen, so zwar, daß sie sich im letztverflossnen Jahre 1842 (s. Maiheft der Missionsannalen) auf 3,792,889 Fr. beliefen, zu welcher Summe Frankreich 1,670,447, Baiern 202,075, Belgien 162,000, Brittanien 240,194, Preußen 119,250, die Schweiz 44,932 Fr. beigetragen hatten. (Als im laufenden Jahr 1843 der Erzbischof von Lyon in seinem Fasten-Mandat das Werk für Verbreitung des Glaubens behandelt hatte, übermachte ihm, am Tage nach der Erscheinung dieses Mandements, eine einzige Person zu diesem Behuf 10,000 Fr.) — Nach allgemeinem Zeugniß zeichnen sich die Missionäre dieses Vereins durch große Selbstverläugnung aus; und der Muth, mit welchem sie beständige Gefahren und das härteste Leben ertragen, kann nicht genug gelobt werden. An regelmäßigem Gehalt bezieht ein Missionär 500 Fr., ein Bischof das Doppelte, und nur unter besondern Umständen, bei Verfolgungen u. s. w., werden ihnen weitere Fonds gegeben, um sich aus Verlegenheiten zu ziehen, welche den Fortbestand ihrer Gemeinden gefährden würden. Wer sich noch umständlicher und gründlicher mit diesem Gegenstand bekannt zu machen wünscht, den verweisen wir auf die gehaltvolle Darstellung in der außer-

ordentl. Beil. zur Allg. Augsb. Ztg. Nr. 150 vom Jahr 1843, an deren Schlusse es heißt: „Die Organisation dieser Missionsgesellschaft ist in der That bewunderungswürdig; die Ordnung in der Verwaltung und die Disciplin sind durchaus löblich, und der Muth, welchen die Missionäre unter Aufopferungen aller Art und unter Verfolgungen, wie in Cochinchina und bisweilen in China und Siam, an den Tag legen, kann nicht übertroffen werden.“ —

Während all' dieß von katholischer Seite geschieht, ertönen hingegen immer stärkere Klagen über den geringen Erfolg der protestantischen Missionen. Ja die englische Regierung selbst ist zu dieser Einsicht gelangt; und sie, die einst so heftig die katholischen Glaubensprediger verfolgte, und besonders viele Jesuiten martern ließ, verlangte nun im Jahr 1834 vom päpstlichen Stuhl katholische Missionäre für Indien, worauf derselbe einigen Jesuiten diese Sendung übertrug, welche dermal schon in Calicut und Madura mit segensreichem Erfolge wirken. Nähere Angaben enthält N. Wisemanns, Prof. der oriental. Sprachen und Mitgl. der kön. Ges. der Wissensch. in London, gründliche, mit Urkunden belegte Abhandlung, „über die Unfruchtbarkeit der, von den Protestanten, zur Bekehrung ungläubiger Völker unternommenen Missionen, dargethan aus den eignen Berichten der Missionäre, Augsb. bei Kollmann, 1835.“ Und wie viele der neueren und angeseheneren protestantischen Schriftsteller äußern sich ganz entschieden in gleichem Sinne! Wir beziehen uns dießfalls auf die Bd. I, Abth. 2, „über die Bibelgesellschaften“ angeführten Zeugnisse, sowie auf Hebers Berichte über Indien, 1828; die Revue protestante von 1830; White's Betr. über den Zust. des britt. Indien; Hörschelmann's Handb. d. Geogr., 1834; Ritter's Jahrb. d. Ges. zur Verbreitung des Glaubens, 1834; auf die englischen Missionsberichte u. a. m. Das Journal des Missions evangéliques von 1840 giebt durch folgenden Auszug einen, nicht sehr erbaulichen Begriff von der Thätigkeit protestantischer Missionäre. Ein solcher meldet aus Südamerika über seine täglichen Verrichtungen: „Den 10. d. M. in der Schmiede gearbeitet. Die Fensterrahmen fertig gemacht. Den 12. d. M. Gemüse gesäet. Den 13. gemauert. Den 14. ein Kärrlein zurecht gemacht, Bäume gepflanzt und Reben geschnitten. Den 15. Sonntag. Wir haben eine schöne Versammlung gehabt. Man hat der Predigt über die Worte: Selig die

weinen, denn sie werden getröstet werden, aufmerksam zugehört. Möchte die Traurigkeit, die man nie bereut, unter unsern armen Bechuanas allgemeiner werden! Den 17. das Rad an einem Wagen, das brechen wollte, wieder geflickt. Den 26. und 28. an Schlissen gearbeitet.“ Seinen Bericht endet der Missionär mit den Worten: „Ich kann Ihnen die freudenvolle Nachricht ertheilen, daß meine Frau am 19. d. glücklich einen kleinen Knaben zur Welt gebracht hat. Er wird Johann Eugen getauft werden. Mutter und Kind sind vollkommen gesund.“ Unter solchen Umständen ist sich dann wahrlich nicht sehr zu verwundern, wenn die Basler Missionsgesellschaft in ihrem Berichte vom Jahr 1842 Klage führt, daß in den nächsten Jahren, wenn die Beiträge nicht ansehnlich sich vermehren, ein Deficit von ungefähr 30,000 Fr. sich herausstellen müsse. Es ist in der That schmerzlich, aus diesem Berichte zu sehen, wie durch so große Opfer dennoch so wenig ausgerichtet wird, wie — nach jahrelangem, eifrigem Bemühen — oft kaum 10 bis 20 Heiden sich haben taufen lassen; und fast wie eine Ironie klingt es, wenn jene Schrift es als ein Wunder Gottes darstellt, daß achtzehn Missionäre mit zwei Frauen, unterstützt von neun Catecheten, in sieben vollen Jahren es dahin brachten, daß die Christengemeinde, Kinder und Taufbewerber mit eingeschlossen, gegen zweihundert Mitglieder zähle; ein Verhältniß, nach welchem jährlich, von einer, für das Reich Gottes arbeitenden Person nicht einmal ein Heide wäre bekehrt worden. Und doch bringt die Gesellschaft für die Neubekehrten die beträchtlichsten Opfer, indem sie ihnen Hütten bauen, zum Ackerbau u. s. w. nachhelfen, Schulen errichten und Gehalte für die Schullehrer aussetzen muß. Ist bei solchen Unterstützungen nicht große Gefahr vorhanden, daß Eigennutz, Bequemlichkeit u. s. w. eine wichtige Rolle spielen? Der Stuttgarter Beobachter in s. Nr. 222 vom Jahr 1842 fügt die bedeutsame Bemerkung hinzu: „Man versuche es nur bei uns, ob nicht in jeder Gemeinde sich Leute finden, welche um Haus und Hof, Aecker, Vieh, Geld und Gut jeden beliebigen Glauben annehmen?!“

Alle die oben berührten, verschiednen und zuverlässigen Geschichtsquellen stimmen hauptsächlich dahin überein, daß die protestantischen Missionäre der Schrift gleiche Kraft wie dem Worte beimessen, und daher die Verbreitung der Bibel in den mannig-

faltigsten Sprachen, als das wesentlichste Hülfsmittel zu Begründung und Befestigung des Christenthums betrachten und für hinlänglich halten, — daß dießfalls die katholischen Missionsvereine, welche sich hauptsächlich auf den mündlichen Unterricht verlegen und daher als lebendige Bibelgesellschaften sich darstellen, einen entschiednen Vorzug behaupten; — daß die maßlose Verbreitung der Bibel von Seite der protestantischen Missionäre (welche übrigens fälschlich die Zahl ihrer Bekehrungen nach derjenigen ihrer ausgetheilten Bibeln zu berechnen pflegen) nicht selten die bedauerlichsten Mißbräuche herbeigeführt und dem Hauptzwecke bisweilen mehr Schaden als Vortheil gebracht habe, — und daß die Wirksamkeit der protestantischen Missionäre in der neueren Zeit, vorzüglich in Asien und Afrika, nur sehr gering gewesen sei, auch denselben großentheils „gierige Habsucht, Scheinheiligkeit und glühender Durst nach Ruhm“ beigelegt werde; während die katholischen Missionäre im Allgemeinen als Männer „von gelehrter Bildung, unsträflichen Sitten, ächter Religiosität und würdevoller Leutseligkeit“ sich große Achtung erwarben. — Sehr reichhaltige Angaben hierüber finden sich auch in den „Blättern für literar. Unterhaltung“ 1834, und im „Ausland“ 1835, auf welche wir unsere, durch obige Darstellung noch nicht hinreichend befriedigten, Leser verweisen.

Wir schreiten nun zu einem Gegenstand, welcher die gründlichste, sorgfältigste Erörterung verdient, da derselbe einen, nicht unerheblichen Theil der, gegen die katholische Kirche erhobnen, Beschuldigungen bildet, nämlich den

Ceremonien,

oder gottesdienstlichen Gebräuchen, über deren Zweck und Bestimmung wir von der Kirche selbst den richtigsten Aufschluß vernehmen werden.

Im Sinne des heil. Augustinus de lib. arb. 3, 10. erklärt sich das Concil von Trient, Sess. 22, C. 5: „Da die Natur des Menschen so beschaffen ist, daß sie sich nicht leicht ohne äußere Hülfsmittel, zur Betrachtung göttlicher Dinge erheben kann, so hat die Kirche — als fromme Mutter — einige Gebräuche

angeordnet, und Ceremonien eingeführt, damit die Gemüther der Gläubigen, durch diese sichtbaren Zeichen der Religion und Frömmigkeit, zur Betrachtung solch' erhabner Gegenstände, als die göttlichen Geheimnisse sind, angeregt werden." In ebenderselben Sess. 22 wird aber zugleich den Kirchenobern zur strengsten Pflicht gemacht, „alles zu verbieten und auszurotten, was entweder der Geiz — dieser Götzendienst (Eph. V, 5.) —, oder Mangel an Ehrfurcht — der kaum von Gottlosigkeit getrennt sein kann —, oder der Aberglaube — dieser falsche Nachäffer der wahren Frömmigkeit — eingeführt hat; auch sollen sie durchaus von der Kirche die, mehr vom abergläubischen Dienst, als von der wahren Religion herrührenden, Gebräuche entfernen." Auch der römische Catechismus lehrt P. 2, C. 1, Q. 10: „Was durch das Sakrament innerlich bewirkt wird, wird durch die Ceremonien deutlicher und gleichsam vor Augen gelegt, und dadurch zugleich die Vorstellung von der Heiligkeit dieser Gegenstände, tiefer den Gemüthern der Gläubigen eingeprägt; was aber die Gemüther derjenigen betrifft, welche diese heiligen Gebräuche sehen und sorgfältig beobachten, so werden sie zum Nachdenken über so erhabne Dinge ermuntert, zugleich der Glaube und die Liebe in ihnen rege und lebendig gemacht."

Nach der Absicht der Kirche zielen also diese gottesdienstlichen Gebräuche blos dahin, den Geist des Christen zu dem Himmlischen emporzuheben, ihm die erhabnen Lehren der Religion stets gegenwärtig zu halten, das Herz dafür zu erwärmen, das Gemüth und Gefühl anzuregen, damit der religiöse Sinn in's thätige Leben übergehe, und Früchte ächter Gottesfurcht trage. Und solch' geistigen, christlichen Zweck sollte der gesunde Menschenverstand mißbilligen können? Die Kirche betrachtet diese Ceremonien keineswegs als Gottesdienst an sich, ganz und gar nicht als Zweck, sondern blos als Mittel zur Beförderung der Religiosität. Sie will, daß die innerliche Anbetung Gottes, als Schöpfers und Erhalters des ganzen Weltalls, im Geist und in der Wahrheit, sich zugleich auch durch äußerliche Zeichen kund geben soll. Nur der Unwissende, der die Bedeutung dieser Ceremonien nicht kennt, oder der Verläumder, der solche absichtlich mißkennt, können behaupten, daß sie keinen dem Zweck angemeßnen Sinn haben. Nur der höchste protestantische Aberwitz könnte wohl den Gedanken sich beifallen lassen, daß eine so angesehene — über

den ganzen Erdkreis sich erstreckende — Kirche ein heiliges Gaukelspiel erfunden hätte, um all' ihre Bekenner zu äffen, und mit ihrem ewigen Seelenheil solch' leichtfertigen, grausamen Scherz zu treiben! Nein, die katholische Kirche enthält nicht nur kein Dogma, welches nicht von dem Stifter des Christenthums selbst, oder dessen ersten Verkündigern herrühre, sondern auch keine Disciplinar-Einrichtung, welcher nicht Glaube, Hoffnung und Liebe, — und somit ächte Religiosität — zum heiligen Grund läge. Oder man nenne uns auch nur eine einzige Ceremonie der katholischen Kirche, welche nicht ihre geschichtliche Bedeutung habe. Wie die Ceremonien des alten Bundes auf Christum, als den kommenden Messias, hinwiesen, so weisen die Ceremonien der katholischen Kirche auf ihn, als den Gekommnen und zur Rechten des Vaters Herrschenden, zurück. Alles hat nur auf ihn Bezug; und da er der Punkt ist, von welchem Alles ausgeht, und auf welchen Alles zurückführt, so ist die Klage höchst ungegründet, daß Christus unter der Menge der Formen erstickt und vergessen werde; so wenig, als man, unter den Millionen mannigfaltigster Formen und Erscheinungen in der Welt, Gott vergißt, welchen sie offenbaren. Um sich aber von der religiösen Bedeutung all' dieser Lehren und Gebräuche zu überzeugen, prüfe man sie nicht etwa nach abgeschmackten Legenden, oder nach Lästerschriften protestantischer Querköpfe, sondern nach gründlichen Lehrbüchern wahrhaft katholischer, ächt aufgeklärter Schriftsteller. (Z. B. kath. liturg. Lehr- und Erbauungsbuch von K. W. Weininger, Wien 1823; Binterims Denkwürd. der kathol. Kirche, Mainz 1825; Augsbach[illegible], Gebr. und Cerem. der kath. Kirche, Wien; Rerum liturgic. libri 2, auct. J. Bona. Col. Agr.; Winters Versuch eines deutschen Meßbuchs, und seine öffentlichen Gottesverehrungen, Landshut 1810; der römische Catechismus, herausgegeben auf Befehl des Kirchenraths von Trient und Papst Pius V., übersetzt von Fellner, Mainz 1828, — worin das Ganze der christkatholischen Glaubens- und Sittenlehre enthalten ist; Handbuch zum großen, in den k. k. österreichischen Staaten eingeführten Catechismus der christkatholischen Lehre, mit Beweisen, Erläuterungen und Beispielen. 3 Thle., 3te Aufl., Insbruck 1836; u. a. m.) Ueberdieß sorgt auch die Kirche hinlänglich dafür, daß die Gläubigen mit der Bedeutung und dem Zweck der Ceremonien auf's genaueste bekannt gemacht werden. Dieß ist ganz ausdrücklich

den Bischöfen und andren Seelsorgern von der Kirche aufgetragen, Conc. Trid. Sess. XXII, C. 8. Ja, die Kirche erklärt diesen Unterricht als einen wesentlichen Bestandtheil des öffentlichen Gottesdienstes, ibid. S. V, C. 2, und XXIV, C. 4. Der römische Catechismus empfiehlt den Seelsorgern die größte Sorgfalt, Fleiß und Eifer, damit die Gläubigen die Bedeutung der Ceremonien, mit welchen die einzelnen Sakramente verwaltet werden, deutlich fassen und erkennen. Ueberhaupt wäre es in der That kaum möglich, für den religiösen Unterricht mehr zu thun, als in der katholischen Kirche wirklich geschieht. Die Eltern werden dringend aufgefordert, den ersten Samen des göttlichen Worts in die noch zarten Herzen ihrer Kinder zu streuen, und auch in der Folge dem öffentlichen Unterrichte zu Hause nachzuhelfen. Ueberall sind Schulen errichtet, in welchen die Seelsorger wöchentlich den versammelten Kindern der Gemeinden durch mehrere Stunden Religionsunterricht ertheilen. In der Kirche wird der in den Schulen gegebne Unterricht fortgesetzt, erweitert und auf die verschiednen Verhältnisse des Lebens angewendet, auch in allen öffentlichen Erziehungs- und Bildungsanstalten auf den Religionsunterricht die gehörige Rücksicht genommen, so daß es gewiß jedem, der über seine Religion unterrichtet werden will, von frühester Jugend an möglich gemacht ist, seine Religionskenntnisse vollständig auszubilden. Und hier bemerken wir noch, als einen gewiß sehr schätzbaren und eigenthümlichen Vorzug bei dem öffentlichen Unterricht in der katholischen Kirche, daß man die dogmatischen Lehren des Christenthums, welche der ganzen Moral zum Grunde liegen und ihr, durch die Eröffnung angemeßner Beweggründe, erst Leben, Kraft und Wirksamkeit ertheilen, mit eben dem Fleiß und Eifer bearbeitet, wie die Sittenlehre; während man sich, außer der katholischen Kirche, bei dem öffentlichen Unterricht, fast durchgehends nur mit der Pflichtlehre beschäftigt. Es ist klar, daß die katholische Kirche hierin, wie überall, sich fest an das Beispiel Jesu und seiner Apostel hält, welche keinesweges auf den Vortrag der bloßen Moral sich beschränkten, sondern mit gleichem Eifer auch die Glaubenslehre vortrugen.

Sodann darf der wichtige Umstand nicht übersehen werden, daß die Kirche solche, von ihr angeordnete, Gebräuche und Ceremonien ganz und gar nicht für unverletzlich und unabänderlich

angesehen wissen will. Da sie nur zur äußern Kirchenzucht gehören, nur als Mittel zu betrachten sind, um dem Gottesdienst in den Augen der Menschen mehr Majestät und Würde zu verschaffen, und ihre Ehrfurcht für die Mysterien der Religion zu erhöhen, so können sie demzufolge, nach Verschiedenheit der Zeiten, Sitten und Bedürfnisse der Völker, ebenfalls verschieden sein, verändert, selbst — wenn sie dem Zweck nicht mehr entsprechen würden — auch aufgehoben werden. Nur hat freilich die Kirche ein solches Recht, eine solche Gewalt, nicht etwa, — nach protestantischer Sitte —, der Willkühr, und dem individuellen Gutbefinden jedes Kirchendieners und, zum Reformator sich berufen wähnenden, Schwindelgeists anheimgestellt; sie hat nicht die Diener der Kirche zu Herren derselben erhoben, sondern pflichtmäßige Vorsorge getroffen, um nicht in Gegenständen, welche sich auf das ewige Seelenheil beziehen, und durch ihren alterthümlichen Ursprung nur Zutrauen und Ehrfurcht erwecken, durch leichtsinnigen Wechsel die Glaubenslehre selbst zu gefährden.

Und sollte es den protestantischen Bibel- und Geschichtsforschern unbekannt sein, daß diese Anordnung der katholischen Kirche, hinsichtlich äußrer Gebräuche und Ceremonien, durch das Beispiel Christi selbst und des christlichen Alterthums, vollständig gerechtfertigt wird?!

Christus selbst, dieser tiefste Menschenkenner, verschmähte keineswegs sinnliche Handlungen, äußere Uebungen und Ceremonien, um durch sie auf das Innre der Menschen einzuwirken. So sehr er auch seine Entrüstung aussprach, über die, in Menschensatzungen und leeren Ceremoniendienst ausgeartete, ganz in Mechanismus erstarrte, Religion der Pharisäer, so fügte er doch — Matth. 23, 23. — die Bemerkung bei: das Eine, nämlich Menschenliebe, Barmherzigkeit und Treue solltet ihr ausgeübt, allein auch jenes andre, nämlich das Ceremonialgesetz, nicht unterlassen haben. Und wo hat überhaupt Christus je die, im Judenthum bei den Opfern und Feierlichkeiten übliche, und im Gesetz vorgeschriebne, außerordentliche Pracht getadelt? Er ließ sich ganz zur Fassungskraft des Volkes herab, ward dem Gesetze gemäß beschnitten, und dem Herrn dargestellt. Er feierte die Feste der Juden mit, und begab sich alljährlich auf das Osterfest nach Jerusalem. Die Ceremonien des alten Bundes waren von Gott selbst ange-

ordnet, also konnte auch der Sohn Gottes nicht die Absicht haben, einen Tadel dagegen zu erheben. Es waren daher nicht die Ceremonien an sich, sondern die Art; wie solche von den Juden beobachtet wurden, was den Unwillen des Heilandes rege machte. Sie erfüllten nämlich mit ängstlicher Genauigkeit alle äußeren Gebräuche, nicht um ihre frommen Gesinnungen darin auszudrücken, sondern gerade so, als müßte Gott an diesen Gebräuchen selbst Freude haben, auch ohne daß dieselben von einer innern Frömmigkeit begleitet seien. Uebrigens waren sie auch in ihrem sonstigen Leben keineswegs so gewissenhaft, wie sie es in der Beobachtung jener äußeren Vorschriften waren; und während sie sich ja keine Unterlassung irgend welcher Ceremonie zu Schulden kommen ließen, machten sie sich hingegen kein Gewissen daraus, Wittwen und Waisen zu berauben, oder ihre Nebenmenschen zu bedrücken. Gegen die Scheinheiligkeit also, welche durch bloße Beobachtung äußerer, frommer Gebräuche Gott dienen und vor den Menschen sich empfehlen wollte, waren die bittern Vorwürfe des Erlösers gerichtet, welcher vielmehr aufs nachdrucksamste darauf drang, daß Gott „im Geiste und in der Wahrheit", — im Innersten des Herzens und nicht bloß mit äußerem Schein —, solle angebetet werden.

Durch alle die mannigfaltigen äußeren Zeichen, deren Jesus selbst sich bediente, gedachte er wohl das Geistige seiner Lehre keineswegs umzustoßen, sondern vielmehr zu bekräftigen. Er bediente sich, bei der Ehebrecherin, einer ganz besondern und umständlichen Ceremonie; über den Aussätzigen streckte er die Hand aus, rührte ihn an, und sprach: ich will; sei rein! Er ließ es zu, — der große Herold der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit —, und lobte das Weib, welches seine Füße mit Thränen benetzte, mit Salbe begoß, sie küßte, und mit ihren Haaren trocknete. Er betete, bei der Auferweckung des Lazarus, die merkwürdigen Worte, welche dem Ceremoniendienst eine wichtige Bedeutung geben: „Vater! ich danke dir, daß du mich erhört hast; zwar wußte ich wohl, daß du mich allezeit erhöreſt; aber ich habe es um des umstehenden Volkes willen gesagt, damit sie glauben, daß du mich gesandt habeſt." Er heilte den Blinden, indem er auf die Erde spuckte, mit dem Speichel einen Teig bildete, und diesen auf des Blinden Augen strich; er legte seine Finger in die Ohren des Taubstummen, berührte mit Speichel seine Zunge, und blickte

empor gen Himmel; er betete und kniete dabei nieder; er hauchte seine Jünger an; er heilte die Kranken durch Auflegung seiner Hände u. s. w. Aehnliche Beispiele kommen in den Evangelien häufig vor. Auch die Apostel verrichteten das, was die katholische Kirche die heilige Firmung nennt, unter Gebet und Auflegung der Hände; eben so ertheilten sie die Priesterweihe unter Fasten, Beten und Händeauflegung. (Diese Ceremonie der Händeauflegung haben selbst auch Protestanten hin und wieder beibehalten, sowie auch das Niederknien bei'm Abendmahlsgenuß und bei'm Gebet des Vater Unser erst im Jahr 1769 in einem Theile der protestantischen Schweiz beseitigt und abgeschafft ward.) Wer nur immer in der Geschichte des christlichen Alterthums bewandert ist, oder sich nicht geflissentlich unwissend stellt, dem kann es nicht unbekannt sein, daß überhaupt auch der, in der katholischen Kirche dermal noch übliche Cultus, aus dem sogenannt apostolischen Zeitalter herstammt. Justins erste Apologie, welche ungefähr 140 Jahre nach Christus geschrieben ward, liefert hiefür den klaren Beweis, und zeigt zugleich, daß sowohl die Haupttheile der heiligen Messe, als auch die Ceremonien bei der Taufhandlung schon größtentheils zur Zeit dieses Martyrers und Kirchenvaters in Uebung waren. Ueberhaupt beruht der ganze kirchliche Ritus, in all' seinen Theilen, auf der verläßlichsten Tradition. Von den Taufceremonien handeln nächst Justin auch die spätern Basilius, Tertullian, Cyrill, Gregor und Augustin; von der Confirmation Clemens, Schüler des Petrus, — Ignaz, Schüler des Johannes, — Tertullian und Cyprian; die letzte Oelung findet sich vorgeschrieben Jak. V, 14., und überdieß noch in allen Kirchenvätern; über das Chrisma und das Kreuzzeichen handeln sehr gründlich Dionysius, Tertullian, Cyprian und Augustin; über den bischöflichen Segen und die Weihe Dionysius, Clemens, Anaklet; über das Weihwasser Clemens, Justinus Martyr, Basilius, Ambrosius; über die Weihe der Altäre, Becher, Schüsseln u. s. w. Dionysius, Chrysostomus, Augustinus, Leo u. a. m.

Freilich sollte das Göttliche keines, vom Irdischen erborgten, Hülfmittels bedürfen; aber die Menschen, als Sinnenwesen, benöthigen Sinnliches, um sich daran zum Uebersinnlichen emporzuheben; ihr Geist ist an eine sinnliche Natur gebunden. Und da die Religion nicht für reingeistige Wesen, sondern für solche

bestimmt ist, die geistiger und sinnlicher Natur — Geist und Leib zugleich — sind, da Gott der Schöpfer von beiden ist und ihm durch die Religion die gebührende Huldigung dargebracht werden soll, warum sollte dieß nicht von Seite des Geistes und Körpers, innerlich und äußerlich, geschehen? Fühlt nicht der redliche Mensch sich gedrungen, durch äußere Zeichen seine innere Neigung kundzugeben? ist er nicht — als Glied einer religiös-moralischen Gesellschaft — verpflichtet, durch gutes Beispiel diese äußere Verehrung an den Tag zu legen? Der Mensch bedarf Erinnerungsmittel, um Vorstellungen im Geiste festzuhalten, vorzüglich bei übersinnlichen Religionswahrheiten, die in den vielen Zerstreuungen des Lebens so leicht ihre Kraft verlieren, wenn sie nicht durch äußere Zeichen dem Geist oft vorgehalten und eingeprägt werden. Die bloße Belehrung, die bloße Verstandes-Entwicklung, so nothwendig und unentbehrlich sie auch ist, vermag doch den Menschen noch nicht gut, edel und tugendhaft zu machen; er besitzt nebst dem Erkenntniß- auch noch ein Gefühls-Vermögen, welches auf seinen Willen und seine Thätigkeit einen wichtigen und unläugbaren Einfluß ausübt. Die Religion also muß, um an den Menschen ihre wohlthätige Wirkung hervorzubringen, den ganzen Menschen durchdringen; sie muß Sache des Verstandes und Gemüths werden, muß im Kopf und Herzen zugleich wohnen. Wie wohlthätig wird daher nicht durch angemeßne, mit dem öffentlichen Religionsbekenntniß im Einklang stehende Kirchengebräuche, auf das Volk eingewirkt, welches so manchen guten Gedanken und frommen Vorsatz daran zu knüpfen sich veranlaßt findet!

Wenn übrigens bei den Andachtsübungen der katholischen Christen auch etwelche Mißbräuche unterlaufen sollten, so werden solche von ihrer eignen Geistlichkeit höchlich mißbilligt, und manche derselben möchten wohl auch beim protestantischen Cultus ebenfalls anzutreffen sein, wie z. B. das gedankenlose Herplappern der christlichen Gebetsformeln, von Seite der Geistlichen sowohl, als der Laien u. s. w. Da sollen übrigens — nach der Pauliniſchen Vorschrift — die Stärkeren auch die Gebrechen der Schwächeren ertragen lernen. Wenn die Protestanten, durch Abschaffung der Ceremonien, den Gottesdienst — um uns ihres Ausdrucks zu bedienen — vereinfacht und nur auf Unterricht und Gesang beschränkt haben, so sei uns dagegen auch die Frage erlaubt: ob der

religiöse Sinn dadurch gefördert worden? ob ihre Tempel jetzt häufiger und eifriger besucht werden? ob die eigentliche Erbauung, die Gottesfurcht, dadurch gewonnen habe? Selbst die preußische Regierung klagt in einer Verordnung vom Jahr 1814, „daß die Form des Gottesdienstes, in den neusten protestantischen Kirchen, nicht das Erbauliche und Feierliche habe, was die Gemüther erregen und ergreifen, sie zu religiösen Empfindungen und frommen Gesinnungen stimmen und erheben könnte;“ sie tadelt darin, „daß die Predigt als der wesentliche Theil des Gottesdienstes angesehen werde, da sie doch, obgleich höchst wichtig, eigentlich nur die Belehrung und Ermunterung zum Gottesdienst sei; daß die Liturgien theils so unvollständig, theils so verschiedenartig seien; daß Vieles der Willkühr einzelner Geistlichen überlassen bleibe, und daß die Gleichförmigkeit der kirchlichen Gebräuche, eine der Hauptbedingungen ihrer wohlthätigen Wirkung, beinahe ganz vermißt werde.“ (Bekannt ist auch Friedrichs des Großen Ausspruch über die verschiednen Arten des christlichen Cultus, bei Anlaß eines, von dem Cardinal v. Zinzendorf in Breslau gehaltnen, feierlichen Hochamtes: „Die Calviner und Reformirten,“ sagt er, „behandeln Gott wie ihren Untergebnen, die Lutheraner wie einen ihres gleichen, die Katholiken aber wie einen Gott.“) Und in der That, wem sollten die kahlen, von allem Aeußern so ganz entblößten, und den Versammlungen der Quäcker und Mennoniten ähnlichen, gottesdienstlichen Einrichtungen gefallen können? welchen Protestanten sollte nicht ein feierlicher Gottesdienst weit eher ansprechen? In den sächsischen Ländern erinnern auch jetzt noch das Kyrie, das Credo, das Agnus und die Responsorien an die altchristkatholische Messe. Selbst in dem gut protestantischen Preußen, im Mecklenburgischen, Hannoverschen, Lüneburgischen u. s. w. wurden viele Feierlichkeiten beibehalten; Lichter werden bei Haltung des Abendmahls angezündet, die Einsetzungsworte und Collecten werden abgesungen, man segnet Brot und Wein mit dem Zeichen des Kreuzes, — eben so die Kinder bei der Taufe —, der Segen wird mit dem Kreuzzeichen ertheilt; auch sind hin und wieder noch Chorhemder und Casels im Gebrauch. Und dieß alles geschieht, ob man gleich vollkommen überzeugt ist, daß mit dem Anzünden der Lichter nicht der heilige Geist erscheint und mit dem Auslöschen wieder sich entfernt, daß ein Kreuzschnitt mit zwei Fingern durch die Luft dem

Segenswunsche des Geistlichen keine größere Kraft giebt, daß die besondren geistlichen Kleidungen keine besondre Heiligkeit an sich haben. Aber man berücksichtigt, daß der Mensch ein sinnliches Geschöpf ist, daß äußere und sinnliche Dinge ihn rühren, Andacht und Ehrfurcht in ihm erwecken, und sein Herz für die, ihm zu verkündenden Wahrheiten empfänglicher machen; man sieht gar zu wohl ein, daß die Zahl der Menschen, welche allein durch Gründe und Räsonnements, als Philosophen geleitet werden, zu klein ist, um in irgend einigen Anschlag zu kommen. Ganz anders als Luther dachte hingegen Zwingli, welchem jede Erinnerung aus seinem Klosterleben widerlich war; daher findet man in Staaten, welche der Helvetischen Confession zugethan sind, alle und jede Spur von feierlichem Kirchengepränge verschwunden, und statt dessen ein „wildes, verworrenes, geist- und herzloses (— wie sich selbst einer der angesehensten, schweizerschen, reformirten Theologen ausdrückte —) Gekreisch jüdischer Psalmen in Knittelreimen und erbärmlichen Melodien“ in Uebung.

Wen sollte aber die kindliche Gottesverehrung des ächtkatholischen Christen nicht rühren! Oder wie? ist es nicht kindlich, die Hände dem Vater bittend entgegenzustrecken, um eine Wohlthat von ihm zu erhalten? ist es nicht kindlich, den Vater knieend um Verzeihung zu bitten, über dessen, mit Undank vergoltne, Liebe man Reue und Schmerz empfindet? (die Kniebeugung wird in den protestantischen Liturgien noch gar häufig angeordnet und empfohlen, aber nicht in Anwendung gebracht) ist es nicht kindlich, bei gewissen besondren Veranlassungen, auf festliche Weise die Gefühle dankbarfroher Anhänglichkeit und Ehrfurcht zu äußern, dem geliebten, liebenden Vater, Herrn, Wohlthäter?! Wie könnte ein — nicht ganz herzloser — Familienvater noch zweifeln, daß sinnliche, äußere Gebräuche sich sehr gut mit kindlicher, innrer Achtung und Liebe vertragen? ja daß vielmehr gerade die Verbindung solch' innrer und äußrer Huldigung, sogar eigenthümliches Bedürfniß der kindlichen Natur sei? (Und wie viele Beispiele solcher äußrer Zeichen bietet uns nicht das bürgerliche, gesellschaftliche und häusliche Leben dar! Wer hat je die Hauptentblößung, die Verbeugung, den Händedruck, die Umarmung u. s. w. anstößig oder ärgerlich gefunden?) Nur vergesse man nie, daß die Kirche weit von der Meinung entfernt ist, durch solch' äußere Ceremonien und Uebungen Gott

gewissermaßen für sich gewinnen, oder dadurch seine besondre Gunst erwerben zu wollen. Solch' unwürdige, alberne Vorstellungen kann nur Bosheit oder Unverstand der Kirche andichten. Wollte man aber die Ceremonien als Krücken ansehen, oder als das Gerüste, und dann daraus folgern, daß, wer allein gehen könne, dieser nicht mehr bedürfe, und, wenn das Gebäude einmal stehe, das Gerüste überflüssig geworden sei; so würde man dadurch ernsten Folgerungen das Thor öffnen, welche sich auch auf Kirchenbesuch, und die ganze sogeheißene äußere Religion erstrecken müßten. Die Bibel z. B., — so könnte man mit eben so gutem Grunde sagen —, ist in Jedermanns Händen; wozu dann noch Prediger! man trinkt ja aus der Quelle selbst, und bedarf also der fremden Canäle nicht. Beten kann man am besten — wie Christus selbst sagt — im stillen Kämmerlein, denn der Vater sieht in's Verborgne. Gott ist ein Geist, zu dessen Anbetung man weder Kniebeugung, noch Worte, noch Händefalten nöthig hat. Der Weltenraum faßt ihn nicht, warum sollte man ihn in Tempel einschließen. Die ganze Schöpfung, und vorzüglich das Menschenherz ist sein Altar, wozu bedürften wir noch äußeren Cultus! Zu solch' bedenklichen Folgerungen müßte jene Ansicht führen.

Ganz aus der Luft gegriffen ist auch die Behauptung, daß der Katholik nicht nach eignem Herzenstrieb beten dürfe, daß die Worte abgezählt werden, u. dergl., wie protestantische Lästerer vorgeben. Vielmehr ist die häusliche Andacht seiner eignen Neigung gänzlich freigestellt. Selbst im Gotteshaus mag er sich meistens nach seinem Herzen erbauen; nur will die Kirche, daß der Gegenstand und die Art der Erbauung dem Glauben angemessen sei. Dafür wird gesorgt, durch Unterricht, — gerade wie bei den Protestanten —, durch zweckmäßige, von kirchlichen Oberhirten anerkannte Andachtsbücher, welche dem Unvermögen des Volks zu Hülfe kommen, da wohl der größte Theil — der Katholiken oder Protestanten — nicht aus dem Herzen zu beten im Stande ist. Auch für jene, welche nicht aus einem Buch, und vielleicht auch nicht aus dem Vorrath des Herzens beten können, ist die, unter dem Namen des „Rosenkranzes“ bekannte Andachtsübung eingeführt, von welcher schon im vierten Jahrhundert bei dem jüngern Makarius, einem katholischen Mönch in Aegypten, sich Spuren finden, — sowie nachwärts in Italien, England und den Niederlanden, — deren jetzige Gestalt

aber sich vom dreizehnten Jahrhundert herschreibt. Es war nämlich der heil. Dominicus, Stifter des Predigerordens, der Mann der Sanftmuth und Geduld, welcher damals, durch seine Predigten und Persönlichkeit, zahlreiche Bekehrungen unter den Albigensern bewirkte, die im mittäglichen Frankreich gräßliches Unwesen trieben. Von diesen Häretikern lästerten die Einen die Geheimnisse, welche die Grundlage der christlichen Religion bilden, während Andere in finstrer Unwissenheit sie gar nicht kannten. Dieß bewog den heiligen Mann, die Christen diese Geheimnisse auf eine leichte und für alle Menschenklassen faßliche Weise zu lehren; und so setzte er während seiner Mission in Languedoc diese Andachtsübung ein, die noch jetzt unter dem erwähnten Namen besteht. Dieselbe ist übrigens Niemandem bei Verlurst des Seelenheils vorgeschrieben und bildet ganz und gar keinen Glaubensartikel; allein der fromme Gedanke des Heiligen wurde in der katholischen Welt mit einem wahrhaft volksthümlichen Erfolge gesegnet. Die Brüderschaften vom Rosenkranze vervielfältigten sich in's Unendliche, und als im Jahr 1573 die berühmte Schlacht von Lepanto, welche die Christenheit vor den Türken errettete, an eben dem Tage, an welchem diese Bruderschaften ihre besondren Andachten um Verleihung des Sieges des Kreuzes über den Halbmond hielten, gewonnen ward, setzte Papst Gregor XIII. das Rosenkranzfest ein, welches jährlich am ersten Sonntag des Octobers begangen wird. Ob Christus bei dieser Andacht in den Hintergrund gestellt werde, kann nur derjenige besorglich fragen, welcher ihren eigentlichen Inhalt nicht kennt. Daß in demselben mit der Verehrung Mariens zugleich die Anbetung ihres göttlichen Sohnes nicht nur verbunden ist, sondern recht eigentlich Alles sich auf Christi Leben, Leiden und Auferstehung bezieht, geht ganz klar aus dem Gebete hervor, welches die Kirche in die heil. Messe und in die Tagszeiten des Rosenkranzfestes aufgenommen hat. Auf die dreifache Eintheilung der Geheimnisse, in die freudenreichen, die schmerzhaften und die glorreichen, hat selbst die Benennung „Rosenkranz" Bezug. Gleichwie die Rose aus grünen Blättern, scharfen Dornen und einer herrlichen Blume besteht, so sind auch hier die grünen Blätter durch die freudenreichen, die Dornen durch die schmerzhaften, und die Blumen durch die glorreichen Geheimnisse, welche darin gefeiert werden, angedeutet; daher diese Verflechtung in Kranz-Rosen oder Rosenkranz.

Wird übrigens dieß Gebet hier und dort mit ärgerlicher Gedankenlosigkeit hergeschnalzt, so wolle der protestantische Splitterrichter nicht vergessen, daß der größre Theil seiner Glaubensgenossen es nicht um ein Haar besser macht, — daß auch er an Rituale und Psalmgesänge aus dem XVI. Jahrhundert u. s. w. gebunden ist, — daß überhaupt Schimpf und Hohn in Sachen des Glaubens, immer nur den höchsten Grad leidenschaftlicher Verblendung und ein unedles Herz verrathen (vergl. Bd. I. Abth. 2. S. 165.), und daß es den Protestanten am wenigsten geziemt, übermüthig der gottesdienstlichen Gebräuche einer Confession zu spotten, zu welcher sich ihre eignen Voreltern, von den ersten Zeiten des Christenthums an, bis noch vor wenigen Jahrhunderten bekannten, und welcher auch jetzt noch der weit größte Theil der Christenheit und der gebildeten Völker zugethan ist.

Ganz anders urtheilt der weise, große Leibnitz. „Ich bin," sagt er, „keineswegs der Meinung derjenigen, welche, — uneingedenk der menschlichen Schwachheit —, alles im Gottesdienst, was in die Sinnen fällt, unter dem Vorwand der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, verwerfen. Vielmehr verdient Alles unsern Beifall, was nur immer unsern Geist zur Betrachtung der göttlichen Größe und Liebe mächtig emporhebt, was in uns fromme, heilige Gefühle erregt, die unsern Geist von diesem Erdenleben ablenken und ihn in höhere Regionen, über Welt und Zeit hinaus, zur Gottheit selbst versetzen, und was überhaupt unsre Andacht zu befördern geeignet ist." Ja selbst Diderot, der bekannte Naturalist, konnte sich, in einer ruhigen Stunde, des Geständnisses nicht enthalten: „Manche abgeschmackte Rigoristen in Religionssachen kennen die Wirkungen äußerlicher Religionsgebräuche auf das Volk nicht. Nie sahen sie unsre Kreuzesanbetung am stillen Freitage, nie die Begeisterung der Menge am Frohnleichnamsfeste, — eine Begeisterung, die sich selbst meiner zuweilen bemächtigte. Jene, in andächtiger Stille daher wogende Menschenmasse, konnte ich nicht betrachten, ihre feierlichen Gesänge nicht hören, ohne daß meines Herzens Innerstes erschüttert, mein ganzes Wesen in religiöse Gefühle aufgelöst, und meinen Augen heiße Thränen entlockt worden wären. Es liegt in diesen kirchlichen Gebräuchen," — fährt der, sonst entschiedne Gegner der christlichen Religion fort —, „etwas unbeschreiblich Melancholisches, Rührung Erweckendes und zu an-

dächtigen Gefühlen Hinreißendes.“ „Entblößet die Kirchen ihres Schmuckes,“ sagt Bergier in s. Dict. theol., „und sofern das Volk in der Religion nicht die Herrlichkeit, die es in bürgerlichen Ceremonien beobachtet, findet; sofern es sieht, daß man Gott nicht mit der nämlichen, prachtvollen Ehrfurcht behandelt, die man den Mächtigen dieser Erde darbringt, — welchen Begriff soll es sich dann von jenem großen Machthaber bilden, den es anbetet?“ Nach der Meinung des geistvollen Mirabeau „wird jede Religion, die bloß auf den geistigen Dienst ohne Ceremonien beschränkt ist, bald in das Gebiet des Mondes verwiesen sein.“ In gleichem Sinne urtheilt der gelehrte Fleury, und selbst de la Mennais. „Philosoph! lache,“ schreibt dieser in seinen Essais sur l'indiff. en mat. de relig., „über unsre Kniebeugungen und Geberden, wenn es dir einen Spaß macht; allein nachdem du gelacht hast, sage uns, was aus dem menschlichen Geschlecht geworden wäre, wenn es sich nicht vor dem Kreuz auf die Knie geworfen hätte.“

Aus der Reformationsgeschichte wissen wir übrigens, daß auch Luther und Melanchton nie die Ceremonien ganz aufheben wollten, und daß letztrer sie vielmehr ausdrücklich beizubehalten gewünscht hatte. Luthers Taufbüchlein vom Jahr 1523 verwirft nicht nur nicht, sondern verordnet noch das „unter die Augen blasen, Kreuz anstreichen, Westerhemd anziehen, das Legen des Salzes in den Mund des Kindes, und Austreiben des Teufels“; und erst nach vielen Kämpfen hat sich die Lutherische Kirche zu einer angemeßnen Symbolik dieser heiligen Handlung entschlossen. Melanchton schreibt, bei Anlaß des, auf Befehl des Kaisers herausgekommnen Buches über das Interim, an Carlowiz: „Ich nehme auch sehr gerne die Ceremonien an, die das Buch vorschreibt, denn ich weiß, daß diese ein Theil der Kirchenzucht sind, und ich meine, daß mein ganzes Leben bezeugt, daß ich ein Freund der Zucht und Ordnung bin, und aus meinen Schriften erhellet, daß darin immer die Jugend dazu eingeladen wird. Als Knabe habe ich in den Tempeln mit besonderm Vergnügen alle Kirchengebräuche beobachtet, und meine Natur ist von jenem cyclopischen Leben, das alle Ordnung verkennt und Gebräuche als einen Gefängnißzwang hasset, ganz entfernt. Ich bin aber nicht nur für mich also gesinnet, sondern bemühe mich auch, andern ebendieselben Gesinnungen einzuflößen.“

Von neueren, protestantischen Gelehrten, welche die Ceremonien und Sakramente eifrigst in Schutz nehmen, führen wir, als einen der ansehnlichsten Gewährsmänner, Göthe an, welcher im 2. Theil seiner „Dichtung und Wahrheit“ zugleich das tiefste Bedauern über die nackte, leere, von aller Feierlichkeit entblößte Gestalt des protestantischen Cultus ausspricht. Aehnliche Klagen äußert der dänische Theolog und Prof. Clausen, den wir oben bereits als einen der vorzüglichsten Wortführer des Rationalismus kennen lernten, in seinem Werke: Lehre, Verfassung und Ritus, 1829, woraus wir folgender Stelle hier einen Platz gönnen: „Es ist gewiß, daß für den Protestanten viel von dem Anstande und der äußern Ehrfurcht zu lernen ist, womit das Sakrament in der katholischen Kirche behandelt wird. Es gilt da als erstes Gesetz, dem Heiligen die Ehre zu erweisen, die demselben gebührt, auch wenn es aus dem Heiligthum tritt und durch das Getümmel des weltlichen Lebens in Privathäuser wandert; und keine Rücksicht der Bequemlichkeit und der Sparsamkeit kommt dabei in Betracht. In feierlichem Zuge führt der Priester, mit dem Meßgewand angethan und von Kirchendienern begleitet, das Sakrament zur Stelle, spricht bei seinem Eintritt, mit der schönen Formel: „Friede sei mit diesem Hause und all seinen Bewohnern,“ den Segen über das Haus, und fängt in dem Krankenzimmer die heilige Handlung mit einem Gebete an, während dessen alle Anwesenden niederknien. Vergleicht man damit die Weise, wie die Privatcommunion in den protestantischen Ländern vorgenommen wird, wo vasa sacra in Taschenformat im Rockschooße hingebracht werden, und keine Feierlichkeit der Handlung zu Hülfe kommt, so möchte man wohl nicht leicht vermuthen, daß ein Sakrament unter dieser Gestalt verborgen läge, und namentlich eben dasjenige, welches dort mit solch' großer Feierlichkeit verwaltet wird. Leichter könnte man dahin verfallen, Schlüsse gegen die Lehre selbst zu ziehen, welche eine solche Verweisung des feierlichen Aeußern zur Folge gehabt hat.“ An einer andern Stelle lesen wir folgende Geständnisse: „Die reformirte Kirche bewahrt eine, wirklich manichäische Scheu vor aller äußern Feierlichkeit, vor allem, was in dem Feierkleid der Schönheit, den Menschen dem Uebersinnlichen näher führt; es ist, als wenn die Reinheit der Gottesverehrung dadurch in Gefahr käme, wenn man die weißen Wände mit heiligen Bildern schmückte, — wenn man den Altar

vor einem gewöhnlichen Speisetisch der Privatleute auszeichnete, — und wenn man in dem äußern Betragen etwelche Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Ortes bezeigte. — Bei den Katholiken werden die besten Erzeugnisse der Kunst zur Verschönerung der Kirchen verwendet, während die Protestanten innerhalb ihrer Kirchen Gefallen an einer Dürftigkeit und einer unschönen Trockenheit zu finden scheinen, die an jedem andern Orte Anstoß erregen würde, und während sie hingegen Kunst und Sorgfalt an die Verschönerung ihrer Privatwohnungen wenden. Die katholische Kirchenmusik wird als ein wesentlicher Theil der liturgischen Feierlichkeiten unterhalten und ausgestattet, während in den protestantischen Ländern die Musik überall florirt, außer in den Kirchen, wo niemand daran denkt, die schreienden Mißtöne in Wohlklang zu verwandeln. Endlich mit der Modernisirung der kirchlichen Architectur ist es so weit gekommen, daß die höchste Aufgabe der Kunst zu sein scheint, jede Spur des kirchlichen Styls zu verbannen, und Kirche, Schloß und Theater in einerlei elegante Form zu gießen. Dieser Vorwurf ist ganz und gar nicht aus der Luft gegriffen, und unsre katholischen Gegner haben hier festen Fuß, ohne daß ihnen der Boden streitig gemacht werden kann; denn die Erfahrung bestätigt ihre Bemerkungen, und der Schluß von den unästhetischen Kirchen auf die unästhetische Kirche, von dem Aeußern der Kirche auf das Prinzip der Kirche, scheint durchaus einleuchtend und folgerichtig zu sein. Wie sollte man von einer Gottesverehrung, die allein durch das Wort der Predigt erbauen will, und die ihr Verdienst in der Ausschließung aller ästhetischen Einwirkung auf das Gemüth sucht, mit Wahrheit rühmen können, daß sie das Gepräge des Christenthums trage? Es ist ja doch nicht Sitte des Christenthums, das zu trennen, was Gott und die Natur vereint, das Verknüpfungsband des Geistes zu zerschneiden. Das Evangelium, welches in jenen Jahrhunderten, wo die Kraft des Glaubens so mächtig zur Kunst wie zur Heldenthat begeisterte, sich in dem heiligen Style der Architectur, in den Tönen des Gesanges, und in der Bilderpoesie der Malerkunst abprägte, baut sich gewiß keine Kirchen, die sich kalt, öde und nackt dem Widerschein Gottes verschließen, — es bildet sich gewiß keine Gottesverehrung, welche die Menschen als reine Intelligenzen behandelt, und die Forderungen der sinnlichen Natur gänzlich abweist, statt sie zu läutern und zu veredeln. — Im Munde

des Erlösers lautete das Wort in seiner ganzen wundervollen Macht, und doch mußte ja auch da die Wunderkraft der Werke hinzukommen, um die trägen Seelen zu wecken. Wir handeln aber von der Rede des Menschen, wie sie in unsern Kirchen lautet; und wenn das Wort im Munde des Menschen nicht sein kann, was es sein sollte, und auch selten ist, was es sein könnte, wie kann es denn verständig und richtig sein, die Rede des Geistlichen zu dem Alleinigen in der Gottesverehrung zu machen? Wenn es nun aber der Fall ist, daß der geistliche Wortführer, entweder durch seinen Lebenswandel die Achtung seiner Zuhörer verloren hat, oder durch die Verkehrtheit seines Vortrags zum Anstoß wird, oder durch unkluge Behandlung einzelner Glaubenssätze, seine Gemeinde verwundet, oder von sich stößt, — und diese Fälle wird kaum Jemand unter die seltenen Ausnahmen zählen —, welches Mittel bleibt dann in solchen Kirchen noch übrig? Auch nicht die letzte Zuflucht, Beschäftigung mit eignen frommen Betrachtungen, steht dem Zuhörer offen; denn so lange das Wort vor unsren Ohren tönt, behält es das traurige Recht, uns an den Vortrag zu binden, der vielleicht niederreißt, was wir selbst etwa aufbauen könnten, wenn es uns erlaubt wäre, uns in uns selbst zurückzuziehen." So lautet das unbefangne Urtheil eines Mannes, welcher bei seinen protestantischen Glaubensgenossen den Ruf eines aufgeklärten, freisinnigen Gottesgelehrten behauptet. Auch manche andre, ausgezeichnete Schriftsteller der protestantischen Confession haben sich in gleichem Sinne ausgesprochen. So sagt z. B. Ullmann in s. theol. Stud. und Crit.: „Wer zu sehr von unsrer Kirche eingenommen sein sollte, der trete des Sonntags in manche Gemeinde der Landschaft. Ein Local ohne Schönheit und Würde, vielleicht feucht und unbehaglich; ein Gesang, der nichts weniger als christliche Sanftmuth und Heiterkeit athmet, und dem Geschrei oft viel näher steht, als der Harmonie himmlischer Chöre; ein moralisirendes Lied; ein nüchternes, erzählendes Gebet, und dann eine Predigt, die nicht von Herzen zu Herzen, sondern vom Buch zu Ohr geht; — wahrlich, es ist mir immer einer der stärksten Beweise von der unzerstörbaren Grundlage der Religion im Gemüthe des Volks gewesen, daß sie durch solch einen Gottesdienst nicht ganz zu Grunde gerichtet wird." Pustkuchen-Glanzow sagt: „Man hat bei uns so viel von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit gesprochen, bis

Geist und Wahrheit fast ganz verschwunden sind.“ „Was sind,“ sagt Feßler, „unsre Blumen, unsre Bäume, ja was ist die ganze Welt anders, als ein Bild Gottes; und wem könnte in den Sinn kommen, irgend etwas dieser Dinge zerstören zu wollen, um die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit zu befördern? Wahrlich der treibt nicht Abgötterei, der vor einem Bilde kniet, und in dem Wandel des Heiligen, den es vorstellt, die Macht der Gnade und die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit betrachtet.“ Der anglik. Theol. S. Wix fühlte sich zu dem Geständniß gedrungen, noch nirgends eine demüthigere, unverstelltere und wahrhaftere Andacht gefunden zu haben, als bei den Katholiken, und daß die, bei ihnen während der Messe herrschende Aufmerksamkeit und Rührung, allen Protestanten wahrhaft zum Beispiel aufgestellt werden könnte. So derb und launigt, als treffend schreibt Joh. Ernst Wagner in seinen Reisen aus der Fremde in die Heimath, Th. 1. S. 318.: „Ihr Menschen (und hauptsächlich meine ich hiemit euch Lutheraner und uns Reformirte), gebt doch der Religion und den Heiligthümern der Kirche ihre Würde und Herrlichkeit zurück, die ihr täglich mehr entweihet und verkleinert! Wo sind dann die Millionen, mit welchen ihr durch die Abschaffung der Festtage das Vaterland bereichern wolltet? Ist nun etwa der Arme sein Brot um so viel wohlfeiler, wie damals euere Prediger vorspiegelten? Ha, wie läutern so manche dieser Bequemen noch immer den Gottesdienst! Alljährlich ein Lied weniger, die Predigt um etwas kürzer. Wo hört der Landmann noch in den Frühkirchen jene herrlichen Priestergesänge, jenes herzerhebende Gloria, dem der volle Chorus so majestätisch folgte? Sie verachten die liebliche Kunst, sie mögen den Gesang nicht erlernen und üben, den ihr Luther und Melanchton doch so hoch in Ehren hielten. Fürwahr, wenn die Aufklärung, so wie bisher seit zwanzig Jahren, noch länger fortschreitet, so wird in nicht gar ferner Zeit in den protestantischen Kirchen Jedermann recht gemüthlich — seine Pfeife Tabak schmauchen können. Die Frauen werden mit ihren Spinn- und Strickgeräthen da sitzen, und aufmerksam auf den neuen Walzer horchen, den der Cantor statt des ehemaligen Gesanges orgelt. Dann wird der Lehrer auf die sonstige Kanzel treten und eine geschriebene Abhandlung über die Bienenzucht und einige andere für den Bürger und Landmann nützliche Gegenstände ablesen. Ha! sagt mir

doch Bescheid auf die einzige Frage: Worin soll endlich die öffentliche Religionsübung noch bestehen bleiben?“ In gleichem Sinne äußern sich Hanstein, Börne, Beger, Wohlfahrt, v. Meyer, Horst u. a. m., aus welchen wir hier noch einige Stellen anzuführen, uns nicht enthalten können: „Vom Secteneifer verblendet, haben die Stifter unsrer Kirche die meisten Allegorien der römischen verworfen; irrig glauben sie, in der Sache das Schädliche zu finden, welches nur in dem Mißbrauche lag, den die Personen davon machten. Die protestantische Kirche ist leer und unerquicklich, und die Erscheinung unsers protestantischen Mysticismus ist der beste Beweis, daß das Gemüth von den kahlen Dogmen sich immer zu tieferen und lebendigeren hinsehnen wird. Gerade das Poetische ist es, was an den katholischen Cultus fesselt; er ist in der That ein, im Lichte des Glaubens spielender Diamant. Wer das Wesen der Poesie ahnet, wer das ewige Bedürfniß empfindet, ihre Ahnungen, ihren sehnsuchtsvollen Geist in allem wieder zu finden, und es weiß und empfindet, wer der König ihres Reiches ist, der muß sich zum Katholicismus hingezogen fühlen. Ewig rührend wird das Mütterliche, Zugängliche und Poetische des Katholicismus bleiben, und das Gemüth stets eine Ruhestätte in den stillen Kapellen, vor den Weihnachtskerzen, in der sanften, läuternden Atmosphäre des Weihrauchs, in den tragenden Armen der Musik und der himmlischen Mutter finden, und vor dieser in Kindlichkeit, Demuth und Beschauung der Liebe des Heilands versinken. Die katholische Kirche, mit ihren stets geöffneten Thüren, ihren immer leuchtenden Lampen, den stets rufenden Stimmen ihres Lobgesanges, mit ihren stets dankbaren Gedächtnißtagen und Festen, sagt mit rührender Treue, daß hier mütterliche Arme offen stehen, Jeden zu erquicken, der mühselig und beladen ist, daß hier Allen das süße Mahl der Liebe bereitet steht, und eine Zuflucht bei Tag und Nacht. Wenn man diese stäte Geschäftigkeit der Priester, dieß Heraus- und Hereintragen des Heiligen betrachtet, die Fülle der Sinnigkeit, den täglich, gleich dem Blumenflor, sich verändernden Schmuck, so erscheint die katholische Kirche wie ein tiefer, stets wasserreicher Quell in der Mitte einer Stadt, der alle ihre Bewohner um sich versammelt, und Alles rastlos labt, erfrischt, weiht und durchdringt. Bei uns Protestanten hingegen fehlt es an allem Eifer für Religion;

Kirche und Bänke stehen leer; die äußere Religion schwindet allmählich, und mit den kirchlichen Gebräuchen ist auch die Frömmigkeit erkaltet. Unter die gerechten Vorwürfe, welche uns die Katholiken machen können, gehört auch der, daß wir ihren sinnlichen Gottesdienst verachten, und doch unsern geistigen nicht besuchen. Auch ist nichts gewöhnlicher, als bei unsren Theologen und Predigern diesen antirituellen Geist zu finden, und denselben als das richtige Kennzeichen des wahren und aufgeklärten Protestanten preisen zu hören. Bei manchen aus ihnen gilt sogar das Bild des Kreuzes als das privilegirte Symbol des Aberglaubens, nur weil man weiß, daß es die Kirchen und Kapellen der Katholiken ziert. Wer es aber diesen verargen wollte, daß sie sich mit dem Kreuze segnen, möchte ihnen ebensowohl andre unschuldige, würdige und nützliche Gebräuche der Ueberlieferung, so auch das Knien verargen, welches doch unter allen Stellungen der Anbetung wohl die schicklichste ist.“ „Wenn der Pilger,“ heißt es bei Clausen in einer andern anziehenden Stelle, „nach vollendeter Wallfahrt müde, aber voll frommer Freude und Andacht, auf den Treppen der Kirche kniet und seinen Dank dem darbringt, der seinen Weg ebnete und seine Schritte leitete und schirmte; wenn die Mutter in dem stillen, leeren Tempel, am Fuße des Altars hingesunken liegt und ihren Säugling dem Schutze des erkorenen Heiligen übergiebt; wenn die Abendsonne in der dunkeln Farbenpracht der gothischen Fenster spielt und ihr letztes Strahlenlicht den Einzelnen zusendet, welche die stilleren Stunden nach dem vollendeten Tagewerk zu ihrer Andacht wählen; wenn die Lichter des Altars bei der Vesper unter den dunklen Gewölben strahlen und die Orgeltöne in den heiligen Chorgesang rauschen; wenn selbst die Mitternachtsstunde und der Aufgang der Sonne durch die Klosterglocke verkündigt wird, welche die Mönche aus ihren Zellen ruft, um den Herrn der Nacht und des Tages zu preisen und für Leidende nah und fern zu beten; — so wird es klar und anschaulich — und die katholische Kirche hat das Verdienst, diese hohe Wahrheit anschaulicher zu machen —, daß das Leben eine fortgesetzte Anbetung Gottes sein muß, daß die Natur und die Kunst eine ewige und allgemeine Sprache zur Aeußerung und Erweckung des höchsten Gefühls in der Menschenbrust besitzen, und wir müssen die Kirche, welche es vermag und in der Lage ist, sich diese Sprache

in ihrem ganzen Umfang zuzueignen, wahrhaft glücklich preisen." Eine sehr gemüthliche Erzählung Klopstocks, in seinem Schreiben an Denis, mag hier auch noch eine Stelle finden. „Statt der" — so lauten seine Worte — „im protestantischen Deutschland üblichen Grußformeln: Guten Morgen! Ihr Diener! u. s. w., grüßt der katholische Bewohner Deutschlands mit dem, vom Papste Benedikt XIII. empfohlenen, katholischen Bundesgruße: Gelobt sei Jesus Christus! welcher mit dem Gegengruße: In Ewigkeit, Amen! erwidert wird. Ich erinnere mich, wie sehr ich einst auf meiner Reise nach der Schweiz dadurch gerührt wurde. Einige gute Landleute begegneten mir, und jeder von ihnen sagte zu mir: Gelobt sei Jesus Christus! Ich wußte nicht, daß dieß ein Gruß war, und eben so wenig konnte ich wieder grüßen. Nicht genug kann ich sagen, wie sehr dieser Gruß mich rührte. Der Gegengruß, den ich nachher erfuhr, kam mir so natürlich vor, daß es mich wunderte, wie ich nicht sogleich auf die Antwort verfallen war." (Vgl. Bd. I. Abth. 2. S. 136.)

Wir schließen mit einer Stelle aus der Allg. Kirch.-Ztg. von Bretschneider, 1837, Nr. 86: „Nach der neuen preußischen Agende muß der evangelische Pfarrer bei Beerdigungen (wie dieß bei den Katholiken in Oberhessen geschieht) drei Schaufeln Erde mit den Worten: „„Mensch! bedenke, daß du Staub und Asche bist, und wieder zu Staub und Asche werden wirst!"" auf den Sarg werfen. Warum sollte diese schöne, symbolische Handlung nicht in der ganzen evangelischen Kirche allgemein werden? Aber schon höre ich sagen: „„dieß riecht ja nach Katholicismus!"" und mit diesem Schlagworte haben wir allen Verbesserungen unsrer Liturgie ein ewiges Hinderniß entgegengesetzt." Wir antworten auf diese Bedenklichkeit durch Mittheilung einer andern Stelle aus eben derselben Allg. Kirchen-Ztg., 1830, Nr. 89: „Gar häufig ist die angebliche Verwandtschaft mit dem Katholicismus nur ein Schlupfwinkel, in welchem die Unthätigkeit und Theilnahmslosigkeit derer sich versteckt, die selbst kalt sind, wie Eis, und nun auch um sich her einen höhern Grad von Wärme nicht dulden wollen. Studire man die menschliche Natur und ihre Bedürfnisse; und was als heilsam erscheint, das gebrauche man! Durch Phrasen und Namen läßt nur ein Thor sich schrecken; und wer sich von dem Gebrauche eines bewährten Mittels darum abhalten ließe,

weil der Katholik sich desselben bedient, der wäre in der That des Guten nicht werth."

Wie wir übrigens bereits angedeutet haben, befinden sich die Protestanten in gewaltigem Irrthum, wenn sie meinen, daß die katholischen Gläubigen über die Verrichtungen ihrer Geistlichen großentheils in Ungewißheit gelassen werden. Dadurch, daß die Kirche bei'm Gottesdienst die lateinische Sprache beibehält, welche nicht mehr der Veränderlichkeit unterworfen ist, und daß sie den Gebrauch der mannigfaltigen und unstäten Volkssprachen beseitigte, somit durch Einheit und Unveränderlichkeit der Kirchensprache, auch die Einheit und Unveränderlichkeit der katholischen Religion zu bewahren sucht, entgeht doch wahrlich der Erbauung und dem Seelenheil der Laien nicht das mindeste, indem ihnen durch den sorgfältigsten Unterricht die nöthige Kenntniß ertheilt wird, so zwar, daß sie in ihren Andachts- und Gebetbüchern, sowie in den Catechisationen und Predigten, jede Bedeutung der liturgischen Handlungen des Priesters finden und hören. — Oder wer könnte läugnen, daß gerade durch Beibehaltung dieser Normalsprache die Einigkeit, die Allgemeinheit der Lehren der katholischen Religion, — wodurch sie auch ihren heftigsten Widersachern Achtung abgewinnt —, wesentlich gefördert, und ihrer Gefährdung auf's wirksamste vorgebeugt werde? Wer sollte es nicht ganz passend finden, daß die große Kirche des Abendlandes, die lateinische Kirche, welche von den Aposteln zu jener Zeit gegründet ward, als die lateinische Sprache die in Europa gewöhnliche war, in ihrem öffentlichen Gottesdienst dieselbe beibehielt, — welche übrigens auch heute noch in der europäischen Bildung ihren verdienten Ehrenplatz behauptet. Hat nicht selbst die griechische und morgenländische Kirche die uralte Sprache beibehalten, ob sie gleich dem gemeinen Volk eben so unverständlich, als unsre lateinische, ist, und folglich eben so sehr einer erklärenden Beihülfe bedarf? Weit entfernt, das Volk durch eine schlechte und grausame List in Unwissenheit erhalten zu wollen, — wie ihr so häufig von unsren protestantischen Idioten vorgeworfen wird —, befiehlt vielmehr die Kirche ihren Seelsorgern überall auf's strengste (Conc. Trid. Sess. XXIV, 7.), „das Volk an allen Sonn- und Festtagen des Jahres in dem Worte Gottes und den Lehren des Heils in seiner Muttersprache zu unterrichten, und ihm das Wesen und den Sinn ihres Gottesdienstes so oft als

möglich zu erklären.“ Wo es sich nur um Belehrung handelt, bedient sich die katholische Kirche überall der Volkssprache, weil da allerdings richtiges Verständniß die Hauptsache ist. (Der berühmte protestantische Theolog Schleiermacher schloß die Belehrung von der Predigt aus, wofür er jedoch von der ref. Schweiz. Kirch.-Ztg., 1836, Nr. 14, bitter getadelt ward.) Nie wird und kann aber die Kirche den Grundsatz zugeben, daß alles, gar alles, was zum Umfange der Religion gehört, nur belehren und aufklären, nur für den Verstand berechnet sein müsse, daß die Religion und alle religiösen Anstalten, selbst die durch eine positive und unmittelbare Offenbarung angeordneten, nur insofern wohlthätig auf den gläubigen Menschen einwirken können, als sie geradezu belehren, als sie verstanden und begriffen werden. Eine, von solchem Grundsatze ausgehende Kirche, müßte freilich überall, und bei jeder religiösen Verrichtung, auf die Volkssprache dringen. Aber eine solche Kirche trüge auch den Keim zur Vernichtung alles Positiven in sich; mit diesem Prinzip ist auch das immerwährende Streben zum Rationalismus deutlich ausgesprochen, weil man ja die Geheimnißlehren in keiner Sprache — auch in der Volkssprache nicht — begreiflich machen, und hinlänglich erklären kann. Und wenn es nun wirklich so wäre, daß die Religion mit allen ihren Anstalten, nur insofern an dem Menschen eine Wirkung hervorzubringen vermöchte, als sie verstanden und begriffen wird, könnte man alsdann wohl auch neugebornen Kindern die Taufe, oder blödsinnigen Menschen die Kommunion reichen, was ja doch auch bei den Akatholiken geschieht, obgleich bei diesen Geschöpfen keine Sprache zum Verständniß wirken kann? — Ganz irriger Weise berufen sich in dieser Angelegenheit die Protestanten auf die Paulinischen Stellen 1. Cor. XIV, wo aber von außerordentlichen Geistesgaben die Rede ist, und der Weltapostel keineswegs das Reden in fremden Sprachen mißbilligt, sondern verlangt, daß man es den Gläubigen in ihrer Muttersprache erkläre und verständlich mache. Eben dieß will und verordnet auch die Kirche, deßnahen ihr keinerlei Widerspruch mit der Gesinnung des Apostels zur Last gelegt werden kann. Die erwähnte Schriftstelle spricht vielmehr, genau besehen, kräftig für die Praxis der katholischen Kirche. Zu Corinth hatten nämlich mehrere Gläubige die, — in den ersten Zeiten des Christenthums, begreiflicher Weise, nicht seltene — Gabe, in

fremden, unbekannten Sprachen zu reden. Der Apostel untersagte nun keineswegs, bei den gottesdienstlichen Versammlungen davon Gebrauch zu machen, und in den fremden Sprachen ihre Andacht laut werden zu lassen. Die Gläubigen sollten nämlich dieser Gnadengabe sich freuen. Aber weil es Sprachen waren, die dem griechischen Ohr der Corinther ganz fremd klangen, so vermißte man dabei die Erbauung, welche doch der Zweck ihrer religiösen Zusammenkünfte war, so ungefähr, wie man beim Gebrauche der lateinischen Sprache im katholischen Gottesdienste, die Erbauung zu vermissen klagt. Deßwegen verbot nun aber der Apostel ganz und gar nicht allen Gebrauch jener Sprachengabe; er begnügte sich, ihn zu beschränken, indem er verordnete, daß niemals Mehrere in einer fremden Sprache reden sollten, als etwa Zwei oder Drei, und daß alsdann ihre Worte immer mit einer Auslegung oder Erklärung verbunden sein sollen, entweder von ihnen selbst, oder von andern, welche die Gabe der Interpretation besitzen. (V. 27.) Sollten aber, weder sie noch ein anderer, die Worte erklären können, so möchten sie lieber vollends schweigen, wobei es ihnen gleichwohl unbenommen bleibe, in der fremden Sprache — im Stillen — zu beten. (V. 28.) Diese Erklärung des heiligen Paulus wird auch bekräftigt durch die früheste Geschichte. Zu den Apostelzeiten gab es vorzüglich drei berühmte Sprachen: nämlich die hebräische oder syro-chaldäische in Jerusalem und im Morgenlande, — die griechische in Antiochien, Alexandrien und andern griechischen Städten, — und die lateinische in Rom und im ganzen Abendlande. Hilarius schreibt: „In Mitte der hebräischen und griechischen Sprache, steht die römische oder lateinische, weil vorzüglich in diesen drei Sprachen der göttliche Wille und die Erwartung des himmlischen Reiches verkündigt wird;“ daher bezeichnete auch Pilatus Jesum als den König der Juden in dieser dreifachen Sprache. (Joh. 19, 20.) Die lateinische Uebersetzung der heiligen Bücher reicht, wo nicht in das erste, doch gewiß in das zweite Jahrhundert, und verbreitete sich mit der evangelischen Lehre im ganzen Abendlande, obschon daselbst bekanntlich verschiedene Landessprachen in Uebung waren. Offenbar ist auch die lateinische Kirchensprache bestimmte Praxis der ältesten Kirchen selbst; dieß sehen wir aus den alten, noch vorhandenen Liturgien. Im Abendlande finden sich nämlich keine anderen alten Liturgien, als nur lateinische vor. Nicht

die Kirche hat demnach eine fremde Sprache unter dem Volke eingeführt, sondern das Volk hat vielmehr seine alte Sprache vergessen. Daraus wird klar und einleuchtend, — wie Bona in s. Reb. liturg. sagt —, daß die Kirchenväter, alle bei Darbringung des Opfers beobachteten Formeln und Gebräuche, mit gewissenhaftester Treue und Sorgfalt bewahrten, damit, wie der Glaube nur Einer ist, so auch nur eine gemeinschaftliche Sprache wäre, durch welche viele Nationen mit einander in Verbindung treten und sich vereinigen könnten, denn die, anfänglich in chaldäischer, griechischer und lateinischer Sprache verfaßten Messen wurden auch, nachdem diese Sprachen außer Uebung kamen, dennoch in gleicher Weise fortgefeiert; und jene Völker des Abendlandes, welche in Folge der Zeit sich zum christlichen Glauben bekannten, als die Deutschen, Franken, Engländer und andere nördliche Stämme, brachten das Opfer in lateinischer Sprache dar, ob ihnen gleich dieselbe unverständlich war. So erhielt sich auch der Gebrauch dieser Sprache bei der Feier der heiligen Geheimnisse selbst in Afrika, obschon das Volk — wie Augustin bezeugt — diese Sprache nicht verstund. Das nämliche Schicksal hatte die griechische und chaldäische Sprache im Morgenlande, auf welche, nach ihrer Erlöschung, die türkische, arabische und viele andere folgten; sowie auch in Italien, Gallien und Spanien die lateinische Sprache, im Lauf der Zeiten, durch die neuern Mundarten verdrängt ward. Damit aber die Religion von solchen Wechseln und Veränderungen unangetastet fortbestehen möge, hat die katholische Kirche jederzeit, und überall beim Gottesdienste, die alte, überlieferte Sprache, wie solches auch die Würde und Majestät der heiligen Geheimnisse erfordert, beibehalten, indem leicht etwas Fehlerhaftes oder Fremdartiges sich einmischen konnte, wenn es erlaubt gewesen wäre, die Liturgien aus den alten Sprachen, in welchen sie von den Aposteln und den apostolischen Männern waren überliefert worden, in andre neuere, von den ursprünglichen ganz verschiedene Sprachen zu übertragen. Ja, wenn die griechische und lateinische Sprache nicht wären von jeher erhalten und durch ihren liturgischen Gebrauch bis auf uns fortgepflanzt worden, so würden selbst die Canone der ersten Concilien, sowie die Auslegungen und Werke der heiligen Väter, die in griechischer oder lateinischer Sprache geschrieben haben, jetzt für uns ganz unnütz sein, indem wir dieselben weder lesen noch verstehen könnten, sowie wir die

alten spanischen, auf Münzen erhaltenen Schriftzeichen nicht mehr kennen, noch zu enträthseln vermögen. So würde z. B. unläugbar eine deutsche Uebersetzung der Messe aus dem achten, neunten oder zehnten Jahrhundert uns heutzutag eben so unverständlich sein, wie den Unstudirten das Lateinische. Mit der unwandelbaren Religion kann eine wechselnde Sprache nimmer sich vertragen. Ohne diese Gleichförmigkeit der Kirchensprache wäre die, zur Einheit des Glaubens so nothwendige, wechselseitige Theilnahme der Kirchen längst schon aufgehoben; ohne dieß gemeinschaftliche Band würden die, auf einem allgemeinen Concilium versammelten Väter so vieler Nationen, sich gegenseitig kaum verstehen, und es könnte weder der italienische Priester in Frankreich oder Deutschland, noch der deutsche und französische Geistliche in Italien, das heilige Opfer verrichten. Von einem Pole zum andern ist der Katholik, wo er in eine Kirche von seinem Ritus tritt, zu Hause, und nichts ist seinen Augen fremd. Wie er ankömmt, hört er, was er sein ganzes Leben hindurch hörte, er vereinigt seine Stimme mit derjenigen seiner Brüder. Der Brudersinn, welcher aus einer gemeinsamen Sprache hervorgeht, ist ein geheimnißvolles Band von unendlicher Stärke. Nichts kömmt der Würde der lateinischen Sprache gleich. Sie war die Sprache des königlichen Volkes. Der Ausdruck „Majestät" gehört der lateinischen Sprache an. Griechenland kennt ihn nicht. Sie ist die Sprache der römischen Eroberer, und der Missionäre der römischen Kirche, welche sie in die heißesten Weltzonen trugen. Sie ist die Sprache der Bildung, Vergeistigung und Verbrüderung. Das europäische Abzeichen ist die lateinische Sprache. Denkmünzen, Grabmäler, die ältesten Annalen, die Reichsgesetze, die Kirchensatzungen, alle Denkmäler und Urkunden sind in lateinischer Sprache verfaßt. Soll sie dann der Vergessenheit anheimfallen? Nein, sie wird fortleben! Sie lebt fort in den herrlichen Denkmalen der Literatur; sie lebt fort in der Liturgie der römischkatholischen Kirche! — (Wir verweisen übrigens noch auf die kleine, gehaltvolle Schrift: über Reform in Ritus und Liturgie der katholischen Kirche; Luzern 1839.)

Auch die von den Protestanten so sehr bestrittene und verdächtigte

Beichtanstalt

werden wir, bei näherer Untersuchung, dennoch in der Vernunft, im Worte Gottes und in der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte fest begründet finden. —

Und wer sollte in der That den hohen Werth der Selbstprüfung, der Selbsterkenntniß bezweifeln können, welche schon jener Weltweise des heidnischen Alterthums, durch seinen vollgültigen Wahlspruch *γνῶθι σεαυτόν*, zu verdientem Ansehen brachte! Oder wie kann der Mensch sich vervollkommnen, wenn er nicht oft sich selbst prüft, gleichsam mit sich selbst zu Gerichte geht? Um aber seine Eigenliebe und Selbstsucht zu beseitigen, ward schon in den frühesten Zeiten die Nothwendigkeit eingesehen, zu solcher Prüfung einen, durch Einsicht und Tugend ausgezeichneten Mann beizuziehen, und diesem traulich das Herz aufzuschließen, um durch ihn in der wichtigen Heilsangelegenheit Trost und Zurechtweisung zu erlangen. Und wem konnte man sich wohl, zur Zeit des Urchristenthums, in jeder Hinsicht eher anvertrauen, als den Kirchenvorstehern, welche durch Bildung des Geistes und Reinheit der Sitten vor all' ihren Zeitgenossen sich auszeichneten, denen kraft ihres Amtes, die Prüfung des Sündenbekenntnisses, mit der Gewalt zu lösen oder zu binden, ganz ausdrücklich vom Stifter des Christenthums selbst, — der „nicht gekommen war, die Gerechten zu berufen, sondern die Sünder", — gekommen, um zu suchen und „selig zu machen, was verloren war" —, war übertragen worden (Matth. XVI. XVIII., Joh. XX.), welche auch überdieß zur unbedingtesten Verschwiegenheit verpflichtet waren, und unter keinen Umständen gegen den Willen des Beichtkindes irgend etwas aussagen durften! Gewiß hätte auch kein bloß menschliches Gesetz je die Christen vermocht, alle Vergehungen, welche sie mit so viel Klugheit und List vor ihren Mitmenschen verbargen, ja ihre geheimsten sündhaften Gedanken, zu den Füßen eines Priesters — der doch auch nur Mensch ist — zu entdecken, und auf diese Weise alle Schamhaftigkeit und Eigenliebe zu überwinden.

Dieser psychologische Grund war es auch vorzüglich, welcher den König Heinrich VIII. von England bestimmte, sich ganz ent-

schieden zu Gunsten der Beichtanstalt zu erklären. In seiner Schrift de septem sacramentis contra Lutherum schreibt er: „Da ich sehe, daß aus der Beicht so viel Gutes, und hinwiederum ganz und gar nichts Nachtheiliges hervorgegangen ist; da ich sehe, daß alles Volk so viele Jahrhunderte hindurch seine Vergehungen den Priestern entdeckte, so würde ich in der That, — wenn auch die Schrift und die heiligen Väter hierüber keinen Ausspruch enthielten —, dennoch nicht anders denken oder glauben können, als daß diese Anstalt keineswegs eine menschliche Erfindung, sondern auf göttliche Anordnung gegründet, und auch durch dieselbe erhalten worden sei. Gott selbst ist Stifter dieses Sacraments, und beschützt solch' heilbringende Anstalt mit seiner Huld und Gnade. Wahrlich kein bloß menschliches Ansehen vermöchte je die Völker zu bewegen, ihre geheimsten Vergehungen, — deren inneres Bewußtsein schon mit Schrecken sie erfüllte, und an deren Geheimhaltung ihnen so viel gelegen sein mußte —, dennoch fremden Ohren zu entdecken und anzuvertrauen."

Die *Confessio helvetica* spricht sich im C. XIV. über die Beicht folgendermaßen aus: „So Jemand mit einem Last der Sünden wäre beladen, oder mit verworrenen Versuchungen verstrickt, dem wollen wir nicht dawider sein, so er Bericht, Rath und Trost suchte, besonders bei dem Diener der Kirche, oder sonst etwa bei einem Bruder, der im Wort Gottes wohl bewandert und unterrichtet wäre." (Noch bestimmter drückt sich die Zürcherische Prädicanten-Ordnung vom Jahr 1758 hierüber aus, indem sie den Predigern die strengste Geheimhaltung zur Pflicht macht, „damit Niemand von offenherzigem Geständniß seiner begangnen Sünden abgeschreckt werde, sondern Jedermann ein herzliches Vertrauen zu seinem Seelsorger gewinne." Ja selbst über todeswürdige Verbrechen war dem Geistlichen unbedingte, lebenslängliche Verschwiegenheit auferlegt, „wenn das ihm geoffenbarte Verbrechen vorlängst war begangen worden, und keine nachtheilige Folgen weiter nach sich zog, oder wenn aus dessen Bekanntwerdung neues Aergerniß entstehen könnte." Als einen merkwürdigen Umstand haben wir auch noch anzuführen, daß diese vorerwähnten Bestimmungen durch ein neuerliches Gesetz vom Jahr 1803 auf's genauste waren bestätigt worden!)

Wie sehr Luther für die Beicht eingenommen war, ersehen wir aus seinen Tischreden S. 160, seiner Kirchenpostill und seiner

Sermon von der Beicht, wo er sagt: „Um die Schätze der ganzen Welt gäbe ich die Beicht nicht hin, denn ich weiß, was ich ihr für Stärke und Trost zu verdanken habe. Es weiß Niemand, was die heimliche Beichte vermag, denn der mit dem Teufel oft zu kämpfen hat. Ich wäre von dem Teufel überwunden und erwürgt worden, wenn mich diese Beicht nicht erhalten hätte. Lieber wollte ich die Tyrannei des Papsts wieder leiden, als in die Abschaffung der Beicht willigen. Auch soll man die Leute vor allen Dingen wohl lehren, daß man nicht einem Menschen, sondern Gott und dem Herrn Christo beichte, item daß nicht ein Mensch, sondern Christus absolvire durch den Mund des Dieners; denn Christus sagt: Wer euch höret, hört mich, und wer mich hört, hört den Vater.“ An einer andern Stelle fordert er eine genaue Aufzählung der begangenen Sünden vor dem Beichtvater. In seinem letzten Lebensjahre 1546 erklärte er sich in seinem kleinen Catechismus also: „Vor Gott soll man sich aller Sünden schuldig geben, auch die wir nicht erkennen, wie wir im Vaterunser thun; aber vor dem Beichtvater sollen wir allein die Sünden bekennen, die wir wissen und fühlen im Herzen.“ In seiner Abhandlung von der Buße heißt es: „Es ist kein Zweifel, daß die Beicht der Sünden nothwendig, und von Gott geboten sei. Die heimliche Beicht aber, welche jetzt gebraucht wird, gefällt mir auf alle Weise, und ist sie nicht nur allein nützlich, sondern nothwendig; ich wollte auch nicht, daß es nicht wäre; ja ich erfreue mich, daß es in der Kirche Christi ist, weil es den bedrängten Gewissen das einzige Mittel ist. Daß wir willig und gerne beichten, dazu sollen uns zwei Ursachen reizen. Die erste, das heilige Kreuz, das ist, die Schand und Scham, daß der Mensch sich williglich entblößet vor andern Menschen, und sich selbst verklagt und verhöhnet, das ist ein köstlich Stück vom heiligen Kreuz. O wenn wir wüßten, was Strafe solche willige Schamröthe fürkäme und wie gnädigen Gott sie macht; daß der Mensch ihm zu Ehren sich selbst so vernichtiget und demüthigt, wir würden die Beicht aus der Erde graben, und über tausend Meilen holen; die ganze Schrift bezeugt, wie Gott den Demüthigen gnädig und hold ist. Und wollte Gott, es wäre ein Brauch, öffentlich vor aller Welt, alle heimlichen Sünden zu bekennen, wie Augustinus gethan hat.“

Hauptsächlich aber berufen wir uns auf die, über alle andren

weit erhabene, protestantische Autorität jenes Mannes, der durch das Außerordentliche seines Geistes Europa in Erstaunen setzte. „Es ist in der That," sagt der große Leibnitz in s. Syst. der Theol., „eine große Wohlthat Gottes, daß er seiner Kirche die Gewalt gegeben hat, die Sünden nachzulassen und zu behalten. In dem Bußsacramente ist befohlen, daß, wer gereinigt sein will, sich dem Priester zeige, die Sünden beichte, und überdieß, nach dem Urtheil des Priesters, einer Züchtigung sich unterziehe, welche für die Zukunft als Warnung dienen könne. Und da Gott die Priester als Aerzte der Seelen eingesetzt hat, so wollte er auch, daß ihnen die Uebel des Kranken entdeckt, und das Gewissen entschleiert werde. Die Arzneimittel aber sind die Vorschriften, welche der Priester dem Büßenden auferlegt, damit derselbe sowohl das vergangene Uebel fühle, als das zukünftige vermeide; und dieß wird mit dem Namen Genugthuung bezeichnet, weil dieser Gehorsam des sich selbst Züchtigenden Gott angenehm ist, und die zeitliche Strafe lindert oder aufhebt, welche er sonst von Gott zu erwarten gehabt hätte." Und an einer andern Stelle sagt er: „Es kann nicht geläugnet werden, daß diese Beichtanstalt der göttlichen Weisheit würdig sei; und gewiß, wenn etwas schön und lobenswerth ist in der christlichen Religion, so ist es dieses, was auch selbst Sineser und Japaneser bewundert haben. Denn die Nothwendigkeit zu beichten schreckt viele, besonders jene, welche noch nicht verhärtet sind, von der Sünde ab, und gewährt den Gefallnen großen Trost; so daß ich glaube, ein frommer, besonnener und kluger Beichtvater sei ein großes Werkzeug Gottes zum Heil der Seelen, denn sein Rath nützt uns zu Regelung unsrer Neigungen, zur Wahrnehmung unsrer Fehler, zur Vermeidung der Gelegenheiten zur Sünde, zur Wiedererstattung des Entwendeten, zum Ersatze des Schadens, zur Zerstreuung der Zweifel, zur Aufrichtung des niedergebeugten Geistes, endlich zur Tilgung oder Linderung aller Seelenübel; und wenn man auf Erde kaum etwas Vortrefflicheres, als einen treuen Freund finden kann, wie wichtig wird er erst dann für uns, wenn derselbe, durch die unverletzbare Heiligkeit eines göttlichen Sacraments, zur Haltung der Treue und zur Hülfeleistung verpflichtet wird?"

In gleichem Sinne äußerten sich noch viele andre, angesehene, protestantische Gelehrte. Montague versichert, daß die dem

Priester abgelegte heimliche Beicht ein, schon in der alten Kirche bestandner, sehr nützlicher Gebrauch sei. Fitzwilliam äußert die feste Ueberzeugung, daß ohne den Richterstuhl der Beicht es nicht möglich sei, Tugend, Gerechtigkeit und Moral auf irgend welche dauerhafte Weise zu begründen, weil dieser Richterstuhl, als der ergreifendste, welcher sich nur immer denken lasse, sich des menschlichen Gewissens bemächtige, und ihm zum wirksamsten Zaum diene. Augusti in s. System der christl. Dogm. vertheidigt die Annahme der Buße als Sacrament aus dem Grunde, weil ihr kein wesentliches Merkmal des Sacraments fehle; er hält es für unbestreitbar, daß mit dieser Religionshandlung die Verheißung und wirkliche Mittheilung der göttlichen Gnade verbunden sei. In seinen Denkw. der christl. Archäol. heißt es: „Nicht nur katholische, sondern auch protestantische Ausleger (wie z. B. Hugo Grotius) finden in dem Neuen Testamente nicht allein ein allgemeines Sündenbekenntniß, sondern auch die Privatbeichte. Grotius bewährt auch hier seinen richtigen Takt, in den Sinn der Schriftsteller einzudringen, — namentlich bei Erklärung der Worte bei Act. XIX, 18.“ Bretschneider sagt in s. Handb. der Dogm.: „Die Privatbeicht giebt dem Lehrer die beste Gelegenheit zu individuellen Belehrungen, zur Berührung häuslicher Verhältnisse, über welche er kaum an einem andern Orte so schicklich und eindringlich sprechen kann; sie vermittelt eine Vertraulichkeit zwischen Lehrer und Gemeinde, welche der Wirksamkeit des Lehrers eben so förderlich ist, als dem moralischen Bedürfnisse des Beichtenden. Durch die allgemeine Beicht ist das engste Band, das bei uns zwischen Hirten und Herden bestand, aufgelöst worden; viele, weil sie dabei nichts zu sagen und zu thun haben, gehen ohne irgend welche moralische Vorbereitung von der Arbeit zur Beicht. Die Beichtrede ist aus einem vertraulichen, individuellen Zweigespräche eine Predigt geworden, die auf Alle passen muß, und gerade deßwegen Keines Individualität trifft; die Beichtenden, welche vorher Theil nahmen an der Handlung durch ihr Bekenntniß, sind nun unthätig, oft zerstreut, und die Handlung hat mit ihrer Individualität auch den größten Theil ihrer moralischen Wirksamkeit verloren. Mit der Privatbeicht ist der letzte Rest der alten Kirchenzucht in moralischem Sinne verschwunden, und die Pfarrer sind auch in dieser Rücksicht zu bloßen Predigern, — wie man sie in manchen Ländern fast aus-

schließlich nennt —, geworden, welche aber gerade auf diejenigen, deren sittliche Mängel die Ermahnung und Lehre am meisten bedürfen, nichts wirken können, weil diese die Kirchen nicht besuchen, und die Predigt nicht hören.“ Nicht weniger kräftig hat sich auch der berühmte v. Ammon in s. Handb. der christl. Sittenl. über die Beichtanstalt ausgesprochen: „Durch den Einfluß des Calvinismus, dessen Anhänger der Beicht immer abhold waren und sie als päpstlich verwarfen,“ sagt er, „dann des Deismus, der alles Positive durch Abstractionen zu entfernen sucht, vielleicht auch durch die Bequemlichkeit der Geistlichen in den Städten, ist nun zwar die Privatbeicht an vielen Orten verdrängt, und in eine allgemeine Vorbereitung und Andachtsübung, — denn mehr als dieß ist doch wahrlich die allgemeine Beicht kaum —, verwandelt worden. Aber die Erfahrung hat dagegen auch schon gelehrt, daß sich seit dieser Zeit die Zahl der Communicanten sehr vermindert, daß man mit der Privatbeicht der evangelischen Kirche das letzte Mittel einer moralischen Disciplin aus den Händen gewunden, und den Geistlichen den Weg zu der ihnen anvertrauten, besondern Seelsorge beinahe verschlossen hat.“ Auch Wachler klagt in seinen neuen theologischen Annalen, daß Geistliche durch Einführung der allgemeinen und Abschaffung der Privatbeicht, selbst der Frivolität des Landvolks Vorschub gethan, und sich dadurch von den Herzen der ihnen anvertrauten Seelen selbst entfernt haben, — daher dann jetzt die Geistlichen nicht mehr als Beichtväter und Seelsorger, sondern bloß noch als Prediger betrachtet werden können. Eben so bündige Stellen ließen sich noch aus Kirchhoff, Steffens, Winer u. a. m. anführen. Letzterm zufolge — in s. Darstell. des Lehrbegr. d. versch. christl. Kirchenpart. — sprachen schon viele reformirte Theologen den Wunsch aus, daß die Privatbeicht (also die katholische Ohrenbeicht), als vorzügliches Mittel zur Belebung der Tugend in ihrer Kirche wieder eingeführt werden möchte. Auch Nitzsch in s. theol. St. und Kr. hält die Vortheile und Segnungen der Privatbeicht, welche die Protestanten nur zu eilig über Bord geworfen haben, für unersetzbar.

Der berühmte Plank, Prof. der Theol. und Gen.-S.-Intend. in Göttingen, sagt in s. Worten des Friedens: „Die Anstalten des katholischen Beichtwesens, welches Mittel konnten sie nicht in der Hand des weisen, eifrigen und von reiner Menschenliebe beseelten

Religionslehrers werden! Wer kann die Tausende zählen, welche allein durch diese Anstalt gerettet, zur Besinnung über sich selbst und über ihren Zustand gebracht, und dadurch noch vielleicht vom Rande eines Abgrundes gezogen wurden, in welchen sie sich zu stürzen im Begriffe waren? Oder wer vermag jene Tausende zu zählen, welche Belehrung für ein irrendes, Stärkung für ein zweifelndes, Heilung für ein verwundetes, Beruhigung für ein beängstigtes Gewissen, und gerade dasjenige erhielten, wodurch sie allein im Guten unterhalten und befestigt werden konnten?" Wahrlich, kein Katholik würde den Nutzen der Beichtanstalt richtiger beurtheilen, und treffender schildern können, als es von diesem ausgezeichneten und fruchtbaren, protestantischen Kirchenschriftsteller geschah!

Selbst Rousseau in s. Emil fühlte sich zu dem Geständnisse gedrungen: „Wie viele Werke der Barmherzigkeit sind nicht durch das Evangelium erzeugt worden! Zu wie vielen Zurückstellungen, zu wie vielen Schadenvergütungen wurden nicht die Katholiken durch die Beicht gebracht! Wie sind nicht bei Annäherung der Communionszeit Alle bereit, sich zu versöhnen! wie viele Almosen werden nicht bei dieser Gelegenheit gespendet!" Und eben so unverholen bezeugt Voltaire: „Die Beicht ist eine vortreffliche Anstalt, ein Zaum für das Laster; sie ist bewunderungswürdig berechnet, Herzen, die der Haß entzweite, zur Vergebung zu stimmen, und diejenigen, welche sich der Ungerechtigkeit schuldig gemacht haben, zum Ersatz zu bewegen." In s. Annales de l'Emp. T. I. p. 41. sagt dieser Patriarch der Philosophen: „Die Feinde der römischen Kirche, die sich gegen eine so heilsame Einrichtung, als die Ohrenbeichte ist, erhoben haben, scheinen den Menschen gerade den vorzüglichsten Zügel genommen zu haben, den man ihren geheimen Verbrechen anlegen kann. Schon die Weisen des Alterthums fühlten ihre Wichtigkeit."

Einen nicht unwesentlichen, geschichtlichen Umstand können wir übrigens hier auch nicht mit Stillschweigen übergehen, — daß nämlich im XVI. Jahrhundert, nach erfolgter Abschaffung der Beicht, das Sittenverderbniß in verschiednen protestantischen Staaten ungemein und in solchem Grade überhand genommen hatte, daß die Regierungen hie und da um Wiedereinführung der Beicht angegangen wurden. — Und wohl mögen auch heutzutage noch manche

protestantische Geistliche die Aufhebung der Beichtanstalt beklagen; die Reformatoren jedoch wußten gar zu gut, was sie thaten, und verstunden sich vollkommen auf den Vortheil ihrer Partei. Mit der Einführung und Herrschaft des Protestantismus konnte sich nun einmal die Beibehaltung der Beicht nicht vertragen. Durch Beseitigung solch' unbequemer Zwangsanstalt wurden für die Kirchenreform viele Anhänger gewonnen. Ohne Zweifel wären, da Jedermann seinen Beichtvater, wie seinen leiblichen Arzt, frei zu wählen berechtigt ist, die katholischen Priester den verheiratheten, weniger verschwiegnen und weniger geachteten, neuen Prädicanten vorgezogen worden. Und hätte man vollends, — wie zu erwarten stund —, nicht nur die Uebertretung des sechsten — oder nach protestantischer Rechnung des siebenten Gebots, sondern eben hauptsächlich die Vergehungen gegen den Glauben, den Aufruhr gegen das rechtmäßige Ansehen der Kirche, die Theilnahme an den vorgefallenen Entweihungen und Gewaltthaten u. s. w. gebeichtet, so hätte die Lossprechung, unter Bedingung der Besserung und Anerkennung der kirchlichen Autorität, erfolgen können. Die Reformatoren konnten somit nicht umhin, die leidige Beicht als eine schlimme und gefährliche Erfindung zu verdächtigen, oder vielmehr zu verdammen. Solch' boshafte Lästerung und Verläumdung erlaubte sich auch Viret, einer der schweizerischen Reformatoren, und fügte bei, „daß die Beicht von den Heiligen nie weder gelehrt, noch beobachtet worden sei." — Wohlan, man beweise uns, wann, wo und von wem die Beicht sei erfunden worden, welcher Papst vermocht habe, sie so allgemein einzuführen, daß nicht nur Kaiser und Könige, sondern auch die Bischöfe und sogar die Päpste selbst sich solch' demüthigem Gebrauch unterwarfen und noch unterwerfen; man nenne uns jene vorgeblichen Heiligen, welche die Beicht verwarfen oder nicht beobachteten, — und wir werden die ganze katholische Lehre als untauglich erkennen und erklären! Oder aber, man gestatte uns den entgegengesetzten Beweis, daß nämlich die Beicht im Alten und Neuen Testamente gegründet sei, und von den Zeiten des Urchristenthums an bis auf unsre Tage geübt wurde, mit der Verpflichtung zu gegenseitiger Anerkennung der katholischen Lehre, wenn unsre Beweise vollständig geleistet werden! —

Die kräftigsten Beweise für die göttliche Einsetzung der Beichtanstalt bietet uns allerdings die heilige Schrift selbst dar.

Immer dringen die Protestanten so sehr auf klare Aussprüche des Evangeliums. Die Stelle bei Joh. XX, 23. könnte doch unmöglich noch deutlicher sein, und immer hat sie das christliche Alterthum ganz einfach verstanden, immer sie als klar und deutlich angenommen, sowie diejenige bei Matth. XVIII, 18. Denn wie kann man Sünden vergeben, wenn man sie nicht weiß, also ohne vorhergegangnes Sündenbekenntniß? — Eben war Christus von den Todten auferstanden; die Jünger waren in engster Traulichkeit bei verschloßnen Thüren versammelt; der ganze Hergang trägt das Gepräge des Außerordentlichen, des hehren Ernstes. Jesus haucht die Jünger an, spricht mit Kraft und Feierlichkeit jene eindringenden Worte: „Friede sei mit euch! Wie der Vater mich gesendet hat, mit der nämlichen Machtvollkommenheit, die Sünden zu vergeben, eben so sende ich nun auch euch. Nehmt hin den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden vergebet — denen sind sie vergeben, welchen ihr sie aber behaltet — denen bleiben sie behalten.“ Dieß sprach Jesus, nachdem er längst vorher schon ihnen erklärt hatte: Was ihr auf Erde binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erde lösen werdet, soll auch im Himmel los sein. Diese, ihnen vom Herrn verliehene besondre Gewalt der Sündenvergebung, welche sie ihn vorher selbst oft ausüben sahen (hatten ihn ja schon die Engel dem heil. Joseph als denjenigen angekündigt, „welcher sein Volk erlösen wird von dessen Sünden,“ und hatte Johannes — als er ihn zu sich kommen sah — sogleich als das Lamm Gottes ihn begrüßt, „welches hinnimmt die Sünden der Welt“), mußten doch wohl die Jünger auch in Anwendung bringen, und dieselbe mußte, wie Predigtamt und Taufe, auch auf ihre Nachfolger übergehen. Andre bekräftigende Beweisstellen finden wir Matth. III, 6. Marc. I, 5. Act. XIX, 18. Jac. V, 16. 1 Joh. I, 9—10. Levit. V, 5—6. Num. V, 7. Prov. XXVIII, 13. Ueber die Hauptstelle bei Joh. XX, 19—23. verdient die treffliche Schrift von H. Klees, Dr. der Theol. und Prof. in Mainz: „Die Beicht; eine histor. crit. Untersuchung, Frankfurt bei L. Reinhart“ nachgelesen zu werden.

Ziehen wir nun auch das Zeugniß der Urchristen zu Rath, so werden wir uns leicht überzeugen, daß die kirchliche Beichtanstalt immer fester geregelt ward, und daß in allen Jahrhunderten ihre

segensvollen Wirkungen auf die Sinnesänderung und Lebensverbesserung, neben allen Mißbräuchen, immer sichtbar blieben. Schon Clemens von Rom, der dritte Nachfolger des heiligen Petrus, dieser apostolische Mann, „dessen Name im Buche des Lebens steht“ (Phil. IV, 3.), sagt in s. zweiten Br. an die Cor.: „So lange wir in der Welt sind, müssen wir von allen Sünden, die wir begangen haben, von ganzem Herzen umkehren, daß wir von Gott selig gemacht werden, da wir noch Zeit zur Buße haben; denn wenn wir von dieser Welt abgeschieden sind, können wir dort nicht mehr beichten, oder Buße thun.“ Und könnte wohl in unsrer Zeit ein Prediger die katholische Lehre von der Beicht deutlicher aussprechen, oder nachdrücklicher an's Herz legen, als es schon im zweiten Jahrhundert der Kirche von Tertullian, Aeltesten von Carthago, geschah! „Wenn ihr euch der Beicht entziehet,“ sagt er in s. B. von der Buße, „so denket an das Feuer der Ewigkeit, welches durch die Beicht ausgelöscht wird. Wenn wir der Kenntniß eines Menschen etwas entziehen, werden wir es deßwegen auch vor Gott verbergen können? Ist es besser, durch Verheimlichen verdammt, als durch Offenbarmachen losgesprochen werden? Wehe denen, welche die Beicht von einem Tage zum andern aufschieben, und mehr auf ihre Schamhaftigkeit, als auf ihr Heil bedacht sind!“ (Schon der Weise des alten Bundes sagt — Eccl. IV, 24. —: „Scheue dich nicht für deine Seele die Wahrheit zu reden; es giebt eine Beschämung, welche die Sünde zur Begleiterin hat; es giebt auch eine Beschämung, welche Ruhm und Gnade erzeugt.“) Auch Cyprian lobt diejenigen Büßer, die bei den Priestern des Herrn selbst ihre Gedanken reumüthig bekennen, ihr Gewissen entfalten, und das vorbringen, was sie beschwert. Dann fügt er noch bei: „Es bekenne ein jeder, geliebte Brüder! seine Sünden, so lange er in der Welt ist, und sein Geständniß angenommen werden kann, so lange die Genugthuung und die, durch den Priester erhaltene Nachlassung bei dem Herrn angenehm ist.“ Ebenso lassen uns Origenes und Augustinus, diese großen — auch bei den Protestanten in Achtung stehenden — Kirchenväter, gar keinen Zweifel über die göttliche Einsetzung dieses Bußsacraments mehr übrig. Ersterer zergliedert in der 2. Hom. auf den 37. Ps. diesen Gegenstand gründlich; und aus seiner Darstellung geht zugleich der merkwürdige Umstand klar hervor, daß die

allgemeine Beicht aus der Ohrenbeicht entstanden sei, und keineswegs umgekehrt die letztere aus der erstern (wie die Protestanten behaupten.) Durch das unverwerfliche Zeugniß dieses ehrwürdigen Kirchenschriftstellers wird die Meinung, daß die Beicht nur eine kluge menschliche Anordnung späterer Jahrhunderte sei, und daß sie nur auf einzelne gröbere Laster und Verbrechen sich beschränkt habe, siegreich widerlegt. Auch in der 17. Homilie über Luc. kommt eine wichtige Stelle als Bestätigung vor, daß wir unsre Sünden „nicht nur Gott, sondern auch denen, die unsre Wunden und Sünden heilen können, offenbaren sollen". Nicht weniger klar spricht sich hierüber Augustinus aus: „Wenn man sagt, ich bereue meine Sünden im Geheimen vor Gott, es ist hinlänglich, vor Gott zu bekennen, so machen wir das Evangelium, das Wort Gottes, zu nichte. Wenn dieß genügte, wozu wäre dann der Kirche Gottes die Schlüsselgewalt gegeben worden! Warum hätte Jesus gesagt: was ihr binden oder lösen werdet, soll auch im Himmel gebunden oder gelöst sein?" Ueber den 86. Ps. sagt der nämliche Kirchenlehrer: „Erröthe nicht, vor einem Menschen zu bekennen, was du nicht errötheſt, vor vielen zu thun; besser ist's, vor einem Menschen hier ein wenig Scham zu leiden, als dort vor so vielen Millionen vor Scham zu vergehen am Tage des Gerichts."

Eben so klare, bündige, unzweideutige Aussprüche finden wir bei Irenäus, Athanasius, Ambrosius, Joh. Chrysostomus, Leo dem Großen, und andern Lehrern der lateinischen und griechischen Kirche, jenen ausgezeichneten, wahrhaft aufgeklärten Männern der christlichen Vorwelt, welche Zeitgenossen dieser Beichtanstalt waren, deren Zeugnisse daher entscheidend und unverwerflich sind.

Daß übrigens in der Stelle bei 1 Joh. 1, 9. eben die Beicht unter jenem Bekenntniß verstanden werde, geht schon daraus klar hervor, weil nie ein anderes Bekenntniß, seit ihrer Einsetzung nach Christi Auferstehung geübt ward. Wohl lesen wir ganz deutlich und unmißverstehbar, daß Christus die Lösungs- und Bindungsgewalt den Aposteln verliehen, nirgends aber, daß er die Sündenvergebung mit einem, blos vor Gott abgelegten Bekenntniß verbunden habe. Zur Zeit des Urchristenthums mußten schwere, notorische Sünden öffentlich gebeichtet werden, um das gegebene

Aergerniß gut zu machen, wobei der Büßende, beim Eingang der Kirche, mit abgeschornem Haupthaar, in Trauerkleid gehüllt stand. Immer gieng das von Christo eingesetzte Sacrament der Beicht vorher; das von der Kirche eingeführte, öffentliche Bekenntniß folgte manchmal darauf, und war immer nur Folge des erstern. Die eine, — immer unerläßliche —, stille, geheime Beicht, entschied über die zweite, öffentliche, welche nur Hülfsanstalt war. Die erste, — göttlichen Ursprungs —, bestand von jeher, und wird auch ewig fortbestehen; die zweite, — kirchliche Einrichtung —, erhielt sich nur wenige Jahrhunderte hindurch, und erlosch auf Anordnung der nämlichen canonischen Autorität, durch welche sie war eingeführt worden.

Daß es aber dem Katholik so leicht gemacht sei, sich von der Schuld zu reinigen, und von zeitlicher und ewiger Strafe loszukaufen, kann nur protestantische Bosheit oder Unwissenheit behaupten. Um die priesterliche Lossprechung zu erlangen, muß der katholische Christ nicht etwa nur sein Gewissen streng erforschen, um dadurch seinen moralischen Zustand auf's gründlichste kennen zu lernen, — nicht nur tiefe, innige Reue über seine Fehltritte und Vergehungen empfinden, durch welche er sich der Vaterliebe Gottes unwürdig machte, — sondern er muß auch den ernsten, festen Vorsatz fassen, jede Gelegenheit zur Sünde zu meiden und zu fliehen, jeden seinem Nächsten zugefügten Schaden wieder gut zu machen, und an der Besserung seines Herzens redlich und unverdrossen zu arbeiten. Diese Erforschung des Gewissens, diese Reu und Leid, und dieser ernste Vorsatz sind nun eigentlich die Beicht vor Gott, wo wir unsre Sünden ihm bekennen, sie vor ihm bereuen, und ihm Besserung geloben. Sodann muß aber der katholische Christ ferner aufrichtig und vollständig alle Vergehungen, wie er sie bei gründlicher Gewissenserforschung erkannt hat, mit Angabe aller mildernden oder erschwerenden Umstände beichten, bei Strafe der Ungültigkeit seiner Beicht und der Vergrößerung seiner Sündenschuld, im Fall vorsätzlicher Täuschung; er muß endlich gewissenhaft die, ihm vom Seelsorger zur Buße oder Genugthuung auferlegten Werke verrichten, welche vermöge kirchlicher Vorschrift (Conc. Trid. Sess. XIV, c. 8.) zugleich strafender und heilender Natur sind, indem sie theils Abbruch der Sinnlichkeit, theils Bes-

ferung des Herzens bezwecken. Wenn daher Krummacher behauptet, daß, während der Protestantismus eine tiefe innere Buße, einen völligen Untergang des alten Menschen, ein Gekreuzigt- und Begrabenwerden mit Christo fordere, dagegen die römische Kirche nur äußere Buße und Beicht verlange, so befindet er sich in gewaltigem Irrthum. Der Katholik hält die Buße ebenfalls für etwas Innerliches — wie wir bereits sattsam gezeigt haben, — und auch das äußere Sündenbekenntniß gründet sich auf die Erforschung des innern Gewissenszustands und auf die Anerkennung der Strafwürdigkeit; und die Reue — dieser nothwendige Theil der Buße — faßt die Meidung der Sünde und den Anfang eines neuen Lebens, laut der ausdrücklichen Lehre der Kirche (Trid. Sess. 14. c. 4. de contritione) in sich. Eben so macht sich Goes der gröbsten Unwissenheit oder sträflichen Bosheit schuldig, wenn er sich nicht entblödet, zu behaupten, „daß die katholische Kirche dem argbefleckten Sündenknecht bei der größten sittlichen Verworfenheit durch ihre Gnadenschätze, durch die Verdienstlichkeit äußerer Werkheiligkeit u. s. w. entgegeneile, und so den größten Bösewicht ohne innere Buße und Bekehrung, der Höllenpein entreiße."

Die oben erläuterte Verpflichtung der Katholiken ist doch wahrlich schwerer, als — nach Art der Protestanten — lediglich ein allgemeines Bekenntniß herzusagen, und eine Versicherung der Sündenvergebung anzuhören! („Eine allgemeine Beicht ist gar keine," sagt treffend der berühmte Prof. Steffens in Göttingen.) Und bei solchen Forderungen der katholischen Kirche an ihre Gläubigen sollten diese Gefahr laufen, in die Knechtschaft der Sünde zu fallen, oder einer äußern Werkheiligkeit sich schuldig zu machen!?

Nach protestantischem Lehrbegriff genügt die Reue und Anklage vor Gott, um Vergebung der Sünden zu erlangen. Dadurch wird allerdings dem Sünder jede ängstliche Verlegenheit erspart; er wird seiner eigenen Discretion überlassen, und der Demüthigung enthoben, seinem Seelsorger die geheimen Falten eines verdorbenen Herzens aufzudecken. Nach dieser Ansicht verlöre jedoch die Beicht allen Werth, sie wäre ganz zwecklos, und würde wohl auch gleich von ihrer Entstehung an ohne allen Erfolg geblieben sein; Jesus Christus hätte ganz umsonst seinen Jüngern die Befugniß zur Lossprechung ertheilt, da diese wohl nie Gelegen-

heit zur Ausübung solcher Gewalt würden gefunden haben, und Jedermann den bequemern Ausweg vorgezogen hätte, seine Sünden Gott, statt einem Nebenmenschen, zu beichten. Eben so hätte der Heiland unrichtig gesprochen: was ihr auf Erden bindet, soll auch im Himmel gebunden sein, da die Sünder sich um solche Bindungsgewalt ihrer Lehrer ganz und gar nicht zu bekümmern gehabt, sondern schlechtweg durch ein bloßes, zu Gott gesprochenes Wort sich unmittelbar von ihm selbst die Erlassung ihrer Sünden ausgewirkt hätten.

Allein ganz anders verfuhren die Apostel und ihre Nachfolger, und nie hatten, in jenen schönen Zeiten der Kirche, die Sünder auf solch' freie Wahl Anspruch gemacht.

Nein wahrlich, die Einführung der — auch bei den Griechen und allen orientalischen Christen, als göttliche Anstalt ausgeübten — Beicht kann nur darin gesucht werden, daß in Kraft göttlichen Befehls keine Vergebung der, nach der Taufe begangenen Sünden zu hoffen sei, als unter Beding eines, den Dienern Gottes gemachten, freiwilligen Geständnisses derselben. Alle Christen von jeher, — denn alle sündigten —, müssen die Nothwendigkeit erkannt haben, entweder die Schande dem Heil, oder das Heil der Schande vorzuziehen; und sehr richtig bemerkt daher Schwarz in seinem Handb. der christl. Religion: „Die Beicht ist in der positiven Anstalt Jesu gegründet; ohnedem wäre schwer zu begreifen, wie die specifische Beicht bei allen Kirchen, die sich schon im vierten Jahrhundert von der römischen getrennt haben, nicht blos als ein Rath, sondern als ausdrückliches Gebot Jesu angesehen ward."

Noch können wir nicht unbemerkt lassen, daß — nach dem Zeugnisse berühmter Reisender — die Beicht bei den verschiedensten Volksstämmen, in Peru, bei den Brachmanen, bei den Türken, in Tibet und in Japan, sich noch vorfindet (S. auch Fellers phil. Catech. 3. Thl.); und daß für das Beichten, bei den Katholiken nirgends in der Welt etwas bezahlt wird, — am allerwenigsten bei den Jesuiten, welche kraft ihres Instituts für ihre geistlichen Verrichtungen lediglich nichts annehmen dürfen. Ganz anders verhält es sich bei den Lutheranern, indem mehrere ihrer angesehensten Theologen das Beichtgeld zwar allerdings als eine lästige Abgabe ansehen, über dessen Abschaffung oder Beibehaltung aber noch immer in ganz ungleichen Ansichten stehen. (S. Schröder,

Oberdompred. in Brandenburg, über die jetzige Gestalt des discipl. Buß- und Beichtwesens in der Evang. Kirche.)

Und wer könnte in Abrede stellen, daß Millionen Christen den Antrieb zur Sinnesänderung, Trost und Seelenruhe aus dieser Anstalt schöpften, — daß Millionen an der Hand eines menschenfreundlichen Führers auf die Bahn des Heils, von welcher sie durch Leichtsinn und Leidenschaft sich entfernt hatten, wieder zurückkehrten! Was die kräftigsten, öffentlichen Lehrvorträge nicht zuwege brachten, gelang oft der vertraulichen Zurechtweisung. Mißbräuche aber, welche mit dieser Heilsanstalt getrieben wurden und noch werden, können nicht ihr selbst zum Vorwurf gereichen, da von jeher selbst das Heiligste durch Wahn entstellt und durch Mißbrauch entweiht ward.

Auch in Betreff des

Ablasses

walten unter den Protestanten verschiedene irrige Ansichten ob, deren Berichtigung eben nicht schwer fallen wird.

Nach der, einzig zulässigen Auslegung hat man unter Ablaß keineswegs, — wie viele der Unsrigen wähnen —, Vergebung der Sünden, weder der vergangenen, noch viel weniger der zukünftigen, sondern nur eine — gänzliche oder theilweise — Erlassung der zeitlichen Strafen zu verstehen, welchen der Gläubige noch unterworfen wäre, nachdem er durch reuevolle Beicht, Communion und Erfüllung aller dabei vorgeschriebenen Bedingungen, bereits Verzeihung seiner Sündenschuld erlangt hat.

Niemand, der in der Bibel bewandert ist, wird läugnen wollen, daß darin viele Beispiele vorkommen, wo Gott die wesentliche Schuld der Sünde und die ewige Strafe, welche sie verdient, nachgelassen, und dennoch den büßenden Sünder mit einer zeitlichen Strafe belegt hat. Ja schon unsere Stammeltern traf, nach erlangter Vergebung ihrer Sünde, doch noch eine zeitliche Strafe, Gen. III., sowie auch die Israeliten in der Wüste, selbst Moses und Aron — Num. XIV. Deut. XXXII., — und den Psalmisten David 2 Reg. XII. (der Herr hat deine Sünde hinweggenommen; aber der Sohn, der dir geboren ist, soll des Todes sterben), und

2 Reg. XXIV. So wie Schuld und Strafe nicht eins und daſſelbe ſind, ſo iſt auch Erlaſſung der Schuld und Erlaſſung der Strafe nicht ebendaſſelbe. Damit, daß der Pfeil aus der Wunde gezogen wird, iſt die Wunde noch keineswegs geheilt, ſondern es bedarf nun noch der Heilmittel, wie der heil. Joh. Chryſoſtomus (in Heb. Hom. X. N. 1.) ſagt.

Das ganze chriſtliche Alterthum huldigte dieſer Lehre, und immer hat die Kirche, — geſtützt auf Chriſti eignen Ausſpruch Matth. XVIII, 18. Joh. XX, 23. —, die Gewalt der Ablaßertheilung ausgeübt. S. 1 Cor. V, 1—5. 2 Cor. II, 10. Die Schriften der meiſten griechiſchen und lateiniſchen Kirchenväter beſtätigen die ununterbrochene Anwendung dieſer Gewalt von den Zeiten der Apoſtel an, und wir ſehen aus Cyprian, Chryſoſtomus, Tertullian, Baſilius, Theodoret u. a. m., daß die obigen Schriftſtellen bei Matth. und Joh. nie in einem andern Sinn verſtanden wurden. Auguſtinus ſagt in ſ. 124. Abh. über den hl. Johannes: „Wenn auch der Menſch nicht mehr zur ewigen Strafe für ſeine Sünden beſtimmt iſt, ſo werden dennoch zeitliche ihm auferlegt, theils um ihm das Unglück zu zeigen, welches er verdiente, theils um ſeine, ſtets zum Fall geneigte Natur zu beſſern, theils endlich, um ihn in der ſo nöthigen Geduld zu üben. Das ganze Leben eines Chriſten muß eine unausgeſetzte Buße ſein.“

Um indeſſen die geſammte Lehre vom Ablaß beſſer zu verſtehen, muß man den Zuſtand, oder die kirchlichen Verhältniſſe der Büßer zur Zeit des Urchriſtenthums, genauer in's Auge faſſen. Alle größern, öffentlich bekannt gewordenen Vergehen unterlagen nämlich der öffentlichen Buße, welcher ſich oft auch jene aus Demuth unterwarfen, deren größere Vergehen nicht ruchbar wurden; auch der Rath des Prieſters beſtimmte — wie wir aus Origenes ſehen — manchen in der geheimen Beicht zu ſeiner eignen, öffentlichen Anklage. Die in der geheimen Beicht auferlegten Bußen verrichteten die Büßer auch in Geheim. Bei der öffentlichen Beicht großer Verbrechen war im Urchriſtenthum eine beſondere Einrichtung, welche uns Gregor, der Thaumaturge (Wunderthäter), Biſchof von Neu-Cäſarea, geſtorben im J. 265, folgendermaßen beſchreibt: „Der erſte Grad der Büßer iſt jener der Trauer (flentium), wo der Büßer außer der Kirchenthüre ſteht, und die Gläubigen um ihre Fürbitte anruft. Dann kommen die Hörer (audientes), wo

der Büßer innerhalb der Thüre, in der Vorhalle hinter den Catechumenen steht. Er hört die Vorlesung der heiligen Schriften und den Unterricht, muß aber mit den Catechumenen wieder abtreten, indem er für unwürdig geachtet ist, an dem Gebet (Messe, Opfer) Theil zu nehmen. Auch im Grade der Knieenden (substrati) ist er inner der Kirche, und muß mit den Catechumenen austreten. Die Versammlung (consistentia) ist, wo der Büßer bei den Gläubigen bleibt, und mit den Catechumenen nicht mehr fortgewiesen wird. Endlich darf er an den heil. Sacramenten wieder Theil nehmen." Diese Stationen oder Grade der Büßenden dauerten oft viele Jahre hindurch, nach Maßgabe des Verbrechens, wo demnach die Aufrichtigkeit ihrer Reue und Buße streng geprüft wurde. Gab ein Büßer außerordentliche, oder unzweideutige Proben wahrer Besserung, so legte die Gemeinde Fürbitte beim Bischofe für ihn ein, der ihm alsdann die Zeit der übrigen Buße verkürzte, oder ganz nachließ, gemäß der von Jesus Christus ihm übertragnen Gewalt, alles auf Erde zu binden und zu lösen, alles nachzulassen und vorzubehalten. Diese Abkürzung, oder gänzlicher Nachlaß der übrigen Buße, wird in der Kirche „Indulgenz" oder „Ablaß" genannt, — woher auch die Benennung von Quadragen, d. i. Ablaß von vierzig Tagen Buße, oder vollkommener Ablaß, d. i. der ganzen fernern Buße, sich herschreibt. Damals ward der Ablaß Pax genannt, weil durch den Ablaß der Friede zwischen den Büßern und der Kirche wieder hergestellt wurde; als Büßer erhielten sie den Friedenskuß (pacem) nicht. Da aber die Bischöfe auf die Fürbitte der Gemeinde, oder der Frömmern in derselben, gewöhnlich Ablaß ertheilten, giengen die Büßer in die Kerker, wo die Märtyrer gefangen saßen, pflegten sie, und erhielten von ihnen Empfehlungsschreiben (libellos pacis). Den pacem konnte nur der Bischof ertheilen, der aber, in Abwesenheit, einen Priester beauftragte, welcher den vom Bischof ertheilten Ablaß, — Nachlaß oder Verkürzung der übrigen Buße —, der Gemeinde verkündigte, den Büßer wieder mit der Kirche aussöhnte (reconciliatio), und ihm den Frieden (pacem) mit den Gläubigen wieder gab.

Gegen die Gewalt der Sündennachlassung hatten schon die Montanisten, Novatianer und Donatisten gestritten, in deren Fußstapfen demnach die Glaubensneuerer des sechszehnten Jahrhunderts zu treten sich beeiferten. Luther schreibt T. II. Jen. F. 274.:

„Anfangs muß ich die sieben Sacramente verläugnen, und dermal nur drei setzen: die Taufe, die Buße, das Brot.“ Das mittlere dieser drei macht er jedoch wieder ungewiß, indem er beifügt: „Wenn wir scharf reden wollen, so sind nur zwei Sacramente in der Kirche Gottes: die Taufe und das Brot.“ Auch Zwingli beschränkt sie auf diese zwei. Ihm und Calvin entgegen, erhebt aber Luther die Buße wieder zum Sacrament im Jahr 1546, also in seinem Todesjahr, mit den Worten (Bd. VII. S. 382.): „Daß die Buße sammt der Gewalt der Absolution oder Löseschlüssel ein Sacrament sei, bekennen wir gern, denn sie hat die Verheißung und giebt Verzeihung der Sünden um Christi willen?“ Auch Melanchton zählt, in der von ihm verfaßten Apologie der Augsburger Confession, die Buße, zu den Sacramenten, Art. VII.: „Das sind rechte Sacramente, die Taufe, das Abendmahl des Herrn und die Absolution, welche das Sacrament der Buße ist.“ (Ob nun gleich die Apologie den Lutheranern als symbolisches Buch gilt, so nehmen sie heutzutage dennoch nicht drei Sacramente an, sondern nur zwei.) Ja, Melanchton erklärt die, schon zu seiner Zeit bei den Protestanten eingerissene Abschaffung derselben, L. I. Ep. 82., für einen Fehler, der wieder gutgemacht werden könne und müsse.

Wenn übrigens Luther hin und wieder auf's bestimmteste behauptet, „daß durch die Schlüsselgewalt (Matth. 16, 19.) die Sünden nachgelassen werden, nicht nur in den Augen der Kirche, sondern auch in den Augen Gottes;“ wenn er in s. Catechismus fordert, daß der Büßer in seiner Beichte ausdrücklich die Vergebung des Priesters als die Vergebung Gottes anzuerkennen erklären müsse; wenn es in s. Propos. 71. heißt: „Wer wider die Wahrheit der päpstlichen Abläße redet, der sei ein Fluch und Vermaledeiung;“ so muß es wohl nicht wenig befremden, in Tom. VII, 162. sein Geständniß zu lesen: „Als viel Volk von Wittenberg lief dem Ablaß nach gen Jüterbok und Zerbst, und ich — so wahr mich mein Herr Christus erlöst hat — nicht wußte, was der Ablaß wäre, fieng ich an zu predigen, man könne wohl beßres thun, das gewisser wäre u. s. w.“

In der Schweiz war, wie in Deutschland, der Ablaß das Losungszeichen zur Empörung gegen die Kirche; — ein Gegenstand, worüber — nach der Meinung eines beliebten Schriftstellers —

ſich nicht einmal zwei Mönche zanken, viel weniger dann ganze Völkerſchaften gegen einander hätten wüthen ſollen, da ſich's nämlich mehr um die verſchiednen Schulmeinungen, als um die eigentliche Lehre vom Ablaß handelte, — welche auch zudem kein Dogma der katholiſchen Kirche iſt. Uebrigens war der zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts ausgeſchriebne Ablaß wohl nicht ſo faſt die Veranlaſſung, als vielmehr der Vorwand zu jener bedauerlichen Glaubensſpaltung. Leo X. war nämlich im Begriffe, die jetzige große St. Peterskirche in Rom zu erbauen, und hielt es für angemeſſen, daß die Mutterkirche aller Gläubigen des weiten Erdenrunds ſich auch durch Pracht und Kunſtfertigkeit vor allen andern auszeichne. Um die Mittel zur Beſtreitung des ungeheuren Baues aufzubringen, lud er die Gläubigen zu freiwilligen Beiträgen ein, wie auch in unſren Tagen der Papſt die Chriſten aufgefordert hat, zur Wiederherſtellung der abgebrannten St. Paulskirche beizuſteuern, und wie hinwiederum bei vorkommenden Gelegenheiten er ſelbſt den Kirchenbau armer Gemeinden nah und fern durch Beiträge zu fördern pflegt. Um indeſſen die Gläubigen zu größrer Wohlthätigkeit zu ermuntern, und um die Dankbarkeit des apoſtoliſchen Stuhls für die Spendung milder Gaben zu beweiſen, ſchrieb Leo einen Ablaß aus, deſſen Verkündigung er, wie auch die Sammlung der eingehenden Gelder, den Dominicanern übertrug. Wurde von einzelnen Mitgliedern dieſes Ordens die Sache vielleicht falſch dargeſtellt, das Geld als die Hauptbedingung, die guten Werke und der Empfang der heil. Sacramente als Nebenſache zur Gewinnung des Ablaſſes behandelt, ſo kann dießfalls der katholiſchen Kirche und dem päpſtlichen Stuhl keine Schuld beigemeſſen werden. Vielmehr wurden die einzelnen Prediger des Ablaſſes, ſobald die gegen ſie erhobnen Vorwürfe ruchtbar wurden, vom Papſte zur Verantwortung vorgefordert. Auch wäre dieß Alles wohl ſpurlos vorübergegangen, wenn nicht der Auguſtinerorden über vorzugsweiſe Begünſtigung der Dominicaner eiferſüchtig geworden wäre, und Luther — der Auguſtinermönch — ſich nicht anfänglich gegen die Mißbräuche des Ablaſſes, ſpäter dann auch gegen die kirchliche Lehre vom Ablaß erhoben hätte. Dieß war das Zeichen zum Ausbruch jener, noch jetzt fortbeſtehenden Spaltung, welche aber zunächſt nicht ſo faſt in dieſem Ablaßſtreite ihre Begründung fand, als vielmehr in dem Unglauben und der Verkehrtheit gar vieler katholiſcher Chriſten

jener Zeit, die solche Streitigkeiten als willkommnen Vorwand benutzten, sich gegen die Kirche aufzulehnen und der Zügellosigkeit sich in die Arme zu werfen.

Vernehmen wir jetzt noch die Meinungen und Urtheile einiger protestantischer Schriftsteller über diesen Gegenstand. So sagt z. B. der berühmte englische Theolog Chillingworth: „Kann Jemand so unvernünftig sein, sich einzubilden, daß, als unser Erlöser auf eine so feierliche Weise seine Jünger zuerst anhauchte, und so den heiligen Geist ihren Herzen mittheilte, dann ihnen die glorreiche Sendung erneuerte oder vielmehr bekräftigte, und die Gewalt verlieh, die Sünden zu binden oder zu lösen; — kann — sage ich — Jemand so unwürdig von unserm Erlöser denken, daß diese Worte an seine Jünger ein leeres Compliment sollten gewesen sein. Ich beschwöre euch daher, ihr wollet in euerm Gebrauche nicht zulassen, daß dieser Auftrag, welchen Christus seinen Dienern gegeben hat, eine bloße, bedeutungslose Wortformel werde. Wenn ihr euch beschwert und gedrückt fühlet, so wendet euch an euern geistlichen Arzt, und entdeckt ihm ohne Rückhalt die Natur und Bösartigkeit eurer Krankheit. Kommt nicht zu ihm, als wolltet ihr blos zu einem gelehrten Manne gehen, der euch tröstliche Dinge sagen könne, sondern als zu dem, der die ihm von Gott selbst verliehene Macht besitzt, euch von euern Sünden loszusprechen und zu befreien.“

Gemäß der von Eduard VI. erlaßnen Communions-Ordnung muß der Pfarrer verkündigen: „Ist einer unter euch, dessen Gewissen über etwas beunruhigt und bekümmert ist, und sich nach Trost oder Rath sehnet, so komme er zu mir, oder einem andern verschwiegnen und gelehrten Priester, und beichte, und entdecke seine Sünde und seinen Kummer in Geheim, auf daß er von uns, als dem Diener Gottes und der Kirche, Trost und Lossprechung erhalte.“ Mit dieser Ermahnung übereinstimmend ist in dem Ritual der reformirten Kirche Englands vorgeschrieben, daß, wenn der Geistliche einen Kranken besuche, er ihm zureden solle, eine Specialbeicht seiner Sünden abzulegen, falls er sein Gewissen mit etwas Wichtigem beunruhigt fühle, nach welcher Beicht der Priester ihn, wenn er es aufrichtig und demüthig verlangt, also absolviren solle: „Unser Herr Jesus Christus, der seiner Kirche die Gewalt gegeben hat, alle Sünder, welche wahre Reue haben

und an ihn glauben, loszusprechen, vergiebt nach seiner großen Barmherzigkeit dir deine Sünden; und kraft seiner mir verliehenen Autorität absolvire ich dich von allen deinen Sünden, im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes, Amen."

Als Jacob I. zugleich Glied und Haupt der Anglikanischen Kirche geworden war, erklärte ihm Bancroft, Erzbischof von Canterbury, daß nicht nur die Augsburgische, Böhmische und Sächsische Confession die Absolution gutgeheißen und beibehalten, sondern auch Calvin sowohl die allgemeine, als die besondre Beicht und Absolution gebilligt haben; worauf der König erklärte: „Ich bin auf's vollkommenste damit einverstanden, denn es ist eine apostolische und göttliche Vorschrift, gegeben im Namen Jesu Christi allen denen, die zur Entlastung ihres Gewissens darnach verlangen."

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich also folgende Sätze: Kein Katholik hat jemals den Ablaß als einen Freibrief, als eine Erlaubniß zur Begehung irgend einer Sünde betrachtet, wie so viele Protestanten fälschlich behaupten; schon die ersten Grundsätze der natürlichen Religion reichen hin, jedes vernünftige Wesen zu überzeugen, daß die Sünde unmöglich Gott angenehm sein könne; ein solcher Begriff wäre mit demjenigen seiner Heiligkeit, und folglich seines Wesens selbst unverträglich. — Noch weniger hat ein Katholik jemals geglaubt, daß der Ablaß eine Vergebung zukünftiger Sünden sei, — wie ebenfalls manche Protestanten wähnen; jeder Katholik weiß, daß Christus selbst keine Sünde vergeben kann, ehe sie begangen ist, weil er alsdann dem Sünder ohne Reue vergeben würde. — Ein Ablaß ist und enthält, nach der katholischen Lehre, durchaus nicht die Vergebung irgend einer Sünde, sie sei groß oder klein, gegenwärtig, vergangen oder zukünftig, noch auch der dafür verdienten ewigen Strafe, — wie fast alle Protestanten irrig voraussetzen. Wenn daher ein Ablaß der Sündenvergebung erwähnt wird, so ist damit nichts anders und nichts mehr gemeint, als die Nachlassung der, mit dieser Sünde verbundenen, zeitlichen Strafen. — Auch enthält der Ablaß keine Befreiung von der Reue, — wie hin und wieder gefabelt wird —; denn diese wird vielmehr bei der Verleihung des Ablasses allemal eingeschärft und vorausgesetzt, und ist zu jeder Gnadenwirkung unerläßlich nöthwendig; noch enthält der Ablaß eine Befreiung von Buß- und andern guten Werken, indem die

katholische Kirche lehrt, daß das Leben des Christen eine immerwährende Buße sein müsse, und „daß wir, um in das Leben einzugehen, die Gebote Gottes halten, und an guten Werken jeder Art immerdar reich sein müssen.“

Der Beschluß des Concil. Trident. lautet folgender Maßen: „Weil die Macht der Ablaßertheilung von Christus der Kirche ist verliehen worden, und dieselbe schon in den ältesten Zeiten diese, ihr von Gott gegebene Vollmacht ausübte; so lehrt und verordnet das Concilium: daß der, dem christlichen Volk sehr heilsame, und durch das Ansehen geheiligter Kirchenräthe gutgeheißene Gebrauch der Abläße, in der Kirche beibehalten werde.“

Daß übrigens in frühern Zeiten mancherlei Mißbrauch und Unfug, zum Aerger aller ächten Katholiken, mit dem Ablasse getrieben ward, läugnet Niemand, und billigt auch Niemand; daß aber in der katholischen Kirche Abläße um Geld verkauft werden, — wie Amthor in s. lib. sing. de apostasia, Cob. 1833, Oberprediger Schmidt, L. Sackreuter in Darmstadt, die schweizerischen Theologen Fäsi, Vögeli u. A. m. vorgeben —, ist boshafte, schamlose Lüge und Verläumdung; sowie auch die Behauptung, daß Samson zur Zeit der Reformation Ablaß jener Sünden, die man erst noch in Zukunft begehen würde, um Geld angeboten habe, eine handgreifliche, verwegene Erdichtung ist. Am buntesten jedoch trieb es in neuester Zeit der englische Kanzelredner Coetlogon, Rector in Godston, in s. Abom. of the church of Rome (die Gräuel der römischen Kirche), wo folgende, erbauliche Stelle vorkommt: „In der römischen Kirche kann man die Vergebung kaufen, nicht nur für bereits begangene, sondern auch für noch künftig zu begehende Sünden, so daß jeder, wenn er nur den, für die Sünde, welche er zu begehen gelüstet, festgesetzten Preis bezahlt, sich die Strafloſigkeit dafür verschaffen kann. Und es ist so wahr, daß der Papismus die Quelle aller Uebel ist, daß, wenn man nur zu bezahlen im Stande ist, man nicht nur Ablaß für seine gegenwärtigen Sünden, sondern sogar die Erlaubniß, in Zukunft zu sündigen, erhalten kann.“ Der Verfasser bestimmt hierauf die Geldsummen, für welche — wie er sagt — die Katholiken die abscheulichsten Verbrechen begehen zu dürfen glauben: für Meineid ...., Blutschande ...., Vater- oder Muttermord ...., u. s. w. Diese merkwürdige Preisliste ist aus dem berüchtigten

Buche Taxa Cancell. Rom. gezogen, — einem Buche, welches von den deutſchen und franzöſiſchen Proteſtanten oftmals, obwohl mit großen Verſchiedenheiten der Sünden und ihres Preiſes, gedruckt, und eben ſo oft von dem römiſchen Stuhl verdammt worden iſt; ſowie überhaupt die katholiſche Kirche, weit entfernt, ſolch' verabſcheuungswürdige Simonie zu ſanctioniren, vielmehr allem aufgeboten hat, beſonders auf ihren allgemeinen Concilien von Lateran, Lyon, Vienne und Trient, um derſelben auf's entſchiedenſte vorzubeugen. So ſind aus gleichem Grunde die Ablaßprediger —, auch nur um Almoſen zu ſammeln —, eben zu Verhütung alles Mißbrauchs, gänzlich beſeitigt worden. Die Synode von Trient rechnet die Geldforderungen bei Abläſſen zu den ſtrafbaren Mißbräuchen in dieſer Sache, und beſtimmt ausdrücklich deren gänzliche Abſchaffung. (Sess. XXV. Decr. de Indulg.) Gewiß giebt es nicht einen einzigen Katholiken, der da wähnte, Vergebung der Sünden für Geld erkaufen zu können. Iſt es dann ehrlich gehandelt, wenn proteſtantiſche Theologen ihren Pflegbefohlnen ſolch' ſchiefe, verkehrte Anſichten beibringen? und was würden wohl ſie dazu ſagen, wenn katholiſche Theologen ihre Schuljugend bezüglich der proteſtantiſchen „Beichtgroſchen“ belehrten, daß von dieſer Seite der Wahn herrſche, Sündenvergebung für Gold und Silber zu erkaufen? Wir verweiſen hier übrigens auf einen kräftigen Beleg in der gelehrten Schriftſtellerin Joh. Schopenhauer Selbſtbiographie (Jugendleben und Wanderbilder Bd. I. S. 176).

Von Abläſſen für Sünden, die erſt künftig begangen werden, faſelte auch vor einiger Zeit die Berliner Haude- und Spenerſche Zeitung in einem grellen, angeblich von Rom datirten Lügenartikel. Wahrlich, wenn ſolch' elendes Pasquill dem Publikum in der Hauptſtadt der chriſtlich-katholiſchen Welt bekannt würde, welchen Begriff müßte es ſich von der Intelligenz an der Spree machen, wo eine Zeitung in der Hauptſtadt es unternehmen durfte, ihren Leſern ſolchen Sand in die Augen ſtreuen zu wollen!

Durch obige Auseinanderſetzung glauben wir nun hinlänglich gezeigt zu haben, daß der Ablaß keineswegs, — wie ſo viele proteſtantiſche Zeloten wähnen, und Herr Bretſchneider — ein Generalſuperintendent und Oberconſiſtorialrath — in ſ. Heinrich und Antonio S. 225 vorzugeben beliebt —, eine Losſprechung von allem Streben nach Tugend, und ein Surrogat (Erſatzmittel) für unter-

laßne Pflichterfüllung sei; eine Ansicht, welche dem Sittengesetze den frechsten Hohn spricht und die katholische Kirche zur liederlichsten Gesellschaft herabwürdigt. Nein, in solcher Tiefe, zu welcher dieser ansehnliche Theologe in seinen Begriffen hinabgesunken, steht die katholische Kirche nicht. Nach ihrer Lehre ist der Ablaß keine Entbindung von selbstständiger Tugendübung, keine Ersetzung derselben durch Zurechnung oder Aneignung fremder sittlicher Verdienste, sondern er ist — wie bereits gesagt — eine Milderung der zu erleidenden Sündenstrafen für diejenigen, welche sich einer solchen durch außerordentlichen Bußeifer würdig machen, so daß bei jenen, welche eines Ablasses theilhaft werden wollen, ein nicht gemeines Streben nach Genugthuung für ihre Sünden und nach sittlicher Vollkommenheit vorausgesetzt wird. Bellarmin schreibt: „Cum propter *eximiam poenitentiam*, aliave bona opera, quæ iis ipsa (ecclesia) præscripserit, e debita aliquid ipsis pœna remittit, eo dicitur indulgentia."

Auch über den

Bilderdienst

werden wir manche, tief eingewurzelte Vorurtheile aufzudecken und zu berichtigen finden.

Schon die Geschichte des grauen Alterthums belehrt uns, daß die Völker der Vorzeit die Vorstellung eines höchsten Wesens nicht ohne Bild festzuhalten vermochten, und daher in der Sonne, — Sternen, — Feuer u. s. w. die Sinnbilder der Gottheit verehrten. Da sie nicht begreifen konnten, daß ein Einziges Wesen mit seiner Vorsehung das ganze Weltall zu umfassen im Stande sei, so entstund bald jenes Heer von Gottheiten und ihren Bildsäulen. Nie war aber ein Volk so roh und albern, um diese, von Menschenhand geformten Götzenbilder für die eigentlichen Götter selbst zu halten, welche den Sterblichen ihre Gaben spenden. Man kannte nur Einen Jupiter, obgleich seine Statuen bei Tausenden vorhanden waren. Oder wo hat je ein Weiser des Alterthums behauptet, daß seine Zeitgenossen Stein, Holz oder Erz angebetet haben? für das Gegentheil sprechen Beweise in Menge. Die Heiden behandelten ohne Zweifel ihre Götzenbilder, wie noch

dermal die katholiſchen Chriſten ihre Heiligenbilder; d. h. die Verehrung galt nie dem Bild, ſondern demjenigen, welcher durch das Bild vorgeſtellt ward. (Schon Pythagoras ſagte, er betrachte beim Eintritt in den Tempel die Abbildungen der Götter nie, ohne eine himmliſche Rührung in ſeinem Geiſt und Gemüth zu empfinden.)

Das iſraelitiſche Volk war ſehr zur Abgötterei geneigt, weil es in Egypten unter einem abgöttiſchen Volke gelebt hatte, und auch im Lande Canaan ganz von ſolchen Völkern, welche Bilder anbeteten, umgeben war. Darum ward ihm durch die Sinaiſche Geſetzestafel unterſagt, von fremden Göttern geſchnitzte Bilder zu verfertigen, Sonne und Geſtirne (wie die Cananäer), Ochſen und andere Thiere (wie die Egyptier), oder Schlangen und Fiſche (wie die Philiſter) anzubeten. Ganz klar und beſtimmt heißt es im Levit. XXVI, 1.: „Ich bin der Herr, euer Gott. Ihr ſollt euch keine Götzen noch geſchnitzte Bilder machen, noch Säulen aufrichten, noch Steine mit Bilderſchrift in euerem Land ſetzen, um ſie anzubeten.“ Nur die zur Anbetung beſtimmten Bilder alſo, nur die Abſicht der Anbetung war's, was Jehovah verwarf und unterſagte. Wie oft finden wir in den Schriften des alten Bundes ſolcher Denkmäler, Altarſteine u. ſ. w. gedacht, welche der Erinnerung an merkwürdige Ereigniſſe geweiht waren, z. B. Joſ. IV, XXII, XXIV. 1 Reg. VII, und nirgends die Ausdrücke der Freude und Verehrung vor ſolchen Bildern, welche blos das Andenken ehrwürdiger Perſonen in uns zu erneuern beſtimmt ſind, verboten. Auch in Exod. XXXIV, Levit. XIX und Deut. IV iſt klar ausgeſprochen, daß der Geſetzgeber nur immer die, von Stein oder Metall geformten, zur Anbetung und Opferdienſt beſtimmten, Götzenbilder der Heiden verdammte. Nach Exod. XXV befahl vielmehr Gott ſelbſt dem Moſes, ein ſichtbares Bild ſeiner unſichtbaren Gegenwart zu verfertigen, vor welchem er angebetet ſein wollte, nämlich die Bundeslade, in welcher die ſteinernen Geſetzestafeln — d. i. die zehn Gebote auf Stein geſchrieben — aufbewahrt wurden, und über welcher die zwei goldnen Cherubim mit ausgeſpannten Flügeln angebracht waren. Und hier, vor dieſem Bild, ward zu Gott gebetet. So leſen wir vom Kriegshelden Joſue, daß er, als die Iſraeliten bei der Stadt Hai waren geſchlagen worden, ſich vor der Bundeslade auf ſein Angeſicht, vom Morgen

bis auf den Abend, mit allen Aeltesten Israels niederwarf, und da zu Gott rief: Ach, Herr und Gott! Auch ward von Gott befohlen, dieses sein Sinnbild, die Bundeslade, in hohen Ehren zu halten; wer sie in Ehren hielt, ward von ihm gesegnet, — wer sie aber entheiligte, ward oft mit fürchterlichen Strafen ganz augenscheinlich heimgesucht. Nach Num. XXI sprach der Herr zu Moses: „Mache eine Schlange von Erz, und richte sie zum Zeichen auf; wer gebissen worden ist, wird durch Anschauen derselben geheilt werden.“ Waren Josue und die Aeltesten Israels Abgöttrer, als sie sich vor der Arche ehrfurchtsvoll niederwarfen, nicht um sie anzubeten, oder von ihr Hülfe und Barmherzigkeit zu erwarten, sondern um Gott selbst bei diesem Sinnbild anzurufen, und von ihm Sieg über die Feinde zu erflehen? War David Abgöttrer, als er die Arche mit der, in der heiligen Schrift geschilderten, feierlichen Pracht zurückbrachte? Dann sind ja wohl auch die englischen Parlamentsglieder Abgöttrer, weil sie im Vorübergehen vor dem bloßen Thron, denselben jedesmal ehrfurchtsvoll begrüßen; dann sind auch die reformirten Christen Englands und Deutschlands Abgöttrer, weil sie in ihrem Gottesdienst, bei Aussprechung des Namens Jesu sich andächtig neigen! Oder ist es weniger abgöttisch, sich vor dem Namen zu neigen, dessen Schall die Ohren traf, als vor dem Bild, das in die Augen fällt? Nicht vor dem Schalle dieser vier Buchstaben neigt man doch wohl sein Haupt, oder biegt man sein Knie, sondern vor dem, der durch diesen Schall bezeichnet und genannt wird. Der Schall eines Wortes ist demnach ein Merkzeichen und Bild für das Ohr, so wie ein gemaltes oder geschnitztes Bildniß ein Merkzeichen und Bild für das Auge ist.

Verfolgen wir die Spuren der Bilderverehrung im neuen Bund, so finden wir sie schon in den Zeiten des Urchristenthums gegründet. Nach dem Zeugnisse des heil. Theodor Studites ist der Gebrauch der Bilder so alt, wie das Christenthum selbst. Und nach einer alten Tradition, wovon man Spuren bei Irenäus L. 1. adv. hær. c. 25 antrifft, soll Pilatus Bilder von Jesu haben verfertigen lassen. Alexander Sever hatte Jesu Bild in seinem Zimmer. Lamprid. vita Al. Sev. c. 29. 93. Unverwerfliche Beweisstellen enthält des berühmten Photius biblioth., Augustins Uebereinstim. der Evang., Basilius Lebensbesch. des Helladius, Ambrosius, Tertullian u. a. m. Athanasius, Bischof von Alexan-

drien, sagt in s. Br. an Antioch. im J. 339: Wir Christen sind weit entfernt, die Bilder als Götter anzubeten; wir beschränken uns auf den Ausdruck unsrer Liebe für das Urbild, dessen Gestalt unsren Augen vorschwebt; wir tragen daher auch gar kein Bedenken, sobald sich die Züge des Bildes ausgelöscht haben, das Holz, worauf sie eingegraben waren, als unnütz zu verbrennen. Damascenus versichert, daß die Bildnisse von der Apostel Zeiten her und auf ihren Befehl seien geehrt worden. Schon der erste Tempel, den die Kaiser Gott errichten ließen, der Constantinische Dom im Jahr 320 unter dem Papst Sylvester, ward mit dem Bildniß des Welterlösers und seiner Apostel aus gediegenem Silber, fünf Schuh hoch, jenes im Gewicht von 120, der letztern jedes von 90 Pfund, ausgeziert. Basilius, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz erwähnen ausdrücklich der in den Kirchen aufgestellten Gemälde. Erstrer schreibt in seiner Ep. 205: „Ich rufe die Apostel, Propheten und Märtyrer an, daß sie Gott bitten mögen, mir barmherzig zu sein, und mir meine Sünden zu vergeben. Ich schätze und verehre ihre Bilder, weil diese Dinge durch die Ueberliefrung von den Aposteln angeordnet worden, und in allen unsren Kirchen gebräuchlich sind.“ (Aus der heiligen Geschichte wissen wir, daß schon Lucas das Bild der Mutter Gottes gemalt hatte.) Tertullian spricht, zu Ende des zweiten Jahrhunderts, ganz bestimmt von Gemälden, als allgemein angenommenem Gebrauch; auch belehrt er uns in s. Libr. de pudic. c. 10, daß es seiner Zeit gebräuchlich gewesen sei, auf den Kelchen, deren man sich beim Gottesdienst bediente, den Heiland unter der Gestalt des guten Hirten darzustellen. Eusebius erzählt uns eine höchst merkwürdige, ältere Begebenheit, woraus die volle Gewißheit hervorgeht, daß die Errichtung und Verehrung der Bilder sich unmittelbar vom apostolischen Zeitalter herschreibt. Dieser berühmte Kirchengeschichtschreiber, und Freund des Kaisers Constantin, versichert uns nämlich in s. Hist. eccl. L. 7. c. 18. — vergl. Philostorgius VII, 3. — ein Bildniß des Erlösers in Erz gesehen zu haben, welches von dem Weibe, das durch Berührung des Saumes seines Kleides geheilt worden, in der Stadt Paneas errichtet worden sei; auch meldet er, verschiedne gemalte Abbildungen davon, und Bildnisse der Apostel Petrus und Paulus gesehen zu haben, welche seit ihren Lebzeiten seien erhalten

und aufbewahrt worden. Ebenderselbe Kaiser Constantin, der die Götzenbilder der Heiden in den Staub trat, ehrte mit höchster Inbrunst das von seiner Mutter, der Kaiserin Helena, aufgefundne heil. Kreuz, und nie war zu befürchten, daß die Christen ob demselben Christum vergessen und mit dem Holze Abgötterei getrieben hätten. Clemens von Alexandrien schreibt Pæd. III, 11. von Schiffen, Ankern und Fischen — welche den Erlöser bedeuteten, als Abzeichen der Christen auf ihren Siegelringen. Ephrem bezeugt — Hom. 17. in S. Barl. und Ep. 360. ad Jul. Apost. —, daß man auf Zimmer- und Kirchenwänden Bildnisse Christi und der Heiligen hatte. Diesen Gebrauch, sowie denjenigen der Abbildung des Kreuzes auf allen Wänden und an allen Orten, bestätigt auch Joh. Chrysostomus de S. Melet. N. 1. Hom. 54 in Matth. Paulinus, Bischof von Nola, ließ in seinen Kirchen daselbst und in Fundi sowohl biblische Geschichten, als solche von den Leiden einzelner Martyrer malen. In den römischen Katakomben hat man Bilder Christi, Mariens, der Apostel Petrus und Paulus, und andrer Heiligen und Martyrer, auch Kreuze u. m. a. gefunden. Augustinus, obwohl selbst unterlaufende Mißbräuche mit Bildern rügend, heißt darum nicht minder diese selbst, c. Faust. XXII, 73., die Abbildung der Opferung Isaaks gut, und nennt an einer andern Stelle, ein Gemälde der Steinigung St. Stephans dulcissimam picturam.

Gregor der Große schreibt an Sekundinus: „Es hat seinen Nutzen, wenn wir uns durch das Sichtbare zu dem Unsichtbaren erheben. Wir werfen uns vor dem Bilde nicht wie vor Gott nieder, wohl aber beten wir Den an, welchen das Bild — sei es als neugeboren, oder als leidend, oder auf seinem Throne sitzend — uns vor Augen stellt.“ In gleichem Sinne schrieb er an Serenus, Bischof zu Marseille: „Was die Schrift für die Leser, das ist auch das Bild für diejenigen, welche nicht lesen können; die Unwissenden sehen darin, was sie zu thun haben, und die, welche die Lesekunst nicht verstehen, lesen einiger Maßen in den Gemälden.“

Nach dem merkwürdigen Bilderstreite beschloß der zweite Kirchenrath zu Nicäa im Jahr 787: „Man soll in den Kirchen, an Wänden, an Tafeln, Bilder von Christo und den Heiligen aufstellen, damit durch den Anblick und die Betrachtung derselben, die Erinnerung und Liebe zu den Urbildern geweckt werde; denn die dem Bilde erwiesene Ehre fällt auf das Urbild zurück; die wahre

Anbetung aber gebührt allein der göttlichen Natur.“ Und am Schlusse der letzten Verhandlung stehen die merkwürdigen Worte: „Sinnliche Wesen, wie wir sind, können zu übersinnlichen Gegenständen nur durch sinnliche Zeichen erhoben werden, nämlich durch Betrachtung der Schrift und des Ausdrucks der Aehnlichkeit in den Bildern, welche einzig dazu bestimmt sind, uns an die Urbilder zu erinnern, und auf dieselben hinzuweisen. So werden wir einerseits durch das Gehör, und anderseits durch das Gesicht, auch zu dem Uebersinnlichen und Unsichtbaren hingeführt.“

Uebrigens setzte der Streit wegen der Bilder schon das VIII. Jahrhundert in starke Gährung. Allein gleich beim ersten Ausbruch der Unruhen hatten sich die gelehrtesten Männer, — der Patriarch Germanus von Constantinopel an ihrer Spitze —, vereinigt, um die Kirche gegen die ihr angedichteten, widersinnigen Begriffe zu rechtfertigen. Das zweite Concilium von Nicäa erörterte den Streit auf's gründlichste, und entschied — „fest gestützt auf die Lehren der heiligen Väter, und auf die Tradition der katholischen, vom Geist der ewigen Wahrheit geleiteten Kirche“ — einmüthig, daß die Bilder in den Tempeln aufgestellt werden sollen, damit die Gläubigen, beim Anblick derselben ihren Geist, ihre Gedanken und ihre Wünsche zu den Urbildern emporschwingen mögen.

Das Concilium von Trient lehrt ganz klar, in Sess. XXV, daß es verboten sei, von den Bildern irgend eine Gnade zu begehren, oder auf sie irgend ein Vertrauen zu setzen, — wie die Heiden bei ihren Götzenbildern gethan —, indem sie keine, ihnen eigenthümliche Kraft haben, wegen welcher man sie verehren müsse, — daß sie keinen andern Zweck haben, als das Andenken an jene Personen in uns zu erneuern, welche darauf vorgestellt werden, — und daß, wenn wir unsre Knie vor denselben biegen, diese Stellung eines Bittenden immer an das Urbild gerichtet sei, an Jesum Christum selbst, um ihn anzubeten, oder an die Heiligen, um sie zu verehren.“ Hier ist doch wohl in den klarsten, entschiedensten Worten jedem heidnischen Bilderdienst vorgebeugt!

In dem römisch-katholischen Catechismus wird daher auf die Frage: „Beten die Katholiken zu den Bildern?“ geantwortet: „Nein, das thun sie nicht, weil dieselben weder sehen, noch hören, noch auch uns helfen können.“ Weit entfernt, die Anbetung der Bilder gutzuheißen, pflegen die Katholiken wöchentlich den 97. Psalm zu

beten, welcher die nachdrücklichen Worte enthält: „Beschämt sollen werden alle, welche geschnitzten Bildern dienen, alle, die sich ihrer Götzen rühmen;“ und jeden Sonntag singen sie in der Vesper den 115. Psalm, welcher sich eben so stark gegen den Götzendienst erklärt, und eine Art von Fluch ausspricht, daß „den Götzen gleich seien alle, die sie machen, und alle, die auf sie vertrauen.“ Von Anbetung, oder göttlicher Verehrung der Bilder, ist also bei den Katholiken ganz und gar keine Rede; vielmehr ist sie durch obige Entscheidung des Conciliums ganz deutlich ausgeschlossen. Jene Schriftstellen, worauf sich die Reformatoren beriefen, kannte die katholische Kirche längst vor ihnen, und besser als sie; sie wußte recht gut, aus dem ganzen Zusammenhang dieser, von Gott geschärften Verbote, daß da nur von Bildern, wie sie die Heiden hatten, die Rede war, aus denen sie eigentliche Götter machten, und wodurch dem Einigen wahren Gott unzählige andre beigesellt wurden.

Zur Zeit des Glaubensabfalls war es hauptsächlich Bodenstein (Carlostadius), welcher sich wegen der Bilder ganz gewaltig ereiferte; der tollkühne Schüler ward aber von Luther — seinem Lehrer — ernst zurechtgewiesen, indem dieser ihm die bittersten Vorwürfe machte, und die Bilderstürmer eines wüthenden, blutgierigen Geistes beschuldigte. Calvin und Zwingli erfüllten dann die Welt auf's neue mit einem Lästergeschrei, das — als ihr köstliches Vermächtniß — selbst noch in unsren Zeiten forthallt. Als Zwingli's rüstiges, vorzügliches Werkzeug zur Bilderstürmerei lernen wir aus Hottingers Kirch.-Gesch. jenen Ludwig Hetzer kennen, welcher dann nicht lange nachher — im Jahr 1529 — wegen eingestandner, mit vielen Weibern verübter Ehebrüche, in Constanz mit dem Schwert hingerichtet ward. (Zwingli hatte diesen Kumpan noch im Jahr 1524 als „einen, der Sache des Christenthums sehr ergebnen, jungen Mann“ seinen Freunden empfohlen. Opp. Vol. 7. Epp. p. 345. Auch Hausschein war ihm sehr zugethan, ibid. 406. 419. 432. 440. u. a. m.) In einer zu Bern am Tage nach der Zerstörung der Altarbilder im Jenner 1528 gehaltnen, salbungsvollen Predigt ruft der hochbegeisterte Zwingli: „Da liegen die Altäre und Götzen im Tempel; es muß der Koth und Wust — das Götzennarrenwerk — hinaus; jetzt sieht man, daß diese Götzen nichts Heiliges an sich haben, sondern tetschen und bochsten, wie

andres Holz und Stein. Hier liegt einer, dem ist das Haupt ab, dem andern ein Arm; hätten sie Gewalt gehabt, so hätte Niemand sie entwegen, noch weniger enthäupten oder lähmen mögen."

So ganz Unrecht hatte der schweizerische Schriftsteller Zschokke doch wohl nicht, wenn er den Ungestüm, mit welchem Zwingli Altäre, Crucifixe und Heiligenbilder aus dem Tempeln wegschaffen und hinauswerfen ließ, mit dem Namen „Vandalismus" belegte. Auch haben wir hier zu bemerken, daß in den Zürcher'schen Chroniken älterer und neuerer Zeit, selbst die Crucifixe „Götzenbilder" genannt wurden. Solch' plumpe, alberne Vorstellungen herrschten bei einem Volke, welches hingegen zu gleicher Zeit jede Geringschätzung, oder Beschimpfung seiner bürgerlichen — doch wahrlich höchst geringfügigen — Embleme als ein ruchloses Vergehen ansah und bestrafte.

Luther und die Lutheraner lassen in ihren Kirchen die Bilder zu, da sie nirgends in den evangelischen Schriften eine Bestimmung hierüber fanden. In seinen Werken XVI, 21. sagt Luther: „Christus und seine Apostel haben auch keine Kirchen zerbrochen, noch Bilder zertrümmert, sondern die Herzen gewonnen mit Gottes Wort. Als Gedenk- und Zeugenbilder sind die Crucifixe und Bilder der Heiligen nicht nur zu dulden, sondern auch löblich und ehrlich."

Die englische Königin Elisabeth beharrte mehrere Jahre darauf, ein Crucifix auf dem Altar ihrer Kapelle beizubehalten, bis einige Puritaner ihres Hofes den Hofnarren Patch beredten, es zu zerbrechen, „da kein vernünftiger Mann," sagt Heylin in s. Ref.-Gesch., „einem solchen Dienste sich zu unterziehen wagte." Und Jakob I. gab den Schottischen Bischöfen, welche sich dagegen äußerten, daß er Bilder und Statuen in seine Kapelle zu Edinburg aufnahm, den derben Verweis: „Ihr könnt es leiden, daß man Löwen und Drachen (die Schildhalter im königlichen Wappen) und Teufel (die Greife der Königin Elisabeth) in euern Kirchen abbilde; aber den Patriarchen und Aposteln wolltet ihr nicht eben so viel Platz darin gönnen!"

Und haben dann die Carlostad —, die Zwingli —, die Calvin, etwa neue Beweise gegen die Bilderverehrung aufgefunden, welche den Bilderstürmern des VIII. Jahrhunderts entgangen waren? oder hat seitdem die katholische Kirche in ihrer Lehre und Uebung

die Gränzen überschritten? Wozu diese hirnlosen Lästerungen der Reformirten? Welcher Beweggrund kann sie antreiben, die Mutterkirche mit Verläumdungen zu überschütten, welche schon seit einem Jahrtausend vollständig widerlegt und vernichtet waren? (Doch, „gewöhnlich," sagt Göthe, „wehrt sich der Mensch so lange, als er kann, eine Thorheit, die er im Busen trägt, zu verabscheiden, um einer Wahrheit Platz zu machen, die ihn zur Verzweiflung bringen würde.") Der Katholik soll nun einmal durchaus abgöttisch heißen! Und solchen Groll, solche Feindseligkeit verübten schon die Reformatoren, welche doch, im Schooß der Kirche unterrichtet, ganz wohl gewußt haben mußten, daß in ihr keine Abgötterei weder gelehrt noch geduldet wird, auch nie von ihren Vorgesetzten hierzu verleitet wurden, und weder in den Kirchen noch Klöstern, zu welchen sie gehörten, je eine abgöttische Verehrung den Bildern selbst erwiesen hatten. Woher schöpfen sie dann diese Beschuldigung gegen die Kirche, als aus dem bittern, leidenschaftlichen Groll, der Alles, was er berührt, vergiftet, und selbst die schuldlosesten, löblichsten Handlungen zu Verbrechen stempelt, um nur der Lästerungssucht ungezügelten Lauf zu lassen?

Uebrigens ist auch wohl die Sitte, das Andenken geliebter, verdienstvoller Menschen durch ihre Bildnisse zu erhalten, fast so alt, als die Bildnerei selbst. Die Werthachtung solcher Bilder liegt schon in der Natur der Sache. Wer möchte wohl heute noch ein Bild, welches zur Erinnerung an Ehre, Rechtschaffenheit und ruhmvolle Thaten dient, — sei es ein Sokrates oder Seneka, Solon oder Cato, Franklin oder Tell —, aus seinem Gesichtskreise verbannen? Daß also Christen, sobald ihnen nur wieder freier Athem zu Theil ward, ihre Versammlungsorte mit den Bildnissen Jesu, seiner Apostel und heldenmüthiger Blutzeugen schmückten, um ihre Beispiele unvergeßlich zu machen, sollte ihnen doch wohl eben so wenig zum Vorwurf gereichen, als man es dankbaren Kindern je verargen würde, wenn sie die Bildnisse geliebter Eltern, am schönsten Platze ihrer Wohnungen aufstellen, um sich des Guten, welches sie ihnen verdanken, immer zu erinnern! Den Stiftern mächtiger Staaten, großen Gesetzgebern, Fürsten und Feldherren errichtete man Bildsäulen und Denkmäler, um ihr Andenken auf die Nachwelt fortzupflanzen und ihren Verdiensten zu huldigen; häufig prangt an den Altären Lutherischer Kirchen

das Bildniß ihres Stifters; überall werden in protestantischen Wohnungen die Abbildungen eines Luther, Zwingli, Calvin u. a. in hohen Ehren gehalten; aber Religionsfreunden will man es übel deuten, wenn sie durch ebendieselben Mittel das Andenken an die unvergleichbaren Verdienste Jesu und seiner treuen Gehülfen festzuhalten suchen!! —

Was die hin und wieder noch vorkommende Geschmacklosigkeit in schlechtem Schnitzwerk, — schwerfälligen, plumpen Engelsgestalten u. s. w. betrifft, so wird solche gewiß Niemand in Schutz nehmen; auch würde wohl die alte Kirche dergleichen Unfug nicht zugelassen haben. Der Kirchenrath von Trient, und die nachherigen besondern Synoden von Mailand — Cölln — Paris u. s. w. machen es den Bischöfen zur Pflicht, jedes Bild aus den Kirchen zu entfernen, welches nicht auf eine Weise verfertigt ist, daß es der Würde des Originals entspricht, und welches nicht bei den Gläubigen wahre Erbauung zu erwecken geeignet wäre. Wer möchte nicht wünschen, daß alle Kirchen wirkliche Kunstwerke besitzen könnten; wie alles Wirken der Menschen, so sollen ja auch die Künste die Verherrlichung der Gottheit erstreben. So lange es aber nicht Kunstwerke genug giebt, um alle christlichen Tempel damit auszustatten, und so lange man selbst die vorhandenen lieber in Museen und Sammlungen, der Neugierde der Begaffer, als in den Kirchen der Andacht frommer Beter darstellt, werden gar viele christliche Gemeinden sich auch mit dem Besitze minder werthvoller Bilder behelfen müssen. Die Hauptsache bleibt immerhin, daß die Besitzer sich daran erbauen. Wären die Abbildungen auch sehr unvollkommen, so sind dennoch viele Christen, vermöge ihres einfachen kindlichen und frommen Sinnes im Stande, sich an Bildern zur Andacht zu stimmen, an welchen andere, weniger Fromme, oder wohl eher weniger Verständige, Anstoß nehmen würden; gewiß wäre es doch sehr unbillig, nur auf das Urtheil dieser letztern zu hören und es einer Gemeinde zu verargen, wenn sie Erbauung sucht und findet an Gegenständen, woran schon die früheren Generationen sich erbauten, und welche ihr vielleicht schon um des hohen Alters willen mit Recht werth und ehrwürdig sind. Hat es doch mit der Verehrung kirchlicher Kunstwerke ohnehin eine eigene Bewandtniß; wie oft gilt solche weit eher dem Meister, als dem Gegenstand selbst! Handelt es sich von einem Muttergottesbild, oder — vornehmer

gesprochen — von einer Madonna von Raphael, so ist wohl Mancher begeistert, weil nun einmal die Mode es fordert; gilt es aber die Gottesmutter in dem Bilde zu verehren; wie manche dieser Begeisterten ziehen sich zurück und beweisen dadurch deutlich genug, daß sie nur der Kunst, nicht aber dem Gegenstand selbst ihre Huldigung zudachten. —

Wir schließen diesen Abschnitt mit einer passenden Beweisstelle aus Molanus, dessen wir auch früher schon, als eines angesehenen Gewährsmannes erwähnten: „Es ist allerdings gewiß, daß die Bilder keine eigene Kraft haben, und daß man folglich in keiner andern Absicht vor ihnen beten kann, als weil sie ein sichtbares Mittel sind, das Andenken an Jesum Christum und himmlische Dinge in uns zu erwecken. Wenn man also Gott vor einem Bild anrufen oder anbeten will, so setzt man sich in die nämliche Gemüthsverfassung, in welcher die Israeliten vor der Schlange von Erz waren, welche sie mit Ehrfurcht ansahen, aber ihren Glauben ganz und gar nicht an die Schlange, sondern an Gott selbst richteten.“ So urtheilte und erklärte sich, nicht etwa ein katholischer Schriftsteller, sondern der berühmte Molanus, das Orakel der Lutheraner im letzten Jahrhundert.

Auch ein angesehener Geschichtschreiber der neuern Zeit beklagt sehr, daß durch die Verbannung der Gemälde aus den protestantischen Kirchen, nicht nur der Kunst ein unermeßlicher Schaden zugefügt, sondern auch dem Volk eine Art des Unterrichts entzogen worden, die eben so gut darauf berechnet war, sein Gefühl anzuregen und seine Frömmigkeit zu nähren, als der mündliche Vortrag.

Ein andrer protestantischer Schriftsteller, der Kirchenrath Dr. Horst, sagt: „Die Bilderverehrung deutet jeder verständige Katholik gerade so, wie wir, wenn wir mehrere schöne, beziehungsreiche Bilder in unsern Kirchen hätten, auch denken müßten, und wie die kirchlichen Schriftsteller des Christenthums schon vor zwölf Jahrhunderten darüber gedacht haben. O du verkehrter Mensch, sagt Hieronimus zu Vigilantius, wer hat je die Martyrer oder ihre Bildnisse bei uns angebetet? wer hat je einen Menschen für Gott gehalten?“

Viele ausgezeichnete Doctoren der reformirten Englischen Kirche schrieben ebenfalls zu Gunsten der Bilder. Keiner ist, der sie nicht,

als Abbildungen geschichtlicher Gegenstände guthieße; einige haben sie aber auch in religiöser Beziehung gebilligt. Der gelehrte Montague nimmt sie auf's kräftigste in Schutz. Auch Bossuet spricht seine volle Ueberzeugung dahin aus, daß man sich im Punkt der Bilderverehrung — wie in so manch' anderm — leicht vergleichen würde, wenn man nur die Mißbräuche beseitigen wollte, welche die ächten Katholiken selbst auch verwerfen. Er hätte entschieden hinzusetzen dürfen und sollen: und welche auch das Concilium von Trient selbst verwirft, und auszurotten befiehlt.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den

Reliquien,

deren Verehrung wir nicht nur im apostolischen Zeitalter fest begründet finden, sondern auch die ursprünglichen Spuren derselben im grauen Alterthum schon erblicken.

So ist z. B. Plato de republica L. V. der Meinung, daß die, in den Schlachten gefallnen Tapfern, als „gute Geister" verehrt und ihre Gräber „angebetet" werden sollen. Eusebius de præp. evang. L. XIII. führt diese Stelle genau an, und sagt dabei: diese Ehre gebührt mit weit mehr Recht den, in der Liebe Gottes Verstorbenen, die eigentlich die tapfern Streiter der wahren Religion sind. Von daher rührt wohl auch der eingeführte Gebrauch, ihre Gräber zu besuchen, unsre Gebete und Wünsche, in Gegenwart ihrer Reliquien, zu Gott abzuschicken, und ihren Seelen unsre Ehrerbietung zu zollen, in der Ueberzeugung, daß diese unsre Verehrung auch von der Vernunft selbst gebilligt werde.

Schon im alten Testament finden wir Spuren einer solchen Verehrung. So sehen wir z. B. aus Exod. XIII, daß Moses aus Ehrfurcht die Gebeine Josephs mit sich nahm, und in IV. Reg. XXIII, wie die Gebeine eines Mannes Gottes in Ehren gehalten wurden. „Laßt ihn liegen," sprach der König, „Niemand bewege seine Gebeine. Also wurden seine Gebeine errettet, mit den Gebeinen des Propheten, der von Samaria gekommen war."

Manche Beispiele der ersten Christen in Jerusalem, Rom, Antiochien, Smyrna, so wie die Schriften der Väter Eusebius, Chrysostomus, Cyrill v. Jerusalem, Hieronimus, Ambrosius u. a. m.

liefern uns genügende Beweise, daß die Verehrung der Reliquien wirklich von den apostolischen Zeiten sich herschreibe. Mit welch' heiligem Eifer bemächtigten sich die Christen der Leiber des heiligen Petrus und Paulus, gleich nach ihrem Martyrertod, um sie an einem besondern Platz der Catacomben beizusetzen, und sie von da in die erste aller Kirchen der Welt zu übertragen, wohin die Mächtigsten der Erde wallfahrteten, um ihre Kniee vor dem Grab dieser Apostelfürsten zu beugen. Mit welch' rührendem Eifer und frommer Sorgfalt sammelten die Gläubigen von Antiochien die Gebeine ihres, zu Rom im Jahr 107, auf Befehl des heidnischen Kaisers Trajan, den wilden Thieren vorgeworfenen, großen Bischofs Ignatius, eines Schülers des heiligen Johannes, und trugen dann diese kostbaren Ueberbleibsel im Siegeszug auf ihren Schultern nach Antiochien zurück, indem sie auf dem ganzen Wege Gott und seinen gekrönten Kämpfer mit Lobliedern verherrlichten! Und wie dringend ermahnte der heilige Johann Chrysostomus diese Christen, die Gebeine ihres verklärten Bischofs und Martyrers, — welche in einer nach ihm benannten Kirche aufbewahrt wurden —, fleißig zu besuchen, indem er ihnen „die aus solch' frommer Uebung, sowohl für den Leib als die Seele zu schöpfenden Vortheile" anschaulich machte. In einer Rede, welche ebenderselbe über die heiligen Juventius und Maximus hielt, ermahnte er das Volk, ihre Reliquien oft und mit großem Vertrauen zu besuchen, damit es einigen Segen dadurch erhalte.

Es ist bekannt, daß die sogeheißenen Natalitia Martyrum, — nämlich die Tage, an welchen sie den Martyrertod gelitten —, schon im zweiten Jahrhundert gefeiert wurden, und man an dem Orte, wo ihre Gebeine aufbewahrt lagen, gottesdienstliche Versammlungen hielt. In diesem Jahrhundert schrieb — wie Eusebius IV, 15. berichtet — die Gemeinde zu Smyrna an diejenige zu Philomelium, daß sie Willens sei, an dem Orte, wo die Gebeine des heiligen Polycarps, ihres Bischofs, beigesetzt worden, jährlich sich zu versammeln und sein Gedächtnißfest zu begehen. Polycarp, Schüler des heil. Ignatius, war nämlich in hohem Alter, unter dem heidnischen Kaiser Mark Aurel, zum Feuertod verurtheilt worden. Die Gläubigen von Smyrna beschrieben (Eccl. Smyrn. de martyr. S. Polyc. N. XVIII.) die ganze Martergeschichte dieses Heiligen, in einem schönen Briefe an ihre Brüder in Pontus, worin es unter anderm heißt: „Wir sammelten seine Gebeine, die köstlicher

sind, als Gold und Edelsteine, und verwahrten sie an geziemender Stätte, wo wir uns mit der Gnade des Herrn zu versammeln gedenken, um den Tag seiner glückseligen Geburt, d. h. seines Martertodes, zu feiern.“ Daß solche Verehrung sich auch auf Geräthschaften erstreckte, deren die Heiligen sich in ihrem Leben bedient hatten, geht aus der frommen Werthhaltung des bischöflichen Lehrstuhls des Apostels Jacobus von Jerusalem hervor, welche Eusebius — Hist. eccl. VII, 19. — mit dem Zusatze berichtet, „daß also erhelle, wie eifrig die Christen von Alters her die heiligen Männer wegen ihrer Liebe zu Gott allezeit verehrt haben.“

Als Cyprian, Bischof von Karthago, im J. 258 enthauptet wurde, breiteten die dabei gegenwärtigen Christen Leintücher aus, um das Blut aufzufangen, damit es nicht auf die Erde fließen möchte, von welcher sie es nicht mehr hätten auffassen können.

Augustin in L. 22 de civ. Dei erzählt eine große Menge Wunder, die Gott zu Hippo und in der umliegenden Gegend, durch die, im Jahr 415 zu Kaphargamala, unweit Jerusalem, aufgefundenen Gebeine des heiligen Stephanus wirkte, und wodurch er das Vertrauen der Gläubigen, und ihre, dem heiligen Stephanus und seinen Reliquien erwiesene Verehrung, auf eine so glänzende Weise belohnte. Von vielen dieser Wunder war Augustin selbst Augenzeuge; sie geschahen alle ganz öffentlich und vor einer großen Menge Volkes, wurden auch von einer großen Anzahl, durch Kenntniß und Scharfsinn ausgezeichneter Männer bestätigt, und von den, zu jener Zeit in Afrika sehr thätigen Manichäern, Donatisten und Arianern im mindesten nicht widersprochen.

Als der heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, bei Einweihung einer, von ihm erbauten Kirche, keine Reliquien heiliger Martyrer besaß, um sie unter den Altar zu legen, auf welchem das heilige Opfer verrichtet ward (wie es dann von den Apostelzeiten her üblich war, das heilige Opfer über den Gräbern der Martyrer zu verrichten, oder von ihren Reliquien etwas in den Altar zu legen), so offenbarte ihm Gott den Ort, wo die Leiber der heiligen Gervasius und Protasius begraben lagen. Diese wurden dann wirklich vorgefunden, und in die zu weihende Kirche versetzt. Ein blinder Mann, mit Namen Severus, den die ganze Stadt kannte, nahm sein Schweißtuch, berührte damit vertrauensvoll die Bahre, auf welcher die Reliquien ruhten, und legte es auf

seine Augen. Auf der Stelle ward er sehend. Eine unzählbare Volksmenge sah dieses Wunder, und brach in laute Lobpreisungen Gottes aus. Ambrosius hielt bei dieser Gelegenheit zwei Predigten, in welcher er dieses und noch mehrere andre Wunder, die bei denselben Reliquien geschahen, erzählte. Kranke wurden geheilt, und Besessene von den bösen Geistern befreit. Selbst die Arianer, welche die Gottheit Christi bestritten, und eben damals zu Mailand den heiligen Ambrosius und die katholische Kirche hart verfolgten, wurden durch diese Wunder so beschämt, so betroffen und zum Schweigen gebracht, daß sie von der Verfolgung abließen. Die Entdeckung dieser Reliquien geschah im Jahr 386. Wohl hatten die Häretiker behauptet, es seien Leute angestiftet worden, die sich für Besessene ausgegeben hatten; aber der allgeachtete Oberhirt widerlegte in seiner zweiten Rede so bündig die Verläumdung und zeigte das Augenfällige und Unbestreitbare der Thatsache mit so siegreichen Gründen, daß die Arianer nichts mehr zu entgegnen sich getrauten. Und hier gesteht nun der protestantische englische Gelehrte Dr. Cave selbst (vit. S. Ambr. sec. 4. p. 40.): „Die Wahrheit dieser Wunder ist hinlänglich dargethan, durch die Zeugnisse der hl. Ambrosius, Augustinus und Paulinus, welche sämmtlich an Ort und Stelle waren; sie geschahen vor den Augen der ganzen Stadt, und waren zweimal der Gegenstand der Reden des heil. Ambrosius. Ich zweifle nicht, daß sie gewirkt wurden, den Unglauben der Arianer zu beschämen.“

Eusebius erzählt im 7. B. 19. C. seiner Gesch., wie der Predigtstuhl des heil. Apostels Jacob, ersten Bischofs von Jerusalem, mit höchster Ehrerbietung sei aufbewahrt worden, und zieht daraus den, bereits erwähnten Schluß, daß die Christen seiner Zeit, den heiligen Martyrern, wegen ihrer Liebe zu Gott, allzeit die schuldige Verehrung erwiesen haben.

Basilius, Bischof von Cäsarea, ermahnt oft die Gläubigen, die Feste der Martyrer zu feiern. Er bezeigt große Ehrfurcht für die Reliquien der Heiligen, vor welchen, wie er sagt, die Christen in ihren Nöthen beten, und nicht umsonst die Fürbitte dieser Freunde Gottes anflehen.

Die Reliquien des heil. Medardus trug man von Noyon in die Residenz Clotars, in einem Sarge, der mit köstlichen Stoffen bedeckt, mit Edelsteinen bereichert, und mit Goldplatten geziert war.

Der König, seine Kinder und die ausgezeichneten Personen seines Hofes wohnten der Feierlichkeit bei, und man sah Clotarn abwechselnd den Sarg mit eignen Schultern tragen.

Und wie leicht könnten wir noch viele andre Beweisstellen aus den angesehensten Vätern, der griechischen sowohl als der lateinischen Kirche, anführen. Wir gedenken hier nur noch der ernsten Antwort des heil. Hieronimus an Vigilantius. Dieser Häretiker, der unter den Vorbildern des Protestantismus einen ausgezeichneten Rang behauptet, schrieb, was man heut zu Tage Pamphlete gegen den Papismus nennen würde, in welchen er, mit einigem Humor, die von den Katholiken den Reliquien erzeigte Verehrung und ihre Anrufung der Heiligen belachte. „Sie zünden," sagt er, „am hellen Tage große Kerzen an, und machen sich ein Geschäft daraus, eine kleine Hand voll Staub zu küssen, und anzubeten, wodurch sie ohne Zweifel jenen Martyrern einen gewaltigen Dienst erweisen." Wir sehen hier, wie wenig neu das unredliche Verfahren ist, die Katholiken; — trotz aller ihrer wiederholten Verwahrungen gegen jegliche solche Abgötterei —, dennoch als Anbeter von Bildern und Reliquien anzuklagen. Die schlagende Widerlegung, womit Hieronimus die boshafte Beschuldigung des Vigilantius zurückgewiesen, fand ohne Zweifel bei den Anhängern dieses Häretikers eben so wenig Gehör, als ähnliche Erklärungen der Katholiken unsrer Tage bei den protestantischen Zeloten finden. „Wir beten," sagt der heilige Hieronimus, „die Reliquien der Martyrer nicht an, noch auch die Engel, oder die Cherubim, oder die Seraphim, um nicht der Creatur mehr zu dienen, als dem Schöpfer, der hochgepriesen sei zu allen Zeiten. Aber wir ehren die Reliquien der Martyrer, um unsern Geist zu erheben zu Ihm, dessen Martyrer sie sind. Wir ehren sie, um diese Ehre Ihm zu erweisen, der gesagt hat: wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf." In Uebereinstimmung hiemit steht die Erklärung der Kirche (Conc. Trid. Sess. XV.).

Welch' großen Werth man übrigens auf die Gebeine der Heiligen legte, bezeugt der alte Gebrauch, in wichtigen Anlässen bei den Reliquien der Diener Gottes zu schwören. Wir lesen schon bei Augustin, daß er die Geistlichen seiner Kirche nach Nola sandte, damit sie dort auf dem Grabe des heiligen Felix, Bischof von Nola, wegen einer streitigen Sache schwören sollten.

In Rom schwur man „bei der Grabstätte des heiligen Petrus.“ Daß diese alte Uebung noch in den Zeiten des Mittelalters herrschte, ersehen wir unter anderm aus einer, vom Bischof Lütold im Jahr 1213 gefertigten Bischöflich-Basel'schen Urkunde, vermöge welcher der Decan Hartmann und das ganze Capitel der Kirche zu Basel, mit Willen und Gutheißung des Bischofs, dem Ritter Conrad von Eptingen den Ort Dietinchon mit Leuten und Rechtsamen, wie er zu der Kirche von Basel gehörte, zu Lehen übergaben. Zur Aufrechthaltung und Angelobung dieses Lehens dagegen schwört Conrad auf die Reliquien der Heiligen u. s. w. (ipse juravit tactis sacrosanctis reliquiis).

Wahrlich, die gewöhnlichen Einwürfe der Akatholiken, in welchen bald von Anbetung der Heiligen und ihrer Reliquien, von Heiligen- und Bilderdienst, bald von Zurücksetzung der Verdienste und des Mittleramts Christi die Rede ist, sind so seicht und einseitig, daß sie fast einer absichtlichen Unkunde und Verdrehung der wahren Ansicht, und mitunter einer, gleichsam geflissentlichen Vexation der Katholiken ähnlich zu sein scheinen.

Vergleichen wir das Benehmen der Protestanten und Katholiken über diesen Gegenstand! Wie oft fesseln jene ihr Herz mit innigstem Zartgefühl an jede, noch so unbedeutende Kleinigkeit, durch welche sie an eine theure, von ihnen geschiedne Person erinnert werden; sie erbauen wohl auch mit Kunst und Aufwand prachtvolle Grabmäler, unter deren Marmor oft berühmte Zerstörer des menschlichen Geschlechts modern! Der Katholik erweist Bewunderung, Dankbarkeit und Liebe jenen unsterblichen Wohlthätern und Helden des Christenthums, deren Verdienste zu schildern jede menschliche Feder zu schwach ist; er bewahrt ihre Ueberreste, ehrt ihre Asche, wallt zu ihren Gräbern und schmückt sie; er küßt die kalten Reliquien derjenigen, deren Fußtritte wir alle gewiß küssen würden, wenn sie noch hiernieden weilten; beim Anblick der Reliquien der Heiligen, in der Nähe ihrer sterblichen Hüllen, wird der Katholik von tiefster Ehrfurcht ergriffen; das Andenken an all' ihre Tugenden und Wohlthaten erwacht lebhaft in seinem Geiste. Wie manches, durch den Anblick solcher Reliquien angefeuerte Gebet ward nicht an diesen Stätten erhört! Keineswegs durch eine in diesen Gebeinen oder Aschen verborgene, übernatürliche Kraft oder göttliche Macht — (denn gerade diese körperlichen

Ueberbleibsel zeigen uns ja, daß die Heiligen nur waren, was auch wir sind); aber wir glauben und wissen, daß es oft Gott gefallen hat, an seinen Dienern, durch Wunder, die er an ihren Gräbern wirkte, seine besondre Huld hervorleuchten zu lassen. S. 4. Reg. XIII, 21. Nach Act. V. 15. wurden Kranke durch den Schatten von Petrus geheilt, und nach Act. XIX, 12. wurden Kranke, wenn man Schweißtücher und Schürzen, — welche Petrus an seinem Leibe getragen hatte —, auf sie legte, gesund, und die unreinen Geister fuhren von ihnen aus. Eben so unläugbar sind die Wunder, deren Augenzeuge die ursprüngliche Kirche so oft an den Gräbern der Martyrer war. An solchen Stätten richtet der gläubige Katholik seine Danksagungen und Bitten keineswegs an die vor ihm liegenden Reliquien. Er dankt Gott für ihre Verherrlichung, erfleht sich von ihm die nämlichen Erbarmungen, und ruft ihn um die gewünschte Gnade an. Von Gott geht demnach die Verehrung der Reliquien, als von ihrer Quelle aus, und zu Gott kehrt sie, als zu ihrem letzten Ziel zurück.

Wenn es Protestanten giebt, welche die Feder Voltaire's, den Rohrstock Rousseau's, die Haarlocken d'Alembert's so hochachten, daß sie dieselben mit übermäßigen Summen bezahlten; wenn Rousseau selbst, als er zu Montbar war, und das Cabinet besah, in welchem Büffon gearbeitet hatte, vor dem Eingang niederkniete, die Schuhe auszog, und vor dem Eintritt die Thürschwelle küßte, um dadurch seine kindliche Ehrfurcht gegen den großen Mann an den Tag zu legen; wenn — wie Gorani sagt — einige Knochen von Mark Aurel, Epiktet oder Tacitus als Reliquien dem Philosophen und Geschichtskundigen die tiefste Ehrfurcht einflößen müßten, und ein Freund der Freiheit nicht ohne heiligen Schauer das Tuch sehen würde, womit Cicero sich das Angesicht trocknete, nachdem er eine Philippica oder Catilinaria gehalten hatte; wenn er gern eine weite Reise unternehmen würde, um solch' eine schätzbare Reliquie zu bewundern, — so finden alles dieses jene aufgeklärten Leute ganz in der besten Ordnung, welche hingegen lästern, lärmen und toben, wenn der Katholik Bilder in Ehren hält, welche die Helden der christlichen Tugend und Vollkommenheit vorstellen, — Helden, die allein geeignet waren, in den größten Künstlern die erhabensten Ideen, den höchsten Zauber der Kunst — die Heiligkeit — zu erwecken.

Daß Luther „kein Heiliger“ war, und nicht selten der leidenschaftlichsten, verkehrtesten Handlungen sich schuldig machte, haben wir früher gezeigt, und könnten dieß noch durch viele Zeugnisse, nicht nur seiner Mitreformatoren, sondern auch neuerer angesehener Protestanten, eines Ancillon, Plank, Kern, K. A. Menzel, Novalis u. a. m. bewähren; hievon jedoch gänzlich abgesehen, bleiben wir nur bei dem einfachen Satze stehen, daß Luther weder bei Lebzeiten Wunder zu wirken vermochte, noch Gott, nach dessen Absterben, seine irdische Hülle durch solche ausgezeichnet hat. Er selbst forderte zwar von Thomas Münzer, dem Haupte der wiedertäuferschen Reformation — wie wir Bd. 1. Heft 2. S. 101 sahen — Wunder zu Beglaubigung für dessen außerordentliche Sendung, erhielt aber von diesem Sektenstifter die, auch ganz nahe liegende, collegiale Antwort, er, Luther, möge nur zuerst durch ein Wunder seine eigene außerordentliche Sendung rechtfertigen, indem er in den Neuerungen vorangeschritten sei; worauf dann Letzterer zu schweigen für gut fand. — Dennoch verehren die Protestanten seine und der übrigen, ebenfalls wunderlosen, Reformatoren Ueberbleibsel. Der Dintenfleck an der Wand auf der Wartburg, durch Luthers Wurf seines Schreibgefäßes nach dem, vermeintlich ihm erschienenen Teufel, ist nicht der einzige Gegenstand der Huldigung von Seite der Lutheraner. Götze schrieb zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein eignes Buch von Luthers Reliquien: De reliquiis Lutheri, Lips. 1703. Am Grabe Zwinglis sangen die Zürcherschen Reformirten:

„Hier ehren wir noch deß' Gebeine,
Der längst ein Chor von Engeln führt!“

Effner in s. Lebensgeschichte Luthers, Augsb. 1816, sagt: „Luthers Asche ist heilig und wird nach Jahrhunderten noch verehrenswürdig sein.“ — Der Darmstädter Allg. Kirchenzeitung zufolge, erhält die Predigerswittwe, welche im J. 1820 Luthers Bierkrug ablieferte, von einem norddeutschen Cabinet einen Jahrgehalt von 50 Thalern. Der Hamburger unpart. Corresp. vom August 1841 berichtet, daß am 27. Juli 1841 die Trümmer der, kurz vorher vom Sturme umgerissenen Luthers-Buche — unter welchem Baum einst Luther gesessen — mit besonderer Feierlichkeit in die Kirche von Steinbach seien gebracht worden. Im Allg. Anzeiger Nr. 210 vom 5. Aug. erklärte sodann der dortige Pfarrer Ortmann, daß von der allbekannten, heilig ge-

haltenen Luthers-Buche das Holz und Reisig der Kirche in Steinbach bei Altenstein seien geschenkt worden und daselbst heilig aufbewahrt werden; er fügt zugleich bei, daß Freunde und Verehrer des heiligen Baumes, gegen eine Vergütung an die Kirche, von diesem Holze Andenken in Empfang nehmen können. — Zu solch andachtsvoller Verehrung der, mit großer Feierlichkeit in die Kirche getragnen „3¼ Klafter heiligen Holzes und 1½ Mandel heiligen Reisigs", wopon die Baumverehrer auch etwas käuflich an sich bringen konnten, bedarf es keines nähern Commentars. Mögen immerhin die Protestanten, Dintenfleck, Bierkrug, Holz und Reisig, ja Luthern selbst und seine Asche für heilig halten, — mögen sie auch Zwinglis Gebeine verehren, in der Meinung, daß er längst ein Chor von Engeln führe; — aber lassen sie auch den katholischen Christen die unverkümmerte Verehrung der ihnen angehörigen, heiligen Blutzeugen und Glaubenshelden, welche Gott selbst während ihres Erdenlebens und nach ihrem Hinscheiden bei ihren Reliquien so wunderbar verherrlicht hat! Ein Tag der Klarheit wird anbrechen, an welchem es offenbar werden wird, auf welcher Seite die begründete, und auf welcher die irrthümliche Verehrung sich befunden habe. Getrost harren die Katholiken dieser Entscheidung entgegen.

Wir haben nun oben die Grundsätze des katholischen Christen auseinandergesetzt; andre hatte er niemals; wer ihm andre aufbürdet, irrt sich. Mögen ehemals — vielleicht auch zur Zeit der Reformation — irrige, abergläubische Begriffe hierüber verbreitet gewesen sein, — man kann sie nicht der Kirche aufbürden (tadelnswerthe Ausnahmen können nur der rohesten Unwissenheit zur Last fallen, von keinem redlichen Unbefangenen aber auf Rechnung der Gesammtheit gestellt werden); die Kirche selbst bestreitet all' diese Irrthümer, und befiehlt fortwährend ihren Dienern, sie durch Verkündung der entgegengesetzten, wahren Lehre zu berichtigen. Wer kann in dieser etwas Thörichtes, Verbrecherisches finden; wer kann in der, den Reliquien der Heiligen erwiesenen Ehrerbietung und Huldigung, auch nur einen Schatten von Abgötterei entdecken!? —

Luthers Lehrmeinung ist auch in diesem Punkt, wie in den meisten übrigen, sich selbst widersprechend. Im VIII. Th. S. 277, Jen. Ausg., schreit er die Reliquien als Betrügereien aus, die

man tief unter die Erde begraben sollte, und versichert uns in seiner pöbelhaften Sprache, „er setze auf die Gebeine der Heiligen keinen größern Werth, als auf diejenigen eines Gehängten.“ In nüchternen Augenblicken gesteht er hingegen ein, „daß Gott durch seine Heiligen, bei ihren Gräbern, in Gegenwart ihrer Reliquien, vor den Augen der ganzen Welt noch große Wunder thue.“ Ibid. Tom. I, und in seiner Abhandlung über die stille Messe sagt er: „Wo sich noch die wahren Reliquien der Heiligen finden, da war und ist noch unbezweifelt die heilige Kirche Jesu Christi; da sind die Heiligen geblieben.“

Noch führen wir hier das unbefangene Urtheil einiger der neuern, protestantischen Schriftsteller über diesen Gegenstand an. So sagt z. B. der berühmte Theolog, Consist.-Rath und Oberpred. Krummacher: „Ist es denn undenkbar, und sich widersprechend, daß den Gebeinen der Heiligen, wie die Geschichte meldet, eine besondere Kraft ingewohnt habe? Ist es denn so ungereimt, anzunehmen, daß, wenn der Herr will, aus den Gebeinen, die einst eine heilige Seele bewohnte, eine nach außen hin wirksame, belebende Kraft ausgehen könne? War denn der Glaube des kranken Weibs im Evangelium, die in ihrer Demuth nur den Saum des Gewandes Christi zu berühren verlangte, Aberglaube? Und wenn freilich nicht der Saum des Kleides sie heilte, sondern die Kraft des Herrn, war deßhalb der Saum und dessen Berührung so ganz ohne alle Bedeutsamkeit? Für solche, wenn auch verstorbene und verwesliche Theile ausgezeichneter Menschen, eine Art frommer Verehrung zu empfinden, ist doch wahrlich unsrer Natur nur höchst angemessen. Wie sehr lag es Jakob und Joseph am Herzen, daß ihre Gebeine in dem verheißnen Lande ihre Ruhestätte finden möchten! Auch die Römer bewahrten ja die Asche und Ueberreste geliebter Todten wie ein Heiligthum. Nur dann liegt in diesem ein Aberglaube, wenn man weiter geht als der Glaube, wenn man vergißt, daß Gott Alles in Allem wirkt, und — in wahrem Götzendienst — die Quelle des Lebens und einer göttlichen Kraft in den todten Gebeinen selbst, und abgesehen von Gott, sucht.“ Lavater fand „nichts natürlicher, — wie unnatürlich es auch möge gemißbraucht worden sein —, als die Liebe zu Reliquien guter und frommer Menschen.“ Clausen sagt: „Die Ueberbleibsel der zerfallnen Hütte sind Mahnungen an das Leben, welches diese einst aufrecht

erhielt; und wo sollten dann diese Denkmäler passender und bedeutungsvoller aufbewahrt werden, als an dem Orte, wo die Kraft des Geistes vormals, in Wort und Werk thätig war? Das Gefühl, welches tief in unserer Seele spricht, macht hier jeden Einwurf verstummen. Von der religiösen Seite betrachtet, kann es der katholischen Kirche gar nicht schwer werden, die den Engeln und Heiligen gebrachte Huldigung als unschuldig darzustellen, und die Bedeutung derselben dem frommen Gefühle einnehmend und erhebend zu machen, und sie kann sich — außer diesem ästhetisch-religiösen Beweis — auch auf klare Stellen der heiligen Schrift berufen." Dr. J. Fr. v. Meyer schreibt in s. kritischen Kränzen 1830: „Ein gutes Heiligenbild ist eine stumme Predigt. Man hat die Bilder zu einer Zeit in den Kirchen nicht zugelassen, wo sie die Menschen zum Götzendienst verleitet hätten. Wenn man aber einen guten Gebrauch von ihnen macht, können sie den Kirchen zur angemeßnen Verzierung und denen, welche aus der gesunden Lehre nur Gott allein anbeten gelernt haben, zu großer Erbauung dienen. Die schönen Künste sind uns durch kein Gebot untersagt; wenn man aber einmal ihren Gebrauch zugiebt, so sollen sie doch eher dem Dienste des Heiligthums, als aber weltlichen Zwecken gewidmet sein, und eben dadurch Mittel der christlichen Erbauung und Belehrung werden. Die Vorschrift: „du sollst dir kein geschnitztes Bild und keinen Götzen machen," diese Vorschrift, die in einigen furchtsamen Seelen Skrupel erweckt, muß, um gehörig verstanden zu werden, mit den darauf folgenden Worten sich verbinden: „du sollst dich vor ihnen nicht niederwerfen und sie nicht anbeten." Denn sonst wäre es überhaupt verboten, was immer für einen Gegenstand abzubilden, und Moses und Salomon hätten sich gegen dieses Gebot schwer versündiget. Aaron machte ein goldnes Kalb und Jeroboam zwei, und sie sündigten wider Gott; Salomon machte deren zwölf und sündigte nicht."

Daß übrigens der Papst einen „Handel mit Leichen und Knochen" treibe, ist eine niederträchtige Verläumdung; man weiß, und es ist oft genug aufgedeckt worden, wie gewissenlose Zeitungsschreiber die protestantische Leichtgläubigkeit benutzen, um ihre Spalten bisweilen mit derartigen Mährchen auszufüllen; so gieng ja z. B. die Erdichtung, daß der verstorbene König von Sachsen fünftausend Dukaten für Reliquien nach Rom gesandt habe, trotz der öffent-

lichen Widerlegung, in gar manche Blätter — und gar Bücher — über. Der Papst verschenkt wohl Reliquien, und hat dieß auch in unsern Tagen nach Frankreich gethan; aber nirgendwo ist von einem Handel die Rede. Wahrhaft schändlich, empörend und unverantwortlich ist daher die, rein aus dem Dunst gegriffene, freche Anklage des Oberpredigers Mallet in Bremen, daß die römische Kirche die Verehrung der Reliquien aufrecht halte, nicht zur Ehre Gottes und zum Wohl des christlichen Volkes, sondern, um reiche Goldminen daraus zu gewinnen. Wie tief müßte er sich beschämt fühlen, wenn er sich persönlich überzeugen könnte, welch' ein Geist die römische Kirche beseelte, und wie er, in dem niedern Dunstkreis des erbärmlichsten Vorurtheils und blinden Hasses sich bewegend, nur lästerte, was er nicht kennt! Wir fragen: wer war es dann, der den Gräbern so mancher Heiligen die, von der Frömmigkeit der Gläubigen dort niedergelegten, kostbaren Zeichen der Verehrung geraubt hat, in den, von der Kirchentrennung des sechszehnten Jahrhunderts ergriffenen Ländern? Waren es die Päpste? Nein, unter ihrem Schirm lagen sie sicher, Jahrhunderte hindurch. Protestantische Klauen waren es, denen selbst die Gräber zu Goldminen werden mußten, wie sich aus den angesehensten protestantischen Schriftstellern zur Genüge nachweisen läßt.

Nun kommen wir zu einem wichtigen Steine des Anstoßes; wir meinen das

Kreuzzeichen

des Erlösers. Und da wird der Beweis nicht schwer fallen, daß die Reformation, indem sie das Kreuzzeichen verbot, und das Kreuz von den Altären, den öffentlichen Plätzen und Straßen verbannte, sich in offenbaren Widerspruch mit dem christlichen Alterthum setzte. In England haben die Reformirten das Kreuz einzig noch in Ertheilung der heiligen Taufe beibehalten; in Deutschland ward es sogar auch aus diesem Sacrament, welches uns doch zu Christen stempeln soll, verdrängt. Indem die Reformatoren vorspiegelten, das ehrwürdige, goldne Zeitalter des Christenthums in's Leben zurückzurufen, — indem sie vorgaben, ihr neues Gebäude blos auf der Grundfeste des alten zu errichten, und nur

den Rost wegzuräumen, welcher sich in den Tagen der Unwissenheit und Finsterniß angehäuft habe —, entfernten sie sich vielmehr, durch ihre Verwerfung des Kreuzes, gänzlich von den ursprünglichen Sitten jenes hehren Zeitalters des Christenthums. — Wie oberflächlich, wie gering mußte dann ihre Kenntniß der christlichen Vorwelt sein! —

Wir werden jene dreiste Vorspieglung Lügen strafen, durch unverwerfliche Zeugnisse der angesehensten Kirchenväter, und berufen uns zu diesem Ende auf Augustinus, Hieronimus, Ambrosius und Tertullianus für die lateinische, — sodann auf Ephrem, Chrysostomus, Cyrill von Jerusalem, Basilius, Athanäsius, Origenes, Eusebius u. a. m. für die griechische Kirche.

Augustinus sagt in s. Rede über die Heiligen: „Mit dem Kreuz fängt der Unterricht der Katechumenen an, und durch dasselbe wird das Taufwasser geweiht; durch das Kreuz empfangen die Täuflinge alle Gaben des heiligen Geistes; durch dieß Zeichen werden die Kirchen und Altäre eingeweiht; kurz es ist kein einziges Sakrament in der Kirche, welches nicht durch die geheimnißvolle Kraft dieses Zeichens verliehen wird. Fragt man einen Katechumenen: glaubst du an Christum? so bejaht er es, indem er sogleich seine Stirne mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnet.“ Nach dem Zeugnisse eben dieses Kirchenvaters zierte das Kreuz auch die Kronen der Kaiser jener Zeit.

Hieronimus im Br. an die Demetrias schreibt: „Bewaffne oft deine Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes, damit der Zerstörer Egyptens keine Gewalt über dich habe.“

Ambrosius in s. 45. Rede sagt: „Das Zeichen Christi ist auf unsrer Stirne, es ist in unsren Herzen; dort, um ihn immer zu bekennen, hier, um ihn zu lieben. Unser Tagwerk sollen wir immer mit dem Zeichen des Erlösers beginnen.“

Im gleichen Sinne zeugen die schönen Verse des Laktantius (der christliche Cicero genannt) über das Crucifixbild, und Tertullianus 2. B. 5. Br. und über die Krone des Soldaten 3. Cap. In letztrer Stelle heißt es: „So oft wir uns regen und bewegen, so oft wir ein- und ausgehen, wir mögen unsere Kleider oder Schuhe anziehen, uns baden oder zu Tische gehen, ein Licht anzünden, uns niederlegen oder setzen, so bezeichnen wir jedesmal unsre Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes.“ (Die Ursache, warum

sogar bei ganz unbedeutenden Verrichtungen die Christen mit dem Kreuze sich bezeichneten, rührt wohl daher, weil bei diesen die Heiden mancherlei abergläubische Gebräuche beobachteten, desnahen die Christen darauf bedacht waren, sich in allen diesen Dingen auf das strengste und sorgfältigste von ihnen zu unterscheiden.)

Eben so wenig müssen die Reformatoren in der griechischen und orientalischen Kirche bewandert gewesen sein.

Johannes, Bischof von Konstantinopel, wegen seiner Beredsamkeit Chrysostomus genannt, sagt in seiner Beweisführung gegen die Heiden: „Fürsten und Unterthanen, Männer und Weiber, Junge und Alte, Alle bezeichnen sich mit dem Kreuz auf dem erhabensten Theil des menschlichen Angesichts. Ueberall ist das Kreuz gepflanzt und in Ehren gehalten, in den Häusern, auf öffentlichen Plätzen, Straßen, Meeren, Schiffen, Bergen, Thälern, Kleidern, Betten, Waffen, Gefässen und Gemälden. Durch das Kreuz finden wir uns schöner geschmückt, als mit Diademen und Geschmeide.“ An einer andern Stelle sagt ebenderselbe: „Lehret eure Kleinen, ihr Mütter! mit der Hand die Stirne bezeichnen; bevor sie es aber selbst zu thun im Stande sind, so drückt ihr ihnen das Kreuz auf.“ In einer, an seine Gemeinde gerichteten Predigt (in Math. Hom. 54. al. 55. Montf. p. 551.) kömmt folgende gewichtige Stelle vor: „Schäme sich Niemand des ehrwürdigen Sinnbildes unsers Heils, sondern laßt uns das Kreuz Christi gleich einer kostbaren Krone betrachten; durch dieses erhält ja alles uns Betreffende seine Vollendung. Gilt es unsre Wiedergeburt, so ist das Kreuz da; essen wir jene geheimnißvolle Speise, handelt es sich um die Weihe der Priester, kurz, was immer geschehen mag, überall wiederholt sich jenes Sinnbild des Sieges. Daher bezeichnen wir mit demselben unsre Häuser und Wände und Fenster und unsre Stirne. Ist es ja doch das Zeichen unsers Heiles, unsrer gemeinsamen Freiheit und der Barmherzigkeit des Herrn, der gleich einem Schafe sich zur Schlachtbank führen ließ. Deßwegen, wenn du dich damit bezeichnest, so erwäge die ganze Bedeutung des Kreuzes, vertilge in dir den Zorn und jede böse Neigung, und hege mächtiges Vertrauen; denn es geziemt sich nicht, daß du es so obenhin mit dem Finger über dich zeichnest, du mußt es mit Wissen und Willen und mit festem Vertrauen thun. Machst du in solcher Weise das Kreuz, so werden auch die unreinen Geister nicht wider dich bestehen können.

Schäme dich nicht eines so herrlichen Zeichens, damit Christus deiner sich nicht schäme, wenn er kömmt in seiner Herrlichkeit, und das Kreuzzeichen, leuchtender als die Strahlen der Sonne, vor ihm herschwebt; denn wirklich wird alsdann das Kreuz erscheinen und sein Anblick wird ein lautes Zeugniß ablegen vor der ganzen Welt, um die Sache Gottes zu vertheidigen, und zu verkündigen, daß er es an nichts hat fehlen lassen. Jeder senke daher tief in seine Seele die Erinnerung an dieß Zeichen. Das Kreuz hat den Erdkreis gerettet und bekehrt, den Irrthum vertilgt, die Wahrheit in ihre Rechte eingesetzt, die Erde zum Himmel und die Menschen zu Engeln umgewandelt. Um des Kreuzes willen sind die bösen Geister nicht mehr zu fürchten. Durch das Kreuz hat der Tod aufgehört, Tod zu sein; er ist Schlummer geworden. Durch das Kreuz ist Alles zu Boden geworfen, was uns feindselig entgegenstand. Fragt dich also Jemand: Verehrst du den Gekreuzigten? so antworte ihm mit freudiger Stimme und mit heiterm Blicke: „Ich verehre ihn und werde ihn ewiglich verehren.“ Belächelt er dich deßhalb, so vergieße du Thränen über ihn, und danke Gott für so viele Wohlthaten, von denen dir sogar die Kunde einzig durch seine Offenbarung zu Theil geworden ist.“

Cyrill sagt: „Beim Essen und Trinken, Ausgehen und Heimkehren, Schlafen und Erwachen bezeichnet vertrauensvoll eure Stirne mit dem Kreuz des Erlösers!“ Aus s. 13 Catech. ersehen wir auch, daß damals schon Theile des wahren Kreuzholzes in alle Länder verbreitet waren.

Basilius über den Martyrertod des Gordius sagt: „Der Blutzeuge Jesu Christi waffnete sich hierauf mit dem furchtbaren Zeichen des Kreuzes, und schritt dann mit unerschrocknem Heldenmuth — ohne nur im Geringsten die Gesichtsfarbe zu wechseln — dem Tod entgegen.“ Eben so bestimmt äußern sich für die Kraft des Kreuzzeichens Athanasius über die Menschwerdung, Origenes Hom. über den Br. an die Römer, Eusebius evang. Beweisführ. 6. B. letztes C. Justinus 118 Fr. Cyrill im 6. B. gegen Julian, und Origenes gegen Celsus im 2. B. Nicephorus, Patriarch von Konstantinopel, berichtet im 2. B. seiner Hist. eccl., daß der heilige Evangelist noch vor seinem Tode sich mit dem Kreuz bezeichnet habe.

Von den Liturgien aller Kirchen des V. Jahrhunderts ist

auch nicht Eine, in welcher nicht Gebetsformeln und Segnungen enthalten wären, die mit dem Zeichen des Kreuzes verbunden sind. In der Liturgie des heiligen Gelasius, auch Sacramentarium genannt, ist die Rede von kniefälliger Verehrung des Kreuzes am Charfreitage.

Auch hätte den anmaßenden Reformatoren der geschichtliche Umstand nicht unbekannt sein sollen, daß schon auf der Bildsäule des ersten christlichen Kaisers in Rom, Konstantin des Großen, das Kreuz prangte, und daß der höchste Enthusiasmus seine Heerschaaren ergriff, wenn sie die vornehmste Reichsfahne — das Labarum — mit dem Zeichen des Kreuzes und dem Monogramm des Namens Jesu Christi an ihrer Spitze erblickten. (Die genauere Darstellung dieses höchst merkwürdigen Zeitmomentes, wie solche von dem christlichen Geschichtschreiber Eusebius, nach Konstantins selbseignem Berichte, aufgezeichnet ward, verdient in der That vollständig nachgelesen und beherzigt zu werden.)

Und wozu die vielen alten Kirchen in Kreuzesform? wozu die häufig aufgefundnen Alterthümer und christlichen Grabsteine mit dem Kreuze? wozu die unzählbaren alten Urkunden mit einem Kreuze bekräftigt? und warum schämen sich unsre Neuerer, die sich doch auch Christen nennen, des Zeichens ihres Erlösers, — welches sogar auf den Thürmen ihrer Tempel den (ominösen) Windfahnen und Wetterhahnen weichen mußte?! Wehe jenen, welchen das Kreuz ein Aergerniß und eine Thorheit ist, welche keine Ehrfurcht tragen gegen das Kreuz, oft wohl gar dasselbe verspotten und lästern, — das Kreuz, an welchem das Heil der Welt hieng, und zernichtet ward die Schuld- und Strafurkunde der sündigen Menschheit! —

In Churſachsen, in der Mark, und an andern Orten von Niederdeutschland ist das Zeichen des Kreuzes auch noch unter den Protestanten, bei der Taufe, bei der Consecrirung des Abendmahls, bei Ertheilung des Segens in der Kirche und vielleicht auch bei andern kirchlichen Ceremonien gebräuchlich. Wenn der Generalsuperint. Schlegel von Greifswalde in seiner Pastoraltheologie sagt, daß das Kreuzmachen bei Weihung des Brods und Weins beim Abendmahl aufgehoben sei (wahrscheinlich von ihm selbst und aus eigner Macht) und daß es auch bei der Taufhandlung wegbleiben könne; so macht hingegen hierüber der Rezensent in den Götting. gel. Anz. vom Aug. 1812 die triftige Anmerkung: „Von

der einen Seite hat man in der neuern Zeit darauf gedrungen, daß man den gottesdienstlichen Handlungen mehr Feierlichkeit geben soll, — und von der andern Seite haben andere Schriftsteller daran gearbeitet, symbolische Handlungen abzuschaffen, welche das Alterthum geheiliget und die anhängliche Liebe der Gemeinden von jeher begleitet hatte. Welch ein Widerspruch!"

Uebrigens ist die Verehrung des Kreuzes ja deswegen keineswegs irgendwo in Anbetung ausgeartet, so wenig als bei den Bildern oder Reliquien —, wie wir schon oben uns überzeugt haben.

Diese alberne, abgeschmackte Beschuldigung hatten ehemals selbst schon die Heiden gegen die katholischen Voreltern gerichtet. Gar treffend antwortete in dieser Hinsicht der heil. Athanasius dem Fürsten Antiochus: „Wenn uns die Heiden der Anbetung des Holzes beschuldigen, so können wir vor ihren Augen die zwei Theile des Kreuzes von einander ablösen, beide Theile auf die Erde werfen und mit Füßen treten, zum Beweis, daß unsre Verehrung sich nicht auf das Holz beziehe, sondern auf die Erinnerung des Gekreuzigten."

Leontius, Bischof von Neapel, im 4. und 7. Art. des zweiten Conc. von Nizäa sagt: „Wenn ihr seht, daß Christen vor dem Kreuz beten, so wisset, daß sie Jesum den Gekreuzigten anbeten, keineswegs aber das Holz. Sind die Hölzer, woraus das Kreuz besteht, getrennt, so erweisen sie ihm nicht nur keine Ehrerbietung, sondern werfen es auf die Erde, oder ins Feuer."

Die Sitte, sich mit dem Kreuze zu bezeichnen, schreibt sich demnach von den ältesten Zeiten des Christenthums her. Im Jahre 287 ward die heilige Märtyrerin Fides, nebst mehreren Genossinnen, um des christlichen Glaubens willen hingerichtet. Bei solchen Gelegenheiten versäumten die Christen nicht, alles genau aufzuschreiben, was dabei geschah, um solche Beschreibungen einander zur Erbauung und zur Befestigung ihres Glaubens mitzutheilen. In diesen Schriften nun, welche bei der Hinrichtung der hl. Fides verfaßt wurden, kommt die deutliche Bemerkung vor, daß sie Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuze bezeichnet habe, ehe sie sich dem Scharfrichter überließ. Die Bedeutung solch dreifacher Bezeichnung ist wohl keinem katholischen Schulkinde unbekannt. Wie die Stirne offen gezeigt wird und Niemand sich seines eigenen Antlitzes schämt, so erklärt sich der katholische Christ bereit, durch seine Werke ein

öffentliches Bekenntniß von der Lehre des heil. Evangeliums abzulegen, nach dem Beispiele des großen Weltapostels (Röm. 1, 16.); durch das Kreuzzeichen auf den Mund zeigt er seinen Willen, die katholische Lehre auch mündlich überall zu bekennen und zu vertheidigen, nach Christi eignem Ausspruch: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den werde auch ich bekennen vor meinem himmlischen Vater;“ und durch Bezeichnung der Brust wird angedeutet, daß der Christ in seinem Herzen die apostolische Ermahnung zu befolgen habe (Phil. 2, 5.): „Seid so gesinnet, wie Jesus Christus auch war.“ Zugleich drückt der Katholik durch diese dreifache Bekreuzung die Bitte aus, daß Gott durch die Kraft des Kreuzes ihm die Gnade verleihen wolle, das Evangelium mit dem Verstande zu fassen, mit dem Munde zu bekennen und mit dem Herzen zu lieben.

Wenn zuweilen in der katholischen Kirche von Anbetung des Kreuzes gesprochen wird, so ist darüber, mit den Vätern des zweiten Conciliums von Nizäa und mit allen unterrichteten und redlichgesinnten Theologen, zu antworten: Anbeten — Anbetung sind allgemeine Ausdrücke, welche beziehungsweise auf den Gegenstand, in verschiedenem Sinn angenommen und verstanden werden; beziehen sie sich auf eine der drei göttlichen Personen, so bedeuten sie unsre vollständige Abhängigkeit, die unbeschränkte Herrschaft Gottes, und die Anbetung im eigentlichen Sinn (mögen jene protestantischen Kirchenlichter, jene modernen Basilides, Carpocrates und Alogianer, welche in den neuesten theol. Annalen von 1830 die Dogmen von der Dreieinigkeit — sowie von der Gottheit Christi — als unevangelisch und unapostolisch erklären, immerhin sich hierüber ärgern!); beziehen sie sich aber auf die Heiligen, ihre Bilder, auf das Crucifix — Altar — Kreuz, — auf Regenten, ihre Statuen, — (auch die Kaiser und Könige unsrer jetzigen Christenwelt heißen ja nicht selten majestates sacratissimæ und „Angebetete“ im Curial-Styl): so bedeuten sie bloß eine relative, bürgerliche oder religiöse, Ehrbezeigung. Auf wen sonst kann und soll man sich über den Sinn eines Ausdrucks berufen, als auf jene, welche ihn gebrauchen? wollen andre besser wissen, was jene damit sagen wollten, als sie selbst? Wahrhaftig — sagt der große, treffliche Bossuet — dieß ist erbärmlich, und wenn man bedenkt, daß durch solche spitzfindige Ränke sogar die Einigkeit gefährdet und gestört wird, so ist es vollends abscheulich.

Luther in s. größern Hauspostill sagt hierüber, nach seiner widersprechenden, schwankenden Weise: „Wo Mißbrauch und Irrthum geschieht in Anbetung der Bilder und Kreuze, soll man diese zerstören und wegthun, auch die Kirchen daselbst niederreißen. Wiewohl ich die Bilder nicht gänzlich verwerfe, und sonderlich die Figur des gekreuzigten Christi. Denn wir haben dessen eine Vorstellung im alten Testament, von der ehernen Schlange durch Moses in der Wüste aufgerichtet, auf daß alle, so von den feurigen Schlangen gebissen waren, wo sie diese eherne Schlange anschauten, sollten dadurch gesund werden. Das sollten auch wir mit dem Bild des gekreuzigten Christus thun.“ An einer andern Stelle kommt die deutliche Ermahnung vor: „Des Morgens, so du aus dem Bette fährst, sollst du dich segnen mit dem heiligen Kreuz!“

Auf dem Titelblatt seiner, von Melanchton herausgegebenen Werke, ist Luther vor einem Crucifixe kniend abgebildet. Also hielten es doch diese beiden großen Glaubenshelden für erlaubt und schicklich, vor einem Crucifixe hinzuknien.

Auch das Alterthum beweist die verschiedene Bedeutung dieses Worts. Genes. C. XVIII. heißt es: „Abraham neigte sich bis zur Erde vor den drei Männern, und betete sie an.“ Gen. C. XXII: „Abraham erhob sich, und betete das Volk dieses Landes an.“ Gen. XLIX: „Die Kinder deines Vaters werden dich anbeten.“ So betete auch David den Saul an, Chusi den Jakob, Achimaas den König, Arenna den David, Adonias den Salomon, die Kinder der Propheten den Elisäus, alle Diener des Ahasveros den Aman u. s. w. Die Chroniken und Geschichtschreiber erzählen, daß Kaiser Carl der Große von Leo II. angebetet ward, nach der nämlichen Weise, wie ehemals die alten Kaiser angebetet wurden. Im Hebräischen und Griechischen kommt immer nur ein und ebenderselbe Ausdruck vor; allein die protestantischen Ausleger übersetzen es, in armseliger Schlauheit, bald mit „anbeten“, bald mit „verbeugen“, „niederknien“, „Ehre erweisen“, — je nachdem es ihnen besser dient. Die Vulgata hat überall adorare (feierliche Ehrerbietung erzeigen, verehren), der griechische Text hat προσκύνειν, d. h. reverenter tractare, tiefe Ehrfurcht bezeigen. Richtig bemerkt hierüber Kastner in s. Katholic. und Nichtkatholic.: „daß der Ausdruck adoratio sanctorum oder imaginum, wo er vorkommt, entweder nur uneigentlich, z. B. blos als veneratio zu nehmen,

oder blos als Bezeichnung des Ortes, der Art und der Bewegung der Gebetsverrichtung zu betrachten sei, z. B. ad sanctos oratio, ad — apud imaginem oratio ad sanctos u. s. w., sollte bei Lesern, die nicht geflissentlich unwissend sein und nicht vorsätzlich die Katholiken gleichsam nur stets vexiren wollen, nicht einmal einer Erinnerung bedürfen." In gleichem Sinne sagt — wie wir oben bereits gesehen — v. Meyer in s. krit. Kränzen: „Wer es uns verargen wollte, wenn wir mit dem Kreuze nus segnen, möchte auch eben sowohl andere unschuldige, würdige und nützliche Gebräuche der Ueberlieferung, so auch das Knien, uns verargen, das unter allen Stellungen der Anbetung die schicklichste ist." Und eben so günstig für diese Ansicht lautet das Urtheil des großen Leibnitz, wenn es in s. System der Theologie heißt: „Vor dem Bilde des Gekreuzigten sich niederwerfen, und bei dem Anblick desselben Denjenigen, welchen es vorstellt, verehren, kann nach meiner Meinung nichts Böses sein; der Nutzen aber ist offenbar, denn es läßt sich nicht bestreiten, daß die Gefühle ganz wunderbar dadurch erweckt werden."

Weit füglicher hätten die Protestanten den leichtsinnigen Mißbrauch des Kreuzes Christi vorzuwerfen gehabt, — die ärgerliche Flüchtigkeit, mit welcher sie sich bezeichnen, — die ungebührliche Schnelligkeit und Lauheit, mit welcher so viele Priester am Altare bei der heiligsten, erhabensten Handlung ihres Amtes dieß Zeichen hinschleudern, — das Zeichen, welches den kurzen Inbegriff unsers ganzen Glaubensbekenntnisses in sich schließt: die Dreifaltigkeit der Personen in einem einzigen Gott, — die Menschwerdung, — die Leiden und den Tod Jesu, — die Erlösung des ganzen Menschengeschlechtes —!

Aber, — dieß Glaubensbekenntniß verbieten, — einen Gebrauch, welcher so alt als die Kirche selbst ist, abschaffen, — Christen jenes ehrwürdige Zeichen untersagen, wodurch das Christenthum kund gegeben wird, — das Kreuzzeichen, welches uns gegen Versuchungen und Gefahren schirmt, den Kranken bei Annäherung des Todes, wie den Martyrer bei'm Anblick von Schwert und Scheiterhaufen ermuthigt, — das Crucifix, die Abbildung des für uns sterbenden Heilands, zum Feuer verurtheilen, — das Kreuz, das Siegeszeichen, unsern größten Ruhm und Hoffnung, dessen einzig und allein Paulus sich rühmte, das Kreuz, durch welches die Welt erlöset ward, das Kreuz, durch welches die

Welt wird gerichtet werden (Matth. XXIV, 30.), wenn es uns, in der, nach erloschnem Sonnenlicht uns umgebenden, grauenvollen Finsterniß erscheinen, und herrlicher als die Sonne strahlen wird; dieß Kreuz niederreißen und in die Acht erklären, — welche Verblendung, welch' tollkühne Vermessenheit, welcher Wahnsinn!! —

In Betreff der

Verehrung und Anrufung der Heiligen,

welche uns nun zu betrachten folgt, spricht sich der katholische Katechismus ganz klar und einfach aus, „daß die Heiligen angerufen werden, nicht als ob sie aus eigner Macht helfen könnten, sondern weil sie — laut der Schrift — Freunde Gottes sind, und weil auch sie für die Menschen zu Gott bitten."

Kein vernünftiger Katholik hat je daran gedacht, die Heiligen anzubeten, oder zu glauben, daß bei dem Anrufen der Ton zu den Ohren des Heiligen dringen müsse, um von ihm gehört zu werden. Solch' plumpe, alberne Vorstellungen kommen gar Niemanden zu Sinn. Auch schreibt die Kirche nicht vor, daß man sie laut, oder anders als im Herzen anrufen soll. Nicht nur wird die Anbetung der Heiligen von ihr nicht gelehrt und nicht gestattet, nicht nur verboten, sondern auch als ein Gräuel vor Gott verworfen und verdammt; dagegen billigt sie eine, durch Gesinnung, Wort und That sich äußernde Verehrung derjenigen, welche Gott, als seine treuen Diener, mit außerordentlichen Gnaden ausgezeichnet und verherrlicht hat. Ueber die Art und Weise, wie die Seligen in die Kenntniß der gläubigen Anrufungen auf Erde gesetzt werden, hat die Kirche nichts entschieden; sie hat solche Gott anheimgestellt, — dem Herrn des Geisterreichs im Himmel und auf Erde. Kennt man etwa das Geisterreich so genau, daß man darin eine Verbindung, eine gemeinschaftliche, wechselseitige Einwirkung als unmöglich, oder abgeschmackt erklären dürfte? Sollte nicht gerade ein wesentlicher Theil der Seligkeit der Heiligen darin bestehen, die wunderbaren Wege zu betrachten, durch welche die göttliche Weisheit und Vorsicht alle ihre Geschöpfe hier auf Erden führt? Vielmehr ist — nach dem Urtheil des großen Leibnitz — die Kenntniß der Dinge, für Geister die Quelle der größten Wonne-

empfindungen; „und da sie selbst nun," fährt er fort, „die göttliche Weisheit und Vollkommenheit näher schauen, so werden sie glaublich, da sie im Körper, aus der Ferne, die Rathschlüsse der Vorsehung bewunderten, zu demselben nun näher zugelassen und mit der gerechtesten Anordnung Gottes, die sie vorhin geglaubt, wirklich vertraut sein, — was nach meiner Meinung, ohne die Kenntniß der besondren Begebenheiten, welche unter den Menschen sich zutragen, nicht kann erfaßt werden."

Keineswegs von den Heiligen hofft und erwartet übrigens der katholische Gläubige die Erhörung seiner Anliegen, sondern allein von Gott durch Jesum Christum. Sollten nicht die Seligen im Himmel ihre Bitten mit dem Gebet der gläubigen Kämpfer auf Erde vereinigen können? Nach Luc. XV, 7. 10. haben Gottes Engel im Himmel, Freude über die Bekehrung eines Sünders auf Erde. Also wissen sie nicht nur um das Thun der streitenden Kirche auf Erden, sondern nehmen auch Antheil an ihrem Schicksal. Die Engel sind aber auch nicht allwissend, und müßten folglich von Gott auf eine, uns unbekannte Weise in Kenntniß gesetzt werden. Warum sollte man dieß nicht auch auf die Heiligen, welche den Engeln gleich sind, anwenden dürfen? Wer in Betreff des moralischen Gottesreichs Erde und Himmel nicht trennt, — folglich eine Gemeinschaft unter den Bürgern dieses Gottesreichs zugiebt —, kann es nur vernunftmäßig finden, daß die seligen Himmelsbürger den ihnen gewiß angemeßnen Wunsch hegen, daß auch die, in der streitenden Kirche Gottes noch Wallenden, dieser Seligkeit theilhaftig würden; diese Wünsche nun lösen sich in Fürbitten auf, welche, — als aus reinster Liebe geflossen —, dem Gott der Liebe nur wohlgefällig sein können, um so mehr, da das liebevolle Fürbitten für einander, den Gläubigen auf Erde so nachdrücklich in der Schrift empfohlen, und als eine Gott wohlgefällige Sache dargestellt wird. (Hebr. XIII; Jak. V; 2 Cor. I; 1 Tim. II.) So lange die Heiligen auf Erden lebten, waren sie möglichst für ihr eigenes und ihrer Mitbrüder Heil besorgt. Diese Gesinnung begleitete sie in die Ewigkeit, und konnte dort in näherer Vereinigung mit Gott, dessen Antlitz sie allezeit schauen (Matth. XVIII, 10.), nur gekräftigt werden. Nach dem Drang ihrer Liebe müssen sie wünschen, daß die gläubigen

Kämpfer hienieden zu eben derselben Seligkeit gelangen. Dies ist ja schon kräftige Fürbitte! Was ist von unsrer Seite billiger, als daß wir solches freudig und dankbar anerkennen; welche Empfindung dann, wie unwillkührlich, in trauliche Anrufung übergeht. Im Gefühl unsrer Unmacht und Unwürdigkeit, vereinigen wir unsre Bitten mit den Bitten derjenigen, welche — ehemals Menschen wie wir, auf diesem Kampfplatz des Lebens — jetzt verklärte Freunde Gottes sind. Daß wir dieß thun können und dürfen, befriedigt den Drang unsrer Herzen; wir üben dadurch zugleich eine Handlung der Demuth aus, — des Dankes, des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, indem wir durch diese Verehrung und Anrufung unsern Entschluß offenbaren, durch Nachahmung der tugendhaften Gesinnungen der Heiligen, uns Gott stets wohlgefällig zu machen. Auf diese Nachfolge dringt ja eben die Kirche ganz besonders; ohne solches Bestreben wäre jede Verehrung der Heiligen eine, weder Gott wohlgefällige, noch dem Menschen heilsame Handlung. Wenn nun der gläubige Christ auf solche Weise seinem Herzensdrang Genüge leistet, wer kann es tadeln, oder gar abgöttisch finden?

Hierüber hat sich dann auch die Kirchenversammlung von Trient ganz besonders deutlich und nachdrucksam erklärt, indem sie Sess. XXV allen Lehrern und Seelsorgern einschärft, „die Gläubigen wegen der Anrufung der Heiligen fleißig zu unterrichten und zu belehren, daß die Heiligen, welche im Himmel mit Christo herrschen, ihr Gebet für die Menschen Gott darbringen, daß es folglich gut und nützlich sei, dieselben anzurufen, um von Gott seine Wohlthaten, durch seinen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, welcher allein unser Erlöser und Heiland ist, zu erhalten.“ Daher lehrt auch der Katechismus des Conciliums von Trient, der in Folge eines eignen Conciliarbeschlusses, auf Befehl Pius V. herausgegeben ward, „man dürfe nicht auf ebendieselbe Weise zu Gott und den Heiligen beten; denn wir beten zu Gott, daß er selbst uns das Gute verleihen, und uns vor dem Uebel bewahren wolle; zu den Heiligen aber bitten wir, weil sie Gott wohlgefällig sind, daß sie unsre Fürsprecher bei Gott sein, und von ihm erwirken möchten, was uns Noth thut.“

Eine kräftige Widerlegung des, von den protestantischen Controversisten stets, als die eigentliche und wahre Lehre der katholischen

Kirche dargestellten Trugbildes, in Betreff der Heiligenverehrung, ist in der, von Prof. Ritter in Bonn unlängst aus dem Englischen übersetzten Schrift: „Der verunstaltete und der treu geschilderte Papist“ enthalten, wo es heißt: „Im Banne sei, wer glaubt, die Heiligen im Himmel seien seine Erlöser, der zu ihnen als solchen betet, oder der ihnen, oder irgend einer Creatur, göttliche Ehre erweist! Im Banne sei jeder Anbeter Gottes, der glaubt, die heilige Jungfrau Maria sei etwas andres, als ein Geschöpf, der sie mehr verehrt, oder mehr Vertrauen auf sie setzt, als auf Gott, der glaubt, sie sei über ihrem Sohne, oder sie könne ihm in irgend einer Sache gebieten!“

Und sollte Gott weniger achten auf die Fürbitte der abgestorbnen Christen, welche schon auf dieser Erde durch ihre Frömmigkeit, Standhaftigkeit und Selbstverläugnung, in inniger Gemeinschaft mit Gott und ihrem Erlöser stunden, folglich nun im Reiche des Lichts reiner und trauter mit ihnen vereint sind, als auf die Fürbitte fehlbarer Sünder? — Oder wäre es etwa vernunftmäßiger, zu denken, daß die Heiligen dort von ihren Mitchristen — und zum Theil Angehörigen — auf Erde nichts wüßten, oder wohl gar nichts wissen wollten, und alle thätige Liebe verläugneten, daß Erde und Himmel, — wo doch Ein Gott regiert —, durch unzugängliche Kluft geschieden seien? Sollten die Heiligen, welche auf Erde von allem Egoismus so weit entfernt waren, sich im Himmel — dem Vaterland der Liebe — in ihrer eignen Seligkeit nun selbstsüchtig genügen wollen? Sollten wir uns nicht vielmehr der tröstlichen Hoffnung überlassen dürfen, daß, was sie schon hienieden thaten, und was alle guten Christen für einander zu thun verpflichtet sind, sie auch jenseits leisten, — nämlich uns durch ihr Gebet beistehen werden?

Das Christenthum stellt die Gemeinschaft der Christen unter dem faßlichen Bild eines Leibes auf, dessen Haupt Christus ist. Sollten dann die Gläubigen, wenn sie aus dieser Zeitlichkeit austreten und in das selige Jenseits aufgenommen werden, aufhören, Glieder desselben Leibes zu sein? Ist's nicht dasselbe Reich, dasselbe Haupt, derselbe Leib?

Wenn die Apostel — besonders Paulus — uns versichern, daß die wechselseitigen Fürbitten schon auf Erde Gott wohlgefällig seien; — wenn die Apostel sich selbst auch den Fürbitten der

Gläubigen empfahlen, indem sie zu gleichem Liebeswerk sich anboten (Röm. XV, 30. Col. IV, 3. Ephes. VI, 18. u. a. m.); wenn Gott selbst (Gen. XX, 7.) zu Abimelech spricht: „Laß Abraham für dich bitten, so wirst du beim Leben erhalten werden", — und zu Eliphaz und dessen beiden Freunden: „Gehet hin zu meinem Diener Hiob; mein Diener Hiob soll für euch bitten, und ich werde ihn gnädig ansehen, damit euch eure Thorheit nicht zugerechnet werde"; wenn Christus für seine Jünger am Oelberge oft betete, auch seine Jünger beten hieß, und am Kreuz für seine Mörder bat; — wenn Paulus Gebete und Fürbitten für alle Menschen verrichten heißt, und die Gemeinden ohne Unterlaß für den eingekerkerten Petrum beteten; wie könnten dann solch' gegenseitige Beweise der Demuth und Liebe, zwischen den Gliedern Christi im Himmel und denen auf Erde, Gott anders als wohlgefällig sein?! Die seligen Geister leben in jenem bessern Vaterland mit Gott und ihrem Erlöser, ja sie sind sogar, — nach dem klaren Ausspruch der Schrift —, zur Theilnahme an Christi Richteramt berufen (Matth. XIX, 1 Cor. VI), und wenn sie schon während ihrer irdischen Pilgerreise, um das Wohl ihrer Brüder besorgt und mit Fürbitte eingedenk waren, wie sollten sie in ihrem jetzigen, verklärten Zustand weniger theilnehmend sein? —

Nicht selten hört man auch die Einwendung: es sei immer noch ein Verbrechen, sich an die Heiligen zu wenden, weil man bei niemand, als dem einzigen Mittler und Heiland Jesus Christus Zuflucht suchen soll. Aber vergebens würde man auf den Paulinischen Ausspruch (1 Tim. II, 5.): „es ist Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus", sich berufen. Die katholische Kirche verehrt Jesum, als den wahren Sohn Gottes, und als den Christus und Mittler zwischen Gott und den Menschen; sie erweis't ihm göttliche Ehre, und betet ihn an, wie den Vater und den, von beiden ausgehenden Geist, als wahren Gott; sie schließt auch alle ihre Gebete durch „unsern Herrn Jesum Christum, den Eingebornen des Vaters, der mit dem Vater und dem heil. Geiste, als gleicher Gott, lebt und herrscht in Ewigkeit." Ohne jedoch der wahren Verehrung Gottes und seines Sohnes auch nur im mindesten Abbruch zu thun, steht die Heiligenverehrung ganz vereinbarlich neben der Anbetung Gottes. Ferne sind die Katholiken davon, die Heiligen anzubeten (wann die Sonne scheint, entschwinden am

Firmamente unserm Auge die Sternen), aber stets wurde es in ihrer Kirche als nützlich und heilsam angesehen, die Heiligen zu verehren und um ihre Fürbitte anzurufen. Wie sollte dadurch das Mittleramt Christi irgend welche Beschränkung erleiden? Wenden wir uns nicht im Gebete des Herrn auch unmittelbar an den Vater, ohne mindesten Abbruch des Mittleramts Christi? Erwähnt nicht die heil. Schrift der Engel, als vermittelnder Werkzeuge der Gottheit, als der Vollstrecker ihres Willens und ihrer Rathschlüsse? Und doch, wer sähe in der, diesen Wesen von Gott mitgetheilten Macht, eine Schmälerung seiner eignen Allmacht, — in der, von ihm überall gespendeten Lebenskraft, eine Zersplitterung des höchsten unendlichen Lebens, — in der Schöpfung aller geistigen Wesen, eine Schwächung des Urgeistes? Aus allen Missalen, liturgischen Büchern, Breviarien und Diurnalien geht die Gewißheit hervor, daß die Feste der Heiligen und Martyrer noch gegenwärtig nur eben das sind, was sie vor siebzehnhundert Jahren waren, nämlich Gedächtnißfeier ihres Glaubens, ihres Todes, ihres Eifers für die Religion, und Ermunterungen zur Nachfolge, — gemäß der Paulinischen Vorschrift: „Erinnert euch eurer Vorgesetzten, die euch das Wort Gottes verkündigten, betrachtet ihr Ende und ahmet ihren Glauben nach.“ Wie so gar nicht wird also die Verehrung derselben dem Dienste, welchen man Gott erzeigt, an die Seite gesetzt. — Und wie kommt es dann, daß jene Leute, welche über eine Beeinträchtigung des Mittleramts Christi durch die Heiligenverehrung sich besorgt zeigen, nicht auch dieselbe Gefahr darin erblicken, daß die Christen sich gegenseitig einander in ihre Gebete empfehlen. Beide werden gleichmäßig um ihre Fürbitte angesprochen; ist das eine Ansuchen unschuldig, so muß es auch das andre sein. Wenn der Katholik durch Anrufung der Heiligen die Zahl seiner Vermittler vergrößert, so fällt das nämliche auch dem Protestant zur Last, welcher die Fürbitte seiner lebenden Mitchristen in Anspruch nimmt. Wenn letztre für uns auf unser Ansuchen bitten, so werden sie dadurch eben so gut unsre Vertreter, — Fürsprecher, — Mittler, wie es die Heiligen des Himmels für den Katholik werden. Man stoße sich daher nicht an diesen Namen, welche gar nichts zur Sache selbst thun. Streng genommen, haben, wie schon bemerkt, alle Menschen nur einen Einzigen Mittler, den Gottmenschen. „Die Christen“, sagt der große Augustinus,

„empfehlen sich unter einander ihrem gegenseitigen Gebete; der aber für alle fürbittet, ohne daß er selbst der Fürbitte irgend eines Sterblichen bedürfte, ist der einzige, — der wahre Mittler.“ Dennoch lehrt uns eben dieser Kirchenvater die Anrufung der Heiligen. „Das christliche Volk“, sagt er an einer andern Stelle, „begeht die Gedächtnißtage der Martyrer mit andachtsvoller Feierlichkeit. Wir ehren die Martyrer mit jener Verehrung und Verbrüderung, mit welcher in diesem Leben heilige Männer Gottes verehrt werden. Mit jener höchsten Ehre, die eine, der Gottheit allein gebührende, Dienstbezeugung ist, darf nach unsrer Lehre niemand, als nur Gott selbst verehrt werden. Wir weihen unsren heiligen Martyrern keine Tempel und Altäre und bringen ihnen kein Opfer dar. Das sei ferne! Gott nur wird geleistet, Gott allein wird dargebracht, was an ihren Gedächtnißtagen geschieht. Wann habt ihr je gehört: ich opfre dir, heiliger Petrus! heiliger Paulus! Niemals, denn das ist nicht erlaubt. Und wenn dir jemand sagt: erzeigst du nicht dem Petrus einen religiösen Dienst? so antworte ihm: ich verehre nicht den Petrus, sondern denjenigen, welchen auch Petrus verehrt.“ Schon Justin der Martyrer, welcher bereits in den Jünglingsjahren war, als der Apostel Johannes noch lebte, schreibt in seiner Vertheidigung des christlichen Glaubens: „Wir verehren und rufen die Schaaren der Engel und die Geister der Propheten an, und lehren andre, wie wir selbst gelehrt worden sind.“ Der große Basilius, Bischof von Cäsarea, geb. im J. 296 nach Chr., sagt ausdrücklich, daß die Anrufung und Verehrung der Heiligen von den Aposteln herstamme, und fügt bei: „Ich rufe die Apostel, Propheten und Martyrer an, daß sie Gott bitten mögen, mir barmherzig zu sein, und mir meine Sünden zu vergeben.“ Der heilige Hieronimus gerieth wirklich über den Vorwurf des Vigilantius in Eifer. „O du thörichter Mensch!“ sagt er, „wer hat jemals die Martyrer angebetet? Wer hat je einen Menschen für Gott gehalten? Haben nicht Paulus und Barnabas ihre Kleider zerrissen, als die Lycaonier sie für Jupiter und Merkur hielten und ihnen opfern wollten? Nicht, daß sie sich nicht für besser gehalten hätten, als den Jupiter und Merkur, sondern weil ihnen ein Cultus erzeigt werden sollte, der Gott allein gebührt.“ Dieß ist die Sprache des ganzen christlichen Alterthums. Ganz unläugbar schreibt sich die Lehre von der Anrufung und Fürbitte der Heiligen von der ursprünglichen

Kirche her, von jenen ehrwürdigen Jahrhunderten, in deren Fußstapfen unsre Reformatoren zurückzukehren sich brüsteten. Auch Origenes sagt: „Der Priester betet nicht allein; die Engel und die Seelen der verstorbenen Heiligen beten mit ihm, — wie Jeremias (bei Maccab. II, 15.), der schon gestorben war, als derjenige genannt wird, der vielfältig für das Volk bittet. Es wäre doch in Wahrheit ungereimt, wenn die Heiligen, die hier nur wie in einem Spiegel oder Räthsel sehen, im andern Leben aber von Angesicht zu Angesicht schauen, nicht auch im nämlichen Verhältniß in den Tugenden zunehmen würden; zumal, was sie sich hier erworben haben, dort erst vollkommen wird. Nach dem Ausspruch Gottes, ist die Liebe des Nächsten eine der vortrefflichsten Tugenden, von welcher wir glauben dürfen, daß die Heiligen sie vollkommner erfüllen, und uns Schwächere in unserm Kampfe nachdrücklicher unterstützen, als diejenigen, die selbst noch in menschlicher Schwachheit befangen sind.“ Auch aus verschiednen Stellen in den Schriften des Origenes gegen den heidnischen Philosophen Celsus sehen wir, daß die Heiligenverehrung schon im Urchristenthum bestund. So heißt es dort: „Alle Väter, die vor uns entschlafen sind, streiten für uns, und unterstützen uns mit ihrem Gebet. — Es ist offenbar, daß die Heiligen, welche vor uns aus diesem Leben getreten sind, für das Volk Sorge tragen, wie es 2 Macc. 15. viele Jahre nach dem Hintritt des Jeremias, geschrieben steht: dieser ist es, der für das Volk betet. — Ich werde mich auf die Knie niederwerfen, und weil ich meiner Sünden wegen den Muth nicht habe, mein Gebet Gott selbst vorzutragen, so werde ich alle Heiligen zu meiner Hilfe rufen: Ihr Heiligen des Himmels! ich flehe zu euch, mit reuevollen Seufzern und Thränen, beuget eure Knie vor dem Gott der Erbarmung für mich elenden Sünder!“ Der heilige Cyprian hatte nichts Angelegneres, als bei der damaligen Begräbniß der Gläubigen, die Martyrer zu ermahnen, wenn sie durch die Marter zu Gott gelangen, auch inständig für ihre zurückgelaßnen Brüder zu beten. Er sagt: „Derjenige aus uns, den Gott würdiget, früher aus diesem Leben abzurufen, soll ja in der Liebe gegen uns verharren, und bei dem barmherzigen Gott für die Brüder und Schwestern fürbitten.“ Ambrosius Orat. II. præp. ad Miss. schreibt: „Ich rufe an die Fürsprache der Apostel, bitte um das Gebet der Martyrer, und sehne mich nach der Fürbitte

hohe Achtung für das, nach ihrer Meinung große, Verdienst Luthers; sie sprechen mit Ehrfurcht von ihm, sie haben sein Bild in Kirchen und Wohnungen aufgestellt, sie scheuen sich also nicht, ihre Achtung auch äußerlich an den Tag zu legen, — ja sie stellen sein Thun und Lassen als Aufmunterung, als Beweggrund zur Treue, also zur Nachahmung auf. Ist dieß nicht eine Verehrung Luthers? Auch nach dessen Tode gedenkt man seiner noch im Segen, und richtet Denkmäler ihm zu Ehren auf. Ist dieß nicht eine Verehrung Luthers, des Abgeschiedenen? Man dankt öffentlich Gott für den vermeint großen Segen, welchen er durch Luthern der Menschheit angedeihen ließ; sein Bild prangt in den Tempeln bei gottesdienstlichen Versammlungen, man begeht Festtage zu seinem Andenken u. s. w. Heißen wir dieß nicht mit vollem Recht eine religiöse Verehrung (adoratio) des abgeschiedenen Luthers? Wie kann und will man nun dem Katholik etwas zum Verbrechen anrechnen, das der Protestant selbst übt und für recht, edel und vernunftmäßig hält? Der Protestant glaubt keine Abgötterei zu begehen durch die nämliche Handlung, welche er dem Katholik als eine solche aufbürdet. —

Den wesentlichen Unterschied, welchen die katholische Kirche zwischen Fürbitte der Heiligen und Vermittlung Christi macht, bestimmt das Conc. Trid. in Sess. XXV auf's klarste, ausnehmend schön, und ganz geeignet, selbst die schwierigsten Köpfe zu befriedigen; eben so die katholischen Katechismen, liturgischen Bücher und Litaneien. Zu den Heiligen ruft der katholische Christ: „bittet für uns!“ zu den Personen der heiligen Dreifaltigkeit: „erbarme dich unser!“ „erhöre uns!“ „verschone uns!“ Eben so im gewöhnlichen Gebet des Confiteor. Den Brüdern im Himmel sagt man nicht mehr, als den Brüdern auf Erde. Alle und jede Gebete schließen sich einzig und allein mit der, die Gottheit des Erlösers laut aussprechenden Formel: per Dominum nostrum Jesum Christum filium tuum, qui tecum vivit et regnat in unitate Spiritus sancti etc.; woraus hervorgeht, daß alle Frucht — aller Erfolg der Gebete einzig von der Fürsprache und den Verdiensten Jesu Christi verhofft wird, — des einzigen Namens, der den Menschen unter dem Himmel, zur Erlangung ihres Heils gegeben ward.

Spezielle Beweise aus der heil. Schrift, wodurch diese,

so menschenfreundliche Lehre, historisch als geoffenbart begründet wird, enthält jeder Catechismus und jedes dogmatische Lehrbuch der katholischen Kirche. Siehe Feßler Ans. von Relig. und Kirchenth. 2 Th. Theol. Zeitsch. von Dr. Frint, Jahrg. XII. 2 H. 1. Bd., und 1. H. 2. B. über die Verehrung der Heiligen v. Hieronimus Zeidler.

Wie ungerecht und schamlos ist demnach der Vorwurf, daß der Katholik die Heiligen in Halbgötter umgestalte und sich dadurch der Abgötterei schuldig mache, welche doch nur derjenige begeht, der die, dem Schöpfer gebührende Ehre und Anbetung, seinem Geschöpf erweist. Eine schwerere Beschuldigung der Protestanten gegen die Katholiken ließe sich in der That kaum denken; freilich ist sie aber auch ganz besonders geeignet, die Unwissenden gegen die katholische Kirche aufzureizen. Daher dann auch die protestantischen Controversisten mit diesem Vorwurf fortwährend gegen die Kirche toben, und in die Wette sich bemühen, diesen Punkt mit den häßlichsten, grellsten Farben darzustellen, indem sie vorgeben, „daß die römische Kirche noch andre Götter neben dem Herrn habe, — daß sie die heidnische Vielgötterei wieder in das Christenthum bringe, — daß die Katholiken sich irgend einem Lieblings-Heiligen empfehlen, nicht durch ein frommes Leben, sondern durch Schmeichelworte und köstliche Geschenke, — daß sie oft mehr auf die Fürbitte eines solchen Heiligen zählen, als auf diejenige des göttlichen Heilandes, und wenig achten auf den König des Himmels, wenn sie nur der Gunst dieser seiner Höflinge gewiß zu sein glauben, — daß, wie bei den Protestanten der Sohn Gottes, so bei den Katholiken die Mutter des Erlösers, Gegenstand der höchsten Verehrung sei“ u. s. w. Solcher und ähnlicher Verläumdungen haben wir indessen schon früher (Bd. I. Abthl. 2. S. 162 und 163.) erwähnt, als von den Lästerungen der Protestanten gegen den Katholizismus, aus Unkenntniß oder Bosheit, im Allgemeinen die Rede war. Entweder kennen diese Leute die Lehre der katholischen Kirche von den Heiligen, oder sie kennen dieselbe nicht. Kennen sie solche wirklich und beschuldigen dennoch die Kirche der Anbetung der Heiligen und des Götzendienstes, so ist nicht einzusehen, wie sie den Namen „boshafter Verläumder“ von sich abwälzen könnten; kennen sie solche nicht, so hätten sie — wenn sie anders noch als Ehrenmänner angesehen sein wollen, wenigstens die Pflicht, sich gründlich damit

bekannt zu machen, und nach erlangter besserer Einsicht die grelle Unwahrheit, welche sie — absichtlich oder unbedachtsamer Weise — verbreitet hatten, zu berichtigen und zu widerrufen.

Auf dem Concilium zu Calcedon, welches — wie wir schon oben sahen — auch bei den Protestanten in vollem Ansehen steht, riefen, nach Vorlesung des Briefs von Flavian, alle Bischöfe einmüthig: „Das ist Wahrheit; wir behaupten alle dasselbe; Flavian bleibe in ewigem Andenken! er lebt auch nach seinem Tode noch fort. Martyrer, bitte für uns!“ Ueber all' diese, mehr als sechshundert Bischöfe nun wäre der Stab gebrochen, wenn die Protestanten, hinsichtlich der Anrufung der Heiligen, Recht hätten. Das ganze Concilium wäre aus Abgöttern bestanden. Wer stoßt nicht solch' abenteuerlichen Gedanken mit Abscheu von sich? Die Väter von Calcedon lebten zunächst den ersten Zeiten; sie waren Erben der damals noch ganz frischen, apostolischen Urlehre; sie hatten ihren Glauben, ihre Uebung auf die Lehre der Kirche, auf Thatsachen und Schriften gegründet, die nicht bis auf uns gekommen sind. Und nach vierzehn Jahrhunderten, — wo uns die Urkunden mangeln, welche sie besaßen —, wollte man behaupten, vom ersten christlichen Zeitalter mehr als sie zu wissen? man wollte ihre Lehre, als Verkehrtheit und Abgötterei erklären? Solche Zeugnisse sind viel mehr unstreitig um so wichtiger und entscheidender, da von protestantischer Seite, den vier ersten Jahrhunderten des Christenthums die reine und unverfälschte Lehre allgemein zugestanden wird.

Hier mögen wohl auch einige Bemerkungen über die Anwendung des Beiwortes „Heilig“ (Sanctus, unsträflich, geweiht, ehrwürdig), an welchem unsre Protestanten so gewaltig Anstoß zu nehmen pflegen, nicht am unrechten Platze stehen. Wenn hin und wieder die Geistlichen unsrer Confession aus übertriebner Aengstlichkeit, selbst den Aposteln und Jüngern Christi diese Benennung zu versagen sich anmaßen, so müssen wir ihnen in's Gedächtniß zurückrufen, daß schon in der Apostelgeschichte und den Paulinischen Briefen gar oft die frommen Christen überhaupt „Heilige“ genannt wurden, — daß auch den Reformatoren gar häufig dieser Name beigelegt ward, (Zwingli ward von seinem eignen Schwiegersohn Gwalter: vir sanctissimus geheißen) — und daß, noch im letztverflossnen Jahrhundert, protestantische Prediger, ihre Zuhörer als

„Heilige“ anzureden, kein Bedenken trugen. — Und wie oft sprechen nicht, auch in neuerer Zeit, die protestantischen Geistlichen, von ihren Kanzeln, als von „heiligen Stätten“, dann wieder von heiligen Liedern, Stunden, Tagen, von heiliger Andacht, Eifer, Entschlüssen u. dgl. mehr! Und man sollte es ungeziemend, oder gar anstößig finden können, wenn jenen apostolischen Männern des Urchristenthums, jenen auserwählten Werkzeugen der Gottheit zu Verbreitung der ewigen Heilslehre, die gebührende Huldigung erwiesen, und ihnen diejenige Eigenschaft beigelegt wird, deren sie durch unsträflichen Lebenswandel, verdienstvolle Thaten und heldenmüthige Aufopferung sich, mehr als alle übrigen Sterblichen, würdig erzeigt hatten? —

Auch die leidenschaftlichsten unsrer protestantischen Zeloten haben übrigens einen Augustin, Hieronimus, Ambrosius, Basilius, Chrysostomus und Athanasius unter die Heiligen gezählt. Selbst Calvin setzt „Cyprian, Ambrosius, Augustinus, Gregor, Bernard u. a. m., die ihnen ähnlich sind“, unter die „Heiligen“. (Das nämliche Urtheil fällt auch Peter Martyr.) Nun haben aber all' diese großen, durch Tugenden und apostolische Arbeiten so ausgezeichneten Männer, die Heiligen angerufen, und die Gläubigen ihrer Zeit ebenfalls dazu aufgefordert. Wären sie Abgöttrer, so könnten sie keine Heilige sein, und sind sie Heilige, so wären sie keine Abgöttrer. Und in der That müßte man der Geschichte ganz unkundig sein, oder anders die Thatsachen und Dogmen vernichten, wenn man, wie Feller sagt, nicht eingestehen wollte, daß sich allein im Schooße der katholischen Kirche so viele große Heilige gebildet, deren Leben wir bewundern müssen, und deren heldenmüthige Tugenden Gott selbst durch die augenscheinlichsten Wunder verherrlicht hat. Oder zu welcher andern Kirche, als zur katholischen, bekannten sich die Irenäus, Cyprian, Antonius, Hilarius, Athanasius, Hieronimus, Ambrosius, Chrysostomus? Zu welcher, als zu ihr, die Benedikt, Anselm, Bernardus, Bonifazius, Ansgar, Dominikus, Franz von Assisi, Ignatius, Franziskus Xaverius, Carl Borromäus, Vinzenz von Paula? Werden sich die von der Mutterkirche Abgefallnen, im Widerspruch mit dieser bekannten Thatsache, zu rühmen getrauen, daß diese und so viele andre Heilige etwa zu ihrer Gemeinschaft gehören? Nein, diese Muster der Tugend haben keinen andern Glauben bekannt,

als denjenigen der katholischen Kirche; sie alle erkannten den Nachfolger Petri als den, vom Herrn verordneten, sichtbaren Oberhirten; die katholische Kirche hat daher auch allein das Recht, sie als ihre Kinder und Jünger zu betrachten. Wir verweisen übrigens dießfalls, nicht etwa auf veraltete Legenden, sondern auf ein Werk, welches wegen seiner vielseitigen Gelehrsamkeit und lichtvollen Critik selbst von dem ungläubigen Gibbon empfohlen ward; wir meinen die „Leben der Heiligen", von dem berühmten Engländer A. Butler, Präsident des Collegiums von St. Omer, in's Deutsche übersetzt und vielfach bereichert von Räß und Weis, Mainz bei S. Müller. Protestanten, welche immer von einem Verfall der Kirche zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts faseln, um dadurch Luthers und seiner Gehilfen Empörung zu rechtfertigen, mögen bald zu einem richtigern Urtheile gelangen und leicht von ihrem Irrthum sich überzeugen, wenn sie mit den Werken gleichzeitiger Schriftsteller, eines Kempis, eines Gerson, eines Antonin und Andrer sich bekannt zu machen die Mühe nehmen, oder die Lebensbeschreibungen eines Vinzenz Ferrerius, Franz von Paula, Philipp Neri, Cajetan, Franz Xaver und Andrer, welche in besagtem Zeitraum die Kirche verherrlichten, einer redlichen Prüfung würdigen. Oder man vergleiche, selbst nach den Berichten protestantischer Geschichtschreiber, in Beziehung auf Moralität und Religion, einen Erzbischof Cranmer mit seinem Rivalen, dem Bischof Fischer; den Protektor Seymour und den Kanzler Morus; Anna von Boleyn mit Catharina von Aragonien; Martin Luther und Calvin mit Franz Xaver und dem Cardinal Polus; Beza mit Franz Salesius, — da diese widersprechenden Charaktere alle mehr oder weniger in Beziehung zu einander stehen. Nach einer solchen Vergleichung wird wohl kein Streit oder Zweifel über die Heiligkeit der betreffenden Individuen mehr übrig bleiben.

Wer kann läugnen, daß die Protestanten mit ihren eignen Grundsätzen in argem Widerspruch stehen, indem sie behaupten, sich ausschließlich an die Glaubenslehre und die gottesdienstlichen Gebräuche der ursprünglichen Kirche zu halten, und nur die spätern Einschiebsel auszumerzen, während doch — wie wir gezeigt haben — diese ursprüngliche Kirche ganz unläugbar die Heiligen angerufen hat?

Einen besondern Ruhm setzten die Reformatoren darin, daß

sie die vier ersten, allgemeinen Kirchenversammlungen anerkennen. Calvin sagt sogar: „Wir nehmen sehr gern die alten Synoden von Nicäa, Constantinopel, Ephesus und Calcedon und andre dergleichen an, die sich zur Ausrottung der Irrthümer versammelt hatten; wir verehren sie als heilig in allem, was auf Dogmen Bezug hat.“ Eben so entschieden drücken sich die Confess. Tigur. eccl. ministr. vom J. 1545 und die Helvet. Confess. von 1566 im Cap. XI und XVIII hierüber aus; und es kann doch wohl — oder sollte wenigstens — unsern protestantischen Brüdern nicht unbekannt sein, daß die Beschlüsse jener vier alten Hauptconcilien und das Glaubensbekenntniß des Athanasius (Bischofs von Alexandrien, gest. im J. 373) noch bis zu dieser Stunde, — wie sehr auch unsre Neologen dagegen schimpfen und toben mögen, — beibehalten, und daß jetzt noch die, nach dem Athanasischen Symbol verfaßten Catechismen, dem religiösen Unterricht zum Grund gelegt werden. Ja, Calvin nennt jene Zeiten, in welche diese vier Concilien fielen, das goldene Zeitalter des Christenthums. Im 1. B. seiner Inst. sagt er, „daß die Religion während der ersten fünfhundert Jahre in der Reinheit der wahren Lehre geblüht habe.“ Im 4. B. 11. Cap. sagt er noch auffallender: „Es unterliegt keinem Zweifel und keinem Streit, daß von Jesu bis auf die Zeiten der heiligen Lehrer, mit Einschluß des heiligen Augustins (d. i. bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts), sich nichts in der Lehre verändert habe.“ Also gesteht der ultrarigorose Genfer-Doktor selbst, daß sich die Anrufung der Heiligen, — welche bei den Kirchenvätern in Uebung war, und, nach ihrem Beispiel, immer noch in der Mutterkirche gebräuchlich ist —, bis in die Zeiten der Apostel hinauf erstrecke. Welch' ein Widerspruch! Vor der ganzen Welt sich brüsten, als befolge man einzig den Glauben und die gottesdienstlichen Gebräuche der ursprünglichen Kirche, — und doch einen Theil eben dieses Glaubens und dieser Uebungen als Ueberreste des Heidenthums verdammen; sich rühmen, als pflichte man den Entscheidungen der vier ersten, allgemeinen Concilien ehrfurchtsvoll bei, — und doch die, in Calcedon versammelten 660 Bischöfe, als Abgöttrer brandmarken; jenes Zeitalter ein goldenes nennen, — und doch der Einführung der Abgötterei beschuldigen, — welch' unerklärbare Verkehrtheit, welch' scheußlicher Unsinn!! —

als denjenigen der katholischen Kirche; sie alle erkannten den Nachfolger Petri als den, vom Herrn verordneten, sichtbaren Oberhirten; die katholische Kirche hat daher auch allein das Recht, sie als ihre Kinder und Jünger zu betrachten. Wir verweisen übrigens dießfalls, nicht etwa auf veraltete Legenden, sondern auf ein Werk, welches wegen seiner vielseitigen Gelehrsamkeit und lichtvollen Critik selbst von dem ungläubigen Gibbon empfohlen ward; wir meinen die „Leben der Heiligen", von dem berühmten Engländer A. Butler, Präsident des Collegiums von St. Omer, in's Deutsche übersetzt und vielfach bereichert von Räß und Weis, Mainz bei S. Müller. Protestanten, welche immer von einem Verfall der Kirche zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts faseln, um dadurch Luthers und seiner Gehilfen Empörung zu rechtfertigen, mögen bald zu einem richtigern Urtheile gelangen und leicht von ihrem Irrthum sich überzeugen, wenn sie mit den Werken gleichzeitiger Schriftsteller, eines Kempis, eines Gerson, eines Antonin und Andrer sich bekannt zu machen die Mühe nehmen, oder die Lebensbeschreibungen eines Vinzenz Ferrerius, Franz von Paula, Philipp Neri, Cajetan, Franz Xaver und Andrer, welche in besagtem Zeitraum die Kirche verherrlichten, einer redlichen Prüfung würdigen. Oder man vergleiche, selbst nach den Berichten protestantischer Geschichtschreiber, in Beziehung auf Moralität und Religion, einen Erzbischof Cranmer mit seinem Rivalen, dem Bischof Fischer; den Protektor Seymour und den Kanzler Morus; Anna von Boleyn mit Catharina von Aragonien; Martin Luther und Calvin mit Franz-Xaver und dem Cardinal Polus; Beza mit Franz Salesius, — da diese widersprechenden Charaktere alle mehr oder weniger in Beziehung zu einander stehen. Nach einer solchen Vergleichung wird wohl kein Streit oder Zweifel über die Heiligkeit der betreffenden Individuen mehr übrig bleiben.

Wer kann läugnen, daß die Protestanten mit ihren eignen Grundsätzen in argem Widerspruch stehen, indem sie behaupten, sich ausschließlich an die Glaubenslehre und die gottesdienstlichen Gebräuche der ursprünglichen Kirche zu halten, und nur die spätern Einschiebsel auszumerzen, während doch — wie wir gezeigt haben — diese ursprüngliche Kirche ganz unläugbar die Heiligen angerufen hat?

Einen besondern Ruhm setzten die Reformatoren darin, daß

sie die vier ersten, allgemeinen Kirchenversammlungen anerkennen. Calvin sagt sogar: „Wir nehmen sehr gern die alten Synoden von Nicäa, Constantinopel, Ephesus und Calcedon und andre dergleichen an, die sich zur Ausrottung der Irrthümer versammelt hatten; wir verehren sie als heilig in allem, was auf Dogmen Bezug hat.“ Eben so entschieden drücken sich die Confess. Tigur. eccl. ministr. vom J. 1545 und die Helvet. Confess. von 1566 im Cap. XI und XVIII hierüber aus; und es kann doch wohl — oder sollte wenigstens — unsern protestantischen Brüdern nicht unbekannt sein, daß die Beschlüsse jener vier alten Hauptconcilien und das Glaubensbekenntniß des Athanasius (Bischofs von Alexandrien, gest. im J. 373) noch bis zu dieser Stunde, — wie sehr auch unsre Neologen dagegen schimpfen und toben mögen, — beibehalten, und daß jetzt noch die, nach dem Athanasischen Symbol verfaßten Catechismen, dem religiösen Unterricht zum Grund gelegt werden. Ja, Calvin nennt jene Zeiten, in welche diese vier Concilien fielen, das goldene Zeitalter des Christenthums. Im 1. B. seiner Inst. sagt er, „daß die Religion während der ersten fünfhundert Jahre in der Reinheit der wahren Lehre geblüht habe.“ Im 4. B. 11. Cap. sagt er noch auffallender: „Es unterliegt keinem Zweifel und keinem Streit, daß von Jesu bis auf die Zeiten der heiligen Lehrer, mit Einschluß des heiligen Augustins (d. i. bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts), sich nichts in der Lehre verändert habe.“ Also gesteht der ultrarigorose Genfer-Doktor selbst, daß sich die Anrufung der Heiligen, — welche bei den Kirchenvätern in Uebung war, und, nach ihrem Beispiel, immer noch in der Mutterkirche gebräuchlich ist —, bis in die Zeiten der Apostel hinauf erstrecke. Welch' ein Widerspruch! Vor der ganzen Welt sich brüsten, als befolge man einzig den Glauben und die gottesdienstlichen Gebräuche der ursprünglichen Kirche, — und doch einen Theil eben dieses Glaubens und dieser Uebungen als Ueberreste des Heidenthums verdammen; sich rühmen, als pflichte man den Entscheidungen der vier ersten, allgemeinen Concilien ehrfurchtsvoll bei, — und doch die, in Calcedon versammelten 660 Bischöfe, als Abgöttrer brandmarken; jenes Zeitalter ein goldenes nennen, — und doch der Einführung der Abgötterei beschuldigen, — welch' unerklärbare Verkehrtheit, welch' scheußlicher Unsinn!! —

Vernehmen wir jetzt noch die Urtheile sowohl einzelner, angesehener Reformatoren und die Aussprüche der verschiednen protestantischen Confessionen, als auch die Meinungen berühmter, protestantischer Schriftsteller, über diese Lehre des Alterthums. Luther selbst in s. Unterr. auf etlich Artikel 1519 erklärt sich folgendermaßen: „Von der lieben Heiligen Fürbitt' sage ich und halte fest mit der ganzen Christenheit, daß man sie ehren und anrufen soll; denn wer mag doch das widersprechen, daß noch heutigen Tages sichtlich, bei der lieben Heiligen Körpern und Gräbern, Gott durch den Namen seiner Heiligen Wunder thut; darüber aber sind einige so närrisch, so daß sie meinen, die Heiligen haben eine Macht oder Gewalt, solches zu thun, so sie doch nur Fürbitter sind und alles durch Gott allein gethan wird." S. auch Jen. T. III. F. 160. Ferner T. 2 der Kirchenpostill, Wittenb. 1544, p. 118: „Gleich als du zu deinem Nächsten sagst: bitte Gott für mich! also magst du auch zu den lieben Heiligen sagen: bittet für mich! Du sündigst ganz und gar nicht, wenn du sie anrufst. Ferner: Maria will nicht eine Abgöttin sein; sie selbst thut nichts; Gott thut alle Ding. Anrufen soll man sie, daß Gott nach ihrem Willen gebe und thue, was wir bitten. Also auch alle andren Heiligen anzurufen sind." Luth. T. I. Jen. F. 489. Im 5. Cap. über die X Gebote sagt er: „Die Heiligen vermögen Alles, und durch sie wird euch Gott so viel gewähren, als ihr von ihm zu empfangen glaubt." In seiner Antw. an die Theologen von Löwen: „Ich habe nie geläugnet, daß wir durch die Verdienste und Gebete der Heiligen unterstützt werden, — wie mir elende Menschen boshafter Weise aufbürden wollen." Ebenderselbe „über die Geburt Mariens" erhebt ihre Herrlichkeit und Glückseligkeit als Gottesgebärerin in den eifrigsten Lobsprüchen. In s. Br. an Georg Spalatin sagt er: „Meine Meinung ist nie dahin gegangen, daß die Anrufungen der Heiligen, selbst um zeitliche Dinge, fehlerhaft seien. Der Kranke soll auf seinem Sterbebett ohne Unterlaß die sel. Jungfrau, die Engel, Apostel und alle Heiligen anrufen, auf daß sie bei dem Herrn für ihn fürsprechen." In seiner, nur zwei Jahre vor seinem Ableben — im J. 1544 — am St. Johann des Täufers Fest gehaltnen Predigt (Kirchen-Postill Th. 2. Bl. 18) sagt er: „Wollt ihr wissen, was uns dann eigentlich die Heiligen nützen; benützet sie so, wie ihr euern Nächsten benützet! Zu diesem sagt ihr: bitte

Gott für mich! eben so sagt auch zu jenen: heil. Petrus, bitte für mich!“

Hier verdient bemerkt zu werden, daß, selbst nach dem Berichte protestantischer Geschichtschreiber, welche an die Fürbitte der Heiligen nicht glauben, dem Gebete Luthers drei Heilungen todtkranker Personen, des Melanchton, der Catharina von Bora und Luthers selbst zugeschrieben werden. „Das Kirchengebet“, sagt Luther, „thut große Mirakel. Es hat zu unsrer Zeit drei von den Todten auferweckt; mich, der ich oft bin todtkrank gelegen, meine Hausfrau Catharina, die auch todtkrank war, und Magistrum Philippum Melanchton.“ Daß es Luthern an einem hohen Grad von Selbstvertrauen und Zuversicht keineswegs fehlte, erhellt aus seiner brieflichen Ermahnung an Mykonius: „Nein, du fleißiger Arbeiter im Weinberge des Herrn, darfst noch nicht abgerufen werden. Ich befehle dir im Namen Gottes, zu leben; der Herr lasse mich ja nicht hören, so lange ich lebe, daß du gestorben seist. Das bitte ich mit Ernst, wills auch gewährt sein und so haben, und mein Wille soll geschehen.“ Ganz entsprechend erklärt dann auch Mykonius: „Nebst unserm Vater im Himmel verdanke ich Martin Luthern meines Lebens Fristung; sein Machtwort hat mich, gleich dem Machtwort Jesu zu Lazarus, wieder aufgerichtet.“ Daß übrigens Luther von vielen seiner Anhänger apotheosirt ward, ersehen wir aus Henke's Kirchengeschichte; er hieß „der letzte Prophet an der Welt Ende“; nach seinem Tode schweifte vieler Protestanten Ehrfurcht gegen ihn zu enthusiastischer Anhänglichkeit und wilder Sektirerei aus, zumal wenn eben diese seine Verehrer sahen oder glaubten, daß Andre ihm nicht in gleichem Maße huldigen und opfern wollten; ihnen war jeder Ausspruch des Verstorbenen canonisch.“ Nach Arnolds Kirchengeschichte nannte man ihn den „göttlichen Luther“; man wollte ihn zu dem Engel der Apokalypse machen (Cap. XIV.), der mitten durch den Himmel mit dem ewigen Evangelio geflogen sei; „mit seinem Hause und andren Dingen von ihm, wurde — nach demselben protestantischen Geschichtschreiber — Abgötterei getrieben.“ Und Luther selbst war es, der vorausgesagt hatte: adorabunt stercora nostra. — Hier wäre doch wahrlich jeder weitere Commentar höchst überflüssig. — ! —

In argem Widerspruch mit obigen Aeußerungen Luthers, in Betreff der katholischen Lehre von der Verehrung der Heiligen,

Werden nun von der Augsb. Apologie und der Helvet. Confession diese Heiligen als die schönsten Glanzpunkte in der Nachfolge Jesu Christi anerkannt und als Glaubensmuster zur Nachahmung vorgestellt, so müßen folgerichtiger Weise die Akatholiken die Gemeinschaft der Lutheraner, Calviniſten, Mennoniten, Zwinglianer, Anglikaner u. ſ. w. verlaſſen, wie der heilige Auguſtin diejenige der Manichäer verließ, der ſich ſeiner, ſowie der ausſchließlichen Wahrheit und Göttlichkeit der katholiſchen Kirche ſo klar bewußt war, wie alle Heilige deſſen es waren. Allein die proteſtant. Paſtoren hüten ſich gar weislich, in ihren Predigten den Glauben dieſer Heiligen als Vorbild zur Nachahmung zu empfehlen; ſie fühlen wohl, daß ſie dadurch den Trennungen und Abweichungen von der alterthümlichen Chriſtenlehre das Verdammungsurtheil ſprechen, und ſich ſelbſt als Irrlehrer und Abtrünnige bezeichnen würden. Diejenigen proteſtantiſchen Theologen täuſchen demnach ſich oder Andere gar ſehr, welche behaupten, daß die katholiſche Lehre von der Verehrung der Heiligen auch zur Zeit des Glaubensabfalls im ſechszehnten Jahrhundert keine Aenderung erlitten habe; vielmehr geht aus der Kirchengeſchichte klar genug hervor, wie ſehr die erſten Nachfolger der Reformatoren aus politiſchen Gründen befliſſen waren, bei Abfaſſung ihrer Bekenntnißſchriften, dem kurzſichtigen Volke den Wahn beizubringen, daß ihr neues Lehrgebäude nur auf der Grundlage der katholiſchen Urkirche beruhe.

Grotius, nachdem er lange Zeit hindurch die Arminianer oder Remonſtranten, — welche die Anrufung der Heiligen, wo nicht als Abgötterei, doch als ganz unnütz verwerfen —, durch ſeine Schriften und das Anſehen ſeines berühmten Namens in Holland aufrecht erhielt, verließ nach reifer Ueberlegung die Vorurtheile dieſer Secte, widerlegte dieſelbe, und ſchloß dann mit dieſen Worten (S. Votum pro pace, contra Riv. ad art. 20): „Ich hoffe demnach, daß jeder unbefangene, vorurtheilfreie Leſer einſehen werde, es ſei vernünftiger, zu glauben, daß die heil. Martyrer von unſren Angelegenheiten Kunde haben, als ſich einzubilden, ſie hätten keine.“

Molanus nimmt die Anrufung der Heiligen auf's nachdruckſamſte in Schutz, vertheidigt ſie mit den klarſten Gründen, und findet die Anſchließung der Proteſtanten über dieſen Punkt an die alterthümliche Lehre der Katholiken ganz ungefährlich und zuläſſig: S. Boſſuet hinterl. Werke 1. T. S. 67.

Das Glaubensbekenntniß der Engl. reform. Kirche nennt im 22. Art. die Anrufung der Heiligen „eine süße, betrügliche Täuschung, von der römischen Kirche ohne Begründung der heiligen Schrift —, oder vielmehr im Gegensatz mit dem göttlichen Wort —, blindlings erfunden.“

Montague hingegen, einer der berühmtesten englischen Theologen, — nachdem diese Frage gründlicher als in der Epoche von 1562 war erörtert worden —, gesteht: „Ich bin weit entfernt, zu läugnen, daß die Heiligen, durch ihre Gebete und Fürsprachen, unsre Mittler seien, wie man zu sagen pflegt; sie verwenden sich bei Gott durch ihre Bitten, und treten für uns in's Mittel durch ihre Fürsprache.“ In einer besondern Abhandlung über diesen Gegenstand behauptet er, „daß die Heiligen ihre, auf Erde zurückgelaßnen Eltern, Freunde und Bekannte dem Herrn in ihrem Gebete empfehlen.“ Er sagt: „Dieß ist nun ohne allen Widerspruch die allgemeine Stimme, der einmüthige Ausspruch des ehrwürdigen und gelehrten Alterthums, so weit ich es durch mein anhaltendes Studium zu ergründen vermochte, und ich finde nicht den geringsten Grund, weßwegen wir über diese Art von Fürbitte anders denken sollten. Die Vermittlung Jesu Christi wird ja dadurch im geringsten nicht beschimpft. Wären die Heiligen so nahe bei mir, daß ich sie erreichen könnte, ich würde ja mit offnen Armen ihnen entgegen fliegen, ihnen zu Füßen fallen, und sie dringend beschwören, für mich zu bitten. Ich finde darin weder an und für sich eine Ungereimtheit noch Widerspruch mit der Analogie des Glaubens oder der heiligen Schrift; noch viel weniger halte ich's für Sünde, zu sagen: Heiliger Schutzengel, bitt für mich!“

Der protestantische Theolog Dr. Plank gesteht selbst: „Der Grund, welchen ehemals unsre Theologie gegen die katholische Lehre von Anrufung der Heiligen am stärksten geltend machte, daß nämlich dadurch der Kraft der — einzig gültigen — Fürsprache Christi, welche alle weitern Vermittlungen überflüssig mache, etwas entzogen werde, beweist nichts; denn es könnte ja auch daraus geschlossen werden, daß kein Mensch für den andern bitten dürfe, und doch waren es die Apostel selbst, welche ihren Gläubigen so oft die gegenseitigen Fürbitten an's Herz legten.“

In gleichem Sinne haben sich auch andre angesehene protestantische Schriftsteller über diesen Gegenstand ausgesprochen. Sehr

treffend bemerkt Feßler in s. Anf. über Relig.: „Die Verehrung der Heiligen, abgöttische Anbetung zu nennen, will man sich sogar in unserm kenntißreichen und humanen Zeitalter nicht schämen, sobald man sich unfähig fühlt, seine eigne kirchliche Secte anders, als durch Lästerungen des Katholicismus zu erheben.“ Döderlein in s. Inst. theol. sagt: „Diejenigen, welche behaupten, daß die Heiligen von den Katholiken angebetet werden, lassen sich nicht von der Wahrheit, sondern vom Hasse leiten.“ Und wie gemüthlich äußert sich der Kirchenrath Dr. Horst in s. Mysterios. „Nehmen wir“, sagt er, — „worin Katholiken und Protestanten einig sind, — eine mit Bewußtsein verbundene Fortdauer nach diesem Leben an, so ist doch wirklich nichts inconsequenter, — um nicht zu sagen ungereimter und unmenschlicher, — als nun mit einem Male jede Verbindung mit unsern Verstorbnen durch den Tod, als gänzlich aufgehoben zu betrachten. O! wie erhebend, wie menschlich ist der Glaube, die schöne, — im Uebersinnlichen gewurzelte Idee, daß der Tod uns nicht von unsren Todten — denn wer kann nicht ein Grab sein nennen? — trennt, sondern, daß wir in diesem, schnell vergänglichen Erdendasein, mit jener Welt unzertrennlich zusammenhängen, mit Allen, die durch den Tod schon in's Göttliche eingegangen sind, in Verbindung stehen, und an ihnen Freunde im Himmel und Fürsprecher bei Gott haben.“ Lavater sprach sterbend noch zu den Umstehenden: „Betet für mich; bald werde auch ich's im Himmel für euch thun.“ In einem Gedichte Schubkrafts, welches auf dem Gottesacker zu Stuttgart gesungen zu werden bestimmt war, kommt die anmuthige Strophe vor:

„Brüder, Schwestern! fleht für uns,
Fleht den guten Gott für uns,
Daß wir nach dem Kampf auf Erden
Auch mit Euch vereinigt werden.
Seht auf uns von Euren Höhen,
Brüder, Schwestern! still herab;
Laßt den Segen auf uns wehen,
Den Euch Gottes Liebe gab!
Steigt auch aus der Herrlichkeit
Noch einmal zur Sterblichkeit;
Selige, verklärte Brüder!
Schaut voll Segen auf uns nieder.“

Ein paar kurze, ungemein anziehende Stellen aus Feßlers eben erwähnter Schrift, und Spindlers Zeitspiegel, können wir uns nicht enthalten, hier noch anzuführen. „Die Feste Aller Heiligen und Aller Seelen, welchen die erhabenste und allgemeinste religiöse Idee zum Grunde liegt, werden dem kindlichen Herzen die zwei schönsten Tage des Jahres. Am erstern verehren mit ihm Millionen, den geliebten Dahingeschiednen als einen Heiligen, wenn Gott ihn, völlig geläutert und geheiligt, zu sich genommen hat; am letztern bittet mit ihm die ganze liebende Kirche, den Ewigen um Trost und Erlösung für ihn, wenn er mit einigen Mackeln der Sünde verschieden ist. Es gilt da das alte und ehrwürdige Herkommen, daß am ersten und zweiten Tage des Novembers, die Gräber auf katholischen Friedhöfen mit Kränzen und Lampen geschmückt werden. Ein rührendes Fest, welches die Zurückgebliebnen ihren geschiednen Verwandten und Freunden bereiten. Da wallt die Bevölkerung der Stadt nach dem Gottesacker, sieht mit wehmüthiger Erinnrung wie mit freudiger Zuversicht auf das Jenseits, die geschmückten Todtenmale an und verrichtet daselbst ihre Gebete. Da wird der Tod, von Blumen bekränzt, zum freundlichen Lehrer, die Lampen und Kerzen zum Sinnbild des ewigen Lichts; und sehr geeignet ist der Uebergang von den Herbst- und Sommerfreuden zu der stillen Adventszeit durch dieses Fest bereitet."

Mag uns dann übrigens immerhin die Einsicht des Geheimnisses, wie die Heiligen von unsrer Anrufung Kunde erhalten, bis zur Ankunft in der jenseitigen Welt — gleich so vielen andren Glaubensmysterien — vorbehalten bleiben! Auch Augustinus fühlte die nämliche Schwierigkeit, ohne sich dennoch in seinem festen Glauben dadurch irre machen zu lassen. Montague — und die Protestanten überhaupt — haben nie bezweifelt, daß die Engel von allem, was uns betrifft, genau unterrichtet seien, und all' unsre Wünsche vernehmen, obschon sie gewiß nicht begriffen, auf welche Weise dieß geschehe. Nun versichert uns aber der Erlöser selbst, daß die Heiligen den Engeln ähnlich seien, und der heil. Johannes schildert sie uns in gleichen Verrichtungen, — Freude, siegender Herrlichkeit, Einsichten und Erkenntnissen —, mit den Engeln. Folglich ist kein Grund vorhanden, warum wir den Heiligen nur eine geringere Theilnahme an unsren Schicksalen zuschreiben sollten.

Wir vernahmen nun die klägliche Verschiedenheit der Ansichten unsrer Reformatoren, über die alterthümliche Lehre von der Anrufung der Heiligen, indem einige derselben sie als Thorheit — Gottlosigkeit — Abgötterei betrachten, während andre nicht nur nichts dergleichen darin entdecken, sondern sie vielmehr, als eine vortreffliche Lehre, lobpreisen und empfehlen; einzelne der Reformatoren sahen wir, auch in diesem wie in so vielen anderen Punkten, sogar mit sich selbst in grellem Widerspruch. — Und auf die Authorität solch' wankelmüthiger Leute sollte dennoch der Protestant seinen Glauben, sein Heil bauen; er, der jeden Authoritätsglauben als schimpflich und erniedrigend verwirft, und die Aussprüche der ehrwürdigsten Concilien, als Ausgeburten des Irrwahns und Aberglaubens verschmäht!? —

Ueber die

Tradition

(Ueberlieferung, Erblehre, das ungeschriebne Gotteswort) werden wir, da dieser Gegenstand so vielfach bestritten und angefeindet wird, vorerst den richtigen Begriff feststellen, die geschichtliche Begründung näher erörtern, und dann noch die angesehensten Zeugnisse ältrer und neuerer Zeiten beifügen. Wir werden dießfalls den Beweis zu leisten haben, und wohl auch unschwer leisten können, daß nur das ganze geschriebne und ungeschriebne Wort Gottes, d. h. die Bibel in Verbindung mit der Ueberlieferung, die von Christus selbst zur Erkenntniß der wahren Religion bestimmte Glaubensregel sei; nachdem wir schon früher (S. 22 u. ff. der 1. Abtheil.) die Unzulänglichkeit der Privat-Inspiration (persönlichen Erleuchtung) zum Verständniß der Bibel, auf's klarste auseinanderzusetzen beflissen waren, und zugleich zeigten, daß einerseits die, vom Welterlöser angeordnete Glaubensregel, gewiß und unfehlbar, anderseits auch allgemein sein müße, um sowohl den redlichen Forscher nicht in Zweifel und Widersprüche gerathen zu lassen, als auch, den Fähigkeiten und Verhältnissen des großen Haufens der Menschenkinder zu entsprechen und zu genügen.

Es giebt ein Gotteswort in der Schrift, und ein solches außer, oder neben der Schrift. Beides ist ein und ebendasselbe Got-

teswort; es fließt aus dem nämlichen Urquell. Jesus Christus gab, nachdem er zuerst seine eigene, göttliche, von seinem himmlischen Vater erhaltene Sendung durch unleugbare Wunder bekräftigt hatte, seinen auserwählten Aposteln den mündlichen Auftrag, seine Lehre allen Völkern zu verkündigen und zu predigen; nirgends lesen wir, daß er ihnen gesagt hätte: gehet hin, schreibet allen Völkern auf, was ich ihnen zu glauben und zu thun befehle! Durch die Sendung des heil. Geistes erleuchtet, giengen die Apostel und Jünger aus, und predigten aller Orten; und der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort durch darauf folgende Zeichen (Marc. XVI, 20.). Petrus durchzog ganz Judäa und Syrien und predigte zuletzt in Italien und zu Rom; Paulus in Klein-Asien und Griechenland und hin bis nach Italien; Andreas drang bis in das Land der Scythen; Thomas und Bartholomäus bis zu den Parthern und Indianern; eben so die übrigen; aller Orten Tausende bekehrend und unterrichtend durch das mündliche Wort, und zu diesem Zwecke Kirchen stiftend, und Bischöfe und Priester bestellend. Act. XIV, 22. Tit. 1. V. 2 Tim. II, 2.) Sie verwendeten ihre Zeit zum Handeln, nicht Werke zu schreiben; ihrem Unterricht lag nichts Schriftliches, kein gemeinschaftliches Lehrbuch, oder formula consensus zum Grund, aber alle trugen das nämliche Evangelium tief in ihrer Seele. Mit begeisterten Zungen verkündigten sie es allen Völkern, ohne dasselbe schriftlich vorzuzeigen. Im Urchristenthum war noch keine Bibel des Neuen Testaments vorhanden; alles geschah durch das lebendige Wort. Mag auch im Neuen Testament der Ausdruck „Evangelium" noch so oft vorkommen, nie konnte er vom geschriebnen Evangelium zu verstehen sein, — welches zum Theil nur gegen Ende des ersten Jahrhunderts zu Stande kam —, sondern einzig von der Apostel mündlichem Unterrichte, „nicht mit Dinte geschrieben, sondern mit dem Geiste des lebendigen Wortes, nicht in steinernen Tafeln, sondern in Tafeln des fleischernen Herzens." (2 Cor. III, 3.) Viele Jahre verstrichen, ohne daß man von den Aposteln und Jüngern ein geschriebnes Wort gehabt hätte; und somit war unstreitig das ungeschriebene Wort die Erste Glaubensregel der Christenheit. Wäre die heilige Schrift zur einzigen Quelle des Glaubens, für alle künftigen Zeiten bestimmt gewesen, — hätte Christus gewollt, daß alle Menschenkinder seine Religion aus einem

Wir vernahmen nun die klägliche Verschiedenheit der Ansichten unsrer Reformatoren, über die alterthümliche Lehre von der Anrufung der Heiligen, indem einige derselben sie als Thorheit — Gottlosigkeit — Abgötterei betrachten, während andre nicht nur nichts dergleichen darin entdecken, sondern sie vielmehr, als eine vortreffliche Lehre, lobpreisen und empfehlen; einzelne der Reformatoren sahen wir, auch in diesem wie in so vielen anderen Punkten, sogar mit sich selbst in grellem Widerspruch. — Und auf die Authorität solch' wankelmüthiger Leute sollte dennoch der Protestant seinen Glauben, sein Heil bauen; er, der jeden Authoritätsglauben als schimpflich und erniedrigend verwirft, und die Aussprüche der ehrwürdigsten Concilien, als Ausgeburten des Irrwahns und Aberglaubens verschmäht!? —

Ueber die

Tradition

(Ueberlieferung, Erblehre, das ungeschriebne Gotteswort) werden wir, da dieser Gegenstand so vielfach bestritten und angefeindet wird, vorerst den richtigen Begriff feststellen, die geschichtliche Begründung näher erörtern, und dann noch die angesehensten Zeugnisse ältrer und neuerer Zeiten beifügen. Wir werden dießfalls den Beweis zu leisten haben, und wohl auch unschwer leisten können, daß nur das ganze geschriebne und ungeschriebne Wort Gottes, d. h. die Bibel in Verbindung mit der Ueberlieferung, die von Christus selbst zur Erkenntniß der wahren Religion bestimmte Glaubensregel sei; nachdem wir schon früher (S. 22 u. ff. der 1. Abtheil.) die Unzulänglichkeit der Privat-Inspiration (persönlichen Erleuchtung) zum Verständniß der Bibel, auf's klarste auseinanderzusetzen beflissen waren, und zugleich zeigten, daß einerseits die, vom Welterlöser angeordnete Glaubensregel, gewiß und unfehlbar, anderseits auch allgemein sein müße, um sowohl den redlichen Forscher nicht in Zweifel und Widersprüche gerathen zu lassen, als auch, den Fähigkeiten und Verhältnissen des großen Haufens der Menschenkinder zu entsprechen und zu genügen.

Es giebt ein Gotteswort in der Schrift, und ein solches außer, oder neben der Schrift. Beides ist ein und ebendasselbe Got-

teswort; es fließt aus dem nämlichen Urquell. Jesus Christus gab, nachdem er zuerst seine eigene, göttliche, von seinem himmlischen Vater erhaltene Sendung durch unleugbare Wunder bekräftigt hatte, seinen auserwählten Aposteln den mündlichen Auftrag, seine Lehre allen Völkern zu verkündigen und zu predigen; nirgends lesen wir, daß er ihnen gesagt hätte: gehet hin, schreibet allen Völkern auf, was ich ihnen zu glauben und zu thun befehle! Durch die Sendung des heil. Geistes erleuchtet, giengen die Apostel und Jünger aus, und predigten aller Orten; und der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort durch darauf folgende Zeichen (Marc. XVI, 20.). Petrus durchzog ganz Judäa und Syrien und predigte zuletzt in Italien und zu Rom; Paulus in Klein-Asien und Griechenland und hin bis nach Italien; Andreas drang bis in das Land der Scythen; Thomas und Bartholomäus bis zu den Parthern und Indianern; eben so die übrigen; aller Orten Tausende bekehrend und unterrichtend durch das mündliche Wort, und zu diesem Zwecke Kirchen stiftend, und Bischöfe und Priester bestellend. Act. XIV, 22. Tit. 1. V. 2 Tim. II, 2.) Sie verwendeten ihre Zeit zum Handeln, nicht Werke zu schreiben; ihrem Unterricht lag nichts Schriftliches, kein gemeinschaftliches Lehrbuch, oder formula consensus zum Grund, aber alle trugen das nämliche Evangelium tief in ihrer Seele. Mit begeisterten Zungen verkündigten sie es allen Völkern, ohne dasselbe schriftlich vorzuzeigen. Im Urchristenthum war noch keine Bibel des Neuen Testaments vorhanden; alles geschah durch das lebendige Wort. Mag auch im Neuen Testament der Ausdruck „Evangelium“ noch so oft vorkommen, nie konnte er vom geschriebnen Evangelium zu verstehen sein, — welches zum Theil nur gegen Ende des ersten Jahrhunderts zu Stande kam —, sondern einzig von der Apostel mündlichem Unterrichte, „nicht mit Dinte geschrieben, sondern mit dem Geiste des lebendigen Wortes, nicht in steinernen Tafeln, sondern in Tafeln des fleischernen Herzens.“ (2 Cor. III, 3.) Viele Jahre verstrichen, ohne daß man von den Aposteln und Jüngern ein geschriebnes Wort gehabt hätte; und somit war unstreitig das ungeschriebene Wort die Erste Glaubensregel der Christenheit. Wäre die heilige Schrift zur einzigen Quelle des Glaubens, für alle künftigen Zeiten bestimmt gewesen, — hätte Christus gewollt, daß alle Menschenkinder seine Religion aus einem

Buche, namentlich aus dem Neuen Teſtament — erlernen ſollten, ſo würde er gewiß ſelbſt dieſes Buch geſchrieben und die Pflicht, daſſelbe leſen zu lernen, als das Erſte und Hauptgebot ſeiner Religion eingeſchärft haben (während er niemals irgend etwas geſchrieben hatte, als etwa die Sünden der Phariſäer, in den Zeichen, welche ſein Finger in den Sand grub, Joh. VIII, 6.); gewiß hätte die ewige Weisheit, — zu Verhütung aller Spaltungen —, andre Maßregeln getroffen und den Apoſteln die Aufzeichnung der Lehre ausdrücklich befohlen, auch zugleich die nöthigen Erklärungen beigefügt, um der Schrift die größte Deutlichkeit und Vollſtändigkeit zu geben. Hiervon findet ſich aber nichts vor. Die Apoſtel begannen ihr Werk mit dem mündlichen Unterricht; mehrere ſchrieben gar nichts, ſondern lehrten blos mündlich jene, welche ſie zu ihren Nachfolgern auserſehen hatten. Was auch einzelne noch ſchrieben, macht kein zuſammenhängendes Ganzes aus; es waren nur ſummariſche Compendien, welche ſie auf Bitte der Gläubigen niederſchrieben, damit ſie deſto leichter wieder an das ihnen Gepredigte ſich erinnern könnten; jeder erzählt nach ſeiner eigenthümlichen Art, ohne Rückſicht zu nehmen, ob nicht auch ſchon ein andrer ebendaſſelbe erzählt habe, und ob es nicht in ſcheinbarem Widerſpruch damit ſtehe; einer erzählt mehr, der andre weniger, ohne planmäßige Ordnung; manches — wie z. B. die Briefe — ward nur gelegenheitlich verfaßt und iſt demnach nur als Bruchſtück zu betrachten. Geht nicht ſchon aus dieſen Umſtänden die Unwahrſcheinlichkeit hervor, daß das geſchriebne Gotteswort je zur einzigen Glaubensnorm beſtimmt ſein konnte? — wo wäre in dieſen Veranlaſſungen, oder in den Evangelien ſelbſt irgend etwas zu finden, woraus ſich ergäbe, daß eines derſelben, oder alle zuſammengenommen, eine vollſtändige, ausführliche und klare Darſtellung der ganzen Religion Jeſu Chriſti enthalte?

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die göttliche Offenbarung anfänglich nur durch die Predigten der Apoſtel und ihrer Schüler verbreitet, und dann in Folge ihres Lehramts, nach und nach einzeln, in den durch Gottes Geiſt eingegebnen Schriften bekannt gemacht, folglich auf gedoppelte Weiſe — mündlich und ſchriftlich, durch die Tradition und durch die Schrift —, der Welt überliefert wurde. Von dieſen zwei, urſprünglichen und heiligen Denkmälern der chriſtlichen Lehre, iſt die Tradition allerdings

der Entstehung nach älter, und bestund lange Zeit hindurch ganz allein. Anfänglich prägte sie sich nur dem Herz und Gedächtniß ein; im Verfolg wurden dann einzelne Theile, in den Schriften der Väter und in den Acten der Concilien, aufgezeichnet. Die heilige Schrift hingegen entstund erst stufenweis, ward aber als daurendes, göttliches — den Geist und die Herzen aller Gläubigen immer ansprechendes — Denkmal von den Aposteln, oder ihren Schülern dem Papier anvertraut. Nothwendiger Weise mußte der mündliche Unterricht dem schriftlichen vorhergehen, denn die Evangelisten konnten in ihren Erzählungen nur solche Thatsachen aufzeichnen, die sich schon früher zugetragen hatten, und die Apostel konnten ihre Sendschreiben nur an bereits bestehende christliche Gemeinden richten. Selbst im vierten Jahrhundert waren, — wie der gleichzeitige Eusebius bezeugt —, nicht alle Schriften der Apostel überall bekannt.

Was nun die Durchforschung und Ergründung der Tradition betrifft, so erfordert solche allerdings mehr Mühe und Anstrengung, weil ihre Zeugnisse unter einer großen Zahl vorhandner Urkunden zerstreut, und zum Theil auch mit Gegenständen vermengt sind, die nicht unmittelbar mit der Offenbarung in Verbindung stehen. Die heil. Schrift ist voll einer geistigen, himmlischen Lehre, aber von einer, oft unerreichbaren Erhabenheit, und kann — wie jedes geschriebne Gesetz —, ohne Beihülfe einer Erklärung und eines richtigen Urtheils, nicht gleichförmig verstanden und befolgt werden. Sie ist ohne allen Vergleich erschöpfender, reicher, kostbarer und vorzüglicher; die Tradition hingegen hat die wesentliche Bestimmung, uns mit gewissen — in der Schrift abgehenden — Punkten bekannt zu machen, und sie auf solche Weise zu vervollständigen. Beide stehen miteinander — wie wir uns nun auf's deutlichste überzeugen werden — nach den Gesetzen der gesunden Vernunft —, nach der Lehre des Alterthums —, und nach dem Befehl des Apostels Paulus — in unzertrennlicher Verbindung; und da wir in dem einen solche Punkte finden, welche in dem andern abgehen, so müssen wir beide vergleichen, und beide zu Rath ziehen, um aus beiden ein Ganzes zu bilden, und die Offenbarung in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen. Trefflich bemerkt Kastner in seiner gehaltvollen Schrift „Katholicismus und Nichtkatholicismus“: „Man redet uns immer von dem

Worte Gottes; aber du und ich haben dieß Wort nicht gehört — aus dem Munde Jesu; geschrieben hat es auch nicht Jesus selbst, sondern gehört und geschrieben haben es die Apostel und Jünger des Herrn. Dieß Gotteswort ist somit ganz eigentlich die geschriebene Predigt der Apostel, und wir nehmen sie an; — warum denn nicht auch ihre ungeschriebene Predigt?"

Die Apostel kommen uns auf zwei parallelen, gleichlaufenden Wegen entgegen, können folglich sich nie durchkreuzen, sondern bieten sich vielmehr wechselseitig die Hand und erleuchten einander die Bahn. Die Tradition und die Schrift haben auf unsre Ehrfurcht und Unterwürfigkeit in gleichem Maße Anspruch, weil ebenderselbe Geist die Zunge der Apostel, wie ihre Feder leitete, und demnach jedes Wort, welches sie sprachen, eben so göttlichen Ursprungs ist, wie jenes, welches sie niederschrieben.

Und wie könnten wir die Aechtheit der heiligen Schrift anderst, als durch die Tradition beweisen? Müssen wir nicht, um zu wissen, daß dieses oder jenes Buch von einem Apostel, oder Evangelisten herstamme, vorerst eben darthun, daß es als ein solches in den alten Kirchen sei anerkannt und gelesen worden?

Wer könnte den Beweis führen, daß Alles, was Jesus den Aposteln übergeben, in der Schrift enthalten sei? Das Gegentheil läßt sich aus der Schrift selbst beweisen, hauptsächlich aus Briefen des, auch von den Protestanten hochgepriesenen Apostels Paulus (1 Cor. XI, 2. 2 Thess. II, 15. 2 Tim. I, 13. 1 Tim. VI, 20. 2 Tim. II, 2.), wo er sich deutlich ausspricht: „ich lobe euch, daß ihr die „„Ueberlieferungen"", παραδόσεις, beobachtet. Seid standhaft und beharret bei den Vorschriften, die ihr von mir gelernt habet, „„es sei durch mündliche oder schriftliche Belehrung"". Bewahre das dir Anvertraute! Bewahre die vortreffliche „„Hinterlage"". Was du von mir durch Zeugen vernommen hast, das bringe treuen Männern bei, welche tüchtig sind, auch „Andere zu unterrichten" u. s. w. Der Katholik, nicht weniger als der Protestant, verehrt die heilige Schrift als das kostbarste, von Gott den Menschen verliehene Gut; aber auch der Protestant muß das nicht geschriebene Gotteswort mit gleicher Ehrfurcht annehmen, da es von dem nämlichen Geber herrührt. Der Katholik, nicht weniger als der Protestant, glaubt an die heil. Schrift, als

regulam fidei (giebt es doch auch nicht ein einziges Dogma der römischen Kirche, welches nicht auf das Wort Gottes gegründet wäre); er erhielt sie rein und unverfälscht, und verfocht ihr hehres Ansehen gegen die Häresien aller Jahrhunderte, so daß die Reformation sie nur aus den Händen der Kirche nehmen durfte. Aber nicht die ganze christliche Dogmatik findet er, in den canonischen Büchern des Alten und Neuen Testaments, klar und deutlich enthalten, sondern ergänzt und vervollständigt sie durch die apostolische Tradition. Darin liegt auch wahrlich keine Beschränkung seiner philosophischen Forschungen. Noch hat sich kein Seefahrer beklagt, daß ihn eine verläßliche Seekarte, in welcher alle Klippen und Untiefen treu und vollständig angemerkt sind, in der freien Bewegung seines Schiffes beschränke; mit der größten Aufmerksamkeit sieht er vielmehr auf seine Karte hin, um ja jeden gefährlichen Punkt glücklich zu umschiffen. Mag auch ein kühner Waghals, der sich mit seinem Schiffchen, ohne Karte und Kompaß, dem unermeßlichen Ocean anvertraut, jenes bedachtsamen klugen Seemanns spotten; dieser wird sich dadurch nicht irre machen lassen, und lieber, seiner Karte folgend, sicher und wohlbehalten an seinen Bestimmungsort gelangen, als mit dem kühnen Waghals an einer Klippe scheitern. „Der Beweis", sagt Lessing in s. nöthigen Antw. auf eine sehr unnöthige Fr., „daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist unmöglich. Der Beweis, daß der heil. Geist es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet habe, kann noch weniger geführt werden. Die christliche Religion ist, in den ersten vier Jahrhunderten, aus den Schriften des N. T. nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätigt worden. Ich habe dieß aus eigner, mehrmaliger, sorgfältiger Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte, und ich bin im Stande, mich mit dem gelehrtesten Patristiker in die schärfste Prüfung darüber einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen, als ich, und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden, oder die Welt dessen gern bereden möchten."

Petrus selbst 2 Ep. III, 16. sagt: „daß die Schrift hin und wieder dunkel und unverständlich sei"; also bedarf sie doch wohl der Auslegung oder Erklärung. Ja, selbst deutliche Stellen bedürfen oft noch einer richtigen Anleitung. (Wir machen hier nur beispielsweise auf Matth. V, 34. 40. XXIII, 9. 10. Luc. VI, 30. XIV, 12. Ihr sollt gar nicht schwören. Wenn jemand dir den Rock nehmen will, so laß ihm auch den Mantel. Ihr sollt auf Erden niemand Vater nennen; ihr sollt euch auch nicht Meister nennen lassen. Wenn dir jemand das Deinige nimmt, so fordre es nicht wieder zurück. Wenn du ein Mittag- oder Abendmahl giebst, so lade nicht deine Freunde, noch deine Brüder u. s. w. — aufmerksam.) Die größten protestantischen Exegeten sind aber immer verschiedener Meinung; kaum zwei können sich bei der nämlichen Ansicht beruhigen; dennoch wollen alle Recht haben. So hat z. B. Dr. Thieß über die Stelle bei Gal. III, 20. schon mehr als 150, und über die klare Parabel bei Luc. XVI bereits 85 verschiedene Auslegungen gezählt; und wohl mögen seitdem noch einige Dutzend neue Erklärungen hinzugekommen sein! Sollte dann etwa das Volk selbst, sollten wohl gar die ungelehrten Laien über die Controversen der Theologen urtheilen und entscheiden? sollen sie in die Labyrinthe der Critik, der Logik und der scholastischen Theologie sich vertiefen? Eben so leicht möchten sie wohl zwischen der Cartesianischen und Newtonischen Philosophie entscheiden; ja es dürften sich ohne Zweifel mehr Leute finden, die in einem gewissen Grade fähig wären, Newtons Philosophie zu verstehen, als über die dunkleren Fragen der Metaphysik und Theologie irgend ein Urtheil zu fällen. Und doch wäre man, nach dem Princip der Protestanten, befugt, an die heil. Schrift die gerechte Forderung allgemeiner, höchstmöglicher Deutlichkeit zu machen, wenn sie als einzige Glaubensnorm in sich selbst abgeschlossen dastehen, und kein Lichtstrahl aus der Tradition in sie hineinfallen soll. Allein die so seltsame Verschiedenheit in vielen wesentlichen Glaubenspunkten bei den protestantischen Glaubensparteien, (die doch alle die heil. Schrift als Grundlage und Richtschnur annehmen) beweist unläugbar das Gegentheil. Zudem gesteht auch der berühmte prot. Theologe Schleiermacher ganz unumwunden, „daß nach ächtprotestantischen Grundsätzen es rein unmöglich sei, Streitigkeiten innerhalb der protestantischen Kirche anders, als auf eine bloß

vorübergehende Weise zu entscheiden, ja daß vielmehr — um es ganz herauszusagen — die Streitigkeiten nie kirchlich werden können, sondern in sich selbst verbluten müssen." Wenn es nun unstreitig neben den deutlichen Schriftstellen, auch dunkle giebt — wie Petrus selbst versichert — so daß, außer der Schrift, ein Ausleger der Schrift nöthig wird, der von dem Urheber der himmlischen Wahrheit selbst bevollmächtigt und befugt dazu ist, auf den man folglich sich ganz verlassen kann; und wenn — wie Petrus in einem frühern Abschnitte des nämlichen Briefs (2 Pet. I, 20) einschärft — jedermann sich hüten soll, die Weissagungen der Schrift willkührlich auszulegen, wo ist dann dieß Licht, dieser schiedrichterliche Erklärer? etwa die individuelle, schwankende Vernunft des Menschen? woher hat sie die Vollmacht? woher leistet sie Bürgschaft? wie kann auf dem Gebiet der Geschichte, das Schiedrichteramt je der Vernunft zustehen, ohne die competenten Zeugen abzuhören? Wie die Apostel das, was sie uns aufzeichneten, verstunden, und was sie als Lehre Jesu uns hinterlassen haben, ist doch wohl eine Geschichtsfrage, worüber jene die richtigste Auskunft ertheilen können, welchen die Apostel, mittel- oder unmittelbar, ihre Lehre übergeben hatten. Während der Protestant hierüber in Verlegenheit geräth, hin und her schwankt und nirgends festen Fuß setzt, ist der Katholik, durch seine Tradition und Kirche, im Klaren, und befindet sich im Hafen der Beruhigung. Und wie sollte auch der Welterlöser eine Vorsicht außer Acht gelassen haben, für welche selbst kein sterblicher Gesetzgeber je Bedacht zu nehmen versäumte! Oder wo lebte je ein solcher, der nach Abfassung eines Gesetzbuches unterlassen hätte, zugleich auch das Mittel anzuordnen, um über die, unvermeidlich eintretenden Auslegungs-Controversen zu entscheiden und diesen Entscheidungen Gehorsam zu verschaffen? Da wäre es wohl — wie der berühmte Fenelon sagt — besser, ohne alles Gesetz zu leben, als solche Gesetze zu haben, welche ein Jeder nach seinen besondren Meinungen und Neigungen zu erklären befugt ist. Oder wäre etwa Friede und Einigkeit in dem Einen Schafstall der Einen Heerde — der christlichen Kirche — weniger nothwendig, als in der bürgerlichen Gesellschaft? Wahrlich, der Vortheil und selbst die Nothwendigkeit einer lebendigen, entscheidenden Authorität, zu Erhaltung des Friedens und der Ordnung in jeder Gesellschaft, sind

allzueinleuchtend, als daß sie je könnten in Zweifel gezogen werden. Die katholische Kirche besitzt solch eine Authorität; die verschiednen protestantischen Gesellschaften, wie sehr sie dieselbe auch in Anspruch nehmen, vermögen sie — wie wir bereits gezeigt haben — nicht in Ausübung zu bringen, wegen ihres widerstrebenden Hauptprinzips, des Privat-Urtheils. Entstehen unter den Katholiken Streitigkeiten über Glaubenspunkte (denn in Schul- und andren Fragen, steht es Jedem frei, seine Privatmeinung zu vertheidigen), säumen die Hirten — gleich den Richtern in bürgerlichen Zwisten — nicht, dieselben mit Hülfe der empfangnen Glaubensregel zu untersuchen, und ein richterlich entscheidendes, vollgültiges Urtheil darüber auszusprechen. So ist der Streit gehoben und der Friede hergestellt; denn wenn ein Theil die Kirche nicht hören will, so wird er angesehen als ein Heide und öffentlicher Sünder. Auf der andern Seite können Streitigkeiten in irgend einer protestantischen Gesellschaft, welche auf ihrem Hauptprinzip religiöser Freiheit beharrt, natürlicher Weise nicht anders als unheilbar und endlos sein. —

Wir haben die heiligen Schriften des Neuen Testaments gewöhnlich in einer Uebersetzung; nur die Gelehrten lesen sie in der Ursprache. Wer bürgte uns, daß diese Bücher bis auf das fünfzehnte Jahrhundert, als die Buchdruckerkunst erfunden ward, — bis zu welchem Zeitpunkt Alles nur abgeschrieben werden konnte —, sich rein und unverfälscht erhalten haben? Wer könnte uns dafür bürgen, daß die Uebersetzungen in die verschiednen Sprachen ganz richtig seien, da oft ein einziges Wörtchen den Sinn der Glaubenslehre anders bestimmen kann. (Vergl. „Beleuchtung“ Bd. I Abth. 2. S. 202.) Und dennoch müssen wir, um eines festen Glaubens uns zu versichern, alles dieses bestimmt wissen. Christus will, daß wir seine ganze Lehre glauben, und zwar bei Strafe der Verdammniß. Es muß demnach ein Mittel geben, diese seine ganze Lehre rein und unverfälscht zu erfahren. Nun kann die Bibel allein, wie wir gesehen haben, dieß Mittel nicht sein, indem ja eben von der Reinheit der Bibel die Frage ist; es muß also außer der Bibel ein sichres Mittel geben. Und dieß Mittel kann kein andres sein, als die Tradition oder die Uebergabslehre, welche die Kirche rein erhält, indem ja Christus und der heilige Geist eben deßwegen bei den gesetzmäßigen Lehrern, oder bei der lehrenden Kirche, alle Tage bis an das Ende verbleibt, damit sie seine Lehre rein und unver-

fälscht auf alle Menschen zu allen Zeiten übertragen könne. Ohne die Tradition, wie sollte es je möglich sein, die Bibel recht zu verstehen? Die Ursache davon liegt zum Theil schon in dem hohen Alter der Bibel selbst. Dazu kommt noch ihre göttliche Tiefe; haben ja schon zur Zeit der Apostel einige Christen, — wie wir aus der oben angeführten Stelle (2 Petr. III, 16, 17.) ersehen —, zu ihrem eignen Verderben das Schreiben des heil. Paulus mißverstanden. Und wie könnten auch in der That Ungelehrte den Brief Pauli an die Römer, worin er die Werke als unnütz erklärt, mit den Briefen der übrigen Apostel in Uebereinstimmung bringen, — welche so streng auf die Werke dringen, daß sie selbst den Glauben ohne Werke für todt erachten —, wenn wir nicht aus der Tradition und von der lehrenden Kirche wißten; daß — wie der heil. Augustinus sagt — Paulus von den Werken vor dem Beruf zum Glauben, die übrigen Apostel hingegen von den Werken nach dem Berufe sprechen? — Ohne übrigens in das Wissenschaftliche tiefer einzudringen, liefert uns die Thatsache selbst den unwiderlegbarsten Beweis. Alle Häretiker hatten die nämliche Bibel wie wir; aber sobald sie von der Kirche sich trennten und auf ihre Lehre nicht mehr achteten, so fanden sie einen ganz andern Sinn in der Bibel, und zwar nicht alle den nämlichen, sondern jeder einen andern. Paul von Samosata fand keine Dreieinigkeit, Arius keine ewige Gottheit Christi, Pelagius keine Nothwendigkeit des Beistandes der Gnade Gottes u. s. w. Daher schon Tertullian — im dritten Jahrhundert — jeden Versuch, die Irrgläubigen aus der Bibel zu belehren, für unnütz hielt, indem dieselben ihr einen ganz andern Sinn beilegen. So ging es fort bis ins sechszehnte Jahrhundert; Luther gab der Bibel in mehreren wichtigen Punkten eine andre Deutung als die frühere, wohl auch ebenderselben Stelle bald diese bald jene Deutung; Calvin wieder eine andre, von der Lutherschen abweichende; Zwingli und die Wiedertäufer verfuhren eben so; alle riethen dem Volke, die Bibel selber zu lesen, aber jeder wollte, daß das Volk sie nach derjenigen Deutung lesen soll, die er selbst der Bibel gab. So las dann jede Partei die Bibel nach der Auslegung, welche sie von ihrem Stifter eingelernt hatte, und welche von den andern Parteien als Irrthum erklärt ward.

Ist die Religion unmittelbare Offenbarung, und beruht sie folglich auf Geschichte, so können wir nur auf jenem Weg zu

ihrer gründlichen Erkenntniß gelangen, welcher schon in Deuteron. XXXII, 7. vorgezeichnet wird: „Gedenke der alten Tage; betrachte alle Geschlechter; frage deinen Vater, er wird dir's verkünden, — deine Ahnen, sie werden dir's sagen." So ordnete selbst zum Alten Testamente Moses noch die Tradition; er erklärte seinen Zeitgenossen das Gesetz, und befahl, daß die Väter ihren Kindern, und diese wieder ihren Kindern und Kindeskindern, den richtigen Sinn aufbewahren sollen; wenn auch da noch ein Zweifel entstund, so mußte der Hohe Priester, welcher dannzumal im Amte war, darüber entscheiden. —

Die Verbreitung der wahren Religion begann, laut der heiligen Geschichte, mit der Tradition. Es verräth daher große Befangenheit oder Unkunde, wenn man, um der Tradition ihr Ansehen zu rauben, sie mit dem Begriffe von Sagen — Mährchen — verwechselt. Man unterscheide wohl die apostolische Tradition, von der allgemeinen, — letztre oft mit abgeschmackten, unnatürlichen Legenden geschmückt, — die von der Kirche scharf getrennt werden. Nirgends kann selbst die Profangeschichte zu ihrem Behuf solch' befriedigende Zeugnisse, solch' vollgültige Authorität aufweisen, wie der Katholik bei seiner dogmatischen Ueberlieferung. Unstreitig muß der Glaube, nach seinem wesentlichen Begriffe, sich auf das Ansehen eines oder mehrerer, welche uns etwas als wahr berichten, gründen; je größer dieß Ansehen ist, desto sichrer ist auch der Glaube. Nun stützt sich der Katholik, — auch abgesehen von dem, seiner Kirche verheißnen, göttlichen Beistande —, auf das Ansehen der ganzen, übereinstimmenden, lehrenden Kirche, und zwar nicht etwa des jedesmaligen Zeitalters, sondern aller verflossnen Jahrhunderte. Dieß Ansehen ist doch unendlich beruhigender; als dasjenige eines einzelnen Menschen, — eines Luther, Calvin, Zwingli u. s. w. —, oder auch als dasjenige unsrer eignen Einsicht, besonders in einer solch' dunklen Sache, wie die Entscheidung ist: ob dieses oder jenes Buch ein, von Gott inspirirtes (eingegeistetes) Buch sei; denn offenbar kann sich ein Einzelner weit eher irren, als so viele Tausende der gelehrtesten Männer zusammen, bei ihrer ununterbrochenen Uebereinstimmung durch so viele Jahrhunderte. Denn nicht etwa blos mit dem Zeugnisse eines einzelnen Kirchenvaters, oder Schriftstellers begnügt sich in Glaubenssachen die Kirche, noch hat sie je einem einzelnen Kirchenvater eine absolute

Untrüglichkeit zugeschrieben, sondern es war allezeit ihr Grundsatz, was Vinc. Lerinus in s. Commonit. C. 3. 4. als Regel angiebt; sie hebt nämlich mit größter Sorgfalt heraus, was überall und allezeit und allgemein geglaubt ward. Dieß ist's, was den Katholik bezeichnet, wie schon der Name deutlich zu erkennen giebt. Allgemeinheit, Alterthum, Uebereinstimmung heißt also die Richtschnur. Diese so vernunftmäßige, faßliche Regel, welcher auch viele angesehene Protestanten ihren Beifall nicht versagen konnten, lag von jeher, erweislicher Maßen, allen Beschlüssen der Kirchenversammlungen zum Grunde; und von den Philosophen aller Zeiten ward die Uebereinstimmung, als ein gültiger Beweggrund der Annahme angesehen. Wenn dieß, schon menschlicher Weise betrachtet, von solchem Gewicht ist, wie beruhigend muß es erst sein, wenn man die göttliche Verheißung bei Matth. XXVIII, 20. in's Auge faßt, welche die Bürgschaft ausspricht, daß die Christen in Glaubenssachen nicht Fabeln statt Wahrheit erhalten. Diese klare und einfache Stelle kann nicht von Christi persönlicher Gegenwart und auch nicht blos von den Individuen der Apostel zu verstehen sein.

Immerhin ist doch vorzüglich zu beachten, wie die ersten Verkünder des Evangeliums, welche zum Theil unmittelbare Schüler der Apostel waren, die schwierigen, dunklen Stellen der heil. Schrift auslegten; denn was damals wahr war, ist und bleibt immer wahr. Was ist also in solchen Fällen natürlicher, als die Frage: Was haben, über diesen oder jenen Punkt, die Apostel den, von ihnen gestifteten Kirchen für eine mündliche Lehre hinterlassen? was behaupteten die ältesten Kirchenväter, von den Aposteln hierüber für eine Anleitung erhalten zu haben? was lehrt die, vom Beistande des Herrn bis zum Ende der Zeiten geleitete, Kirche über diesen Punkt? Oder sollte man etwa heutzutage mehr Fähigkeit besitzen, als vormals, die Wahrheiten und Geheimnisse des Evangeliums zu ergründen? Mußten nicht die Meinungen und Absichten Jesu und seiner Jünger am richtigsten von denjenigen aufgefaßt werden, welche in ihrer Nähe lebten? Oder blieb etwa die Wahrheit jenen ehrwürdigen Vätern des apostolischen Zeitalters verborgen? War ihre Entdeckung nur Luthern, Calvin, Zwingli und andern ihres Gelichters vorbehalten? Waren diese nicht vielmehr stets im Kriege gegen einander, so zwar, daß nicht selten die

Schüler die Lehrsätze ihres eignen Meisters verwarfen? Herrschte wohl gar die Finsterniß bis zu unsern Zeiten, wo die großen Wortführer des Illuminatismus ungescheut die Einheit des Lehrbegriffs als eine Gefährdung der Glaubens- und Gewissensfreiheit verwerfen, in der Stabilität die wahre Pest, und nur in der Mobilität — im stäten Wechsel der Glaubensansichten — das eigentliche Leben jeder christlichen Kirche erblicken?! — Nein wahrlich, wir werden weit besser thun, bei eintretenden Zweifeln über den richtigen Verstand einzelner dunkler Schriftstellen, uns an die Aussprüche des alten einmüthigen, im Griechischen und Hebräischen wohl eben so bewanderten, christlichen Lehramts (so war z. B. Hieronimus der lateinischen, griechischen, dalmatischen, chaldäischen und hebräischen Sprache mächtig, daher ihn Erasmus den „Fünfzüngler" hieß), als an die neuen, uneinigen, einander so grell widersprechenden Exegeten und Logomachisten (Wortklauber, Sylbenstecher) zu halten! Getrost laßt uns dem, was jene heiligen Männer des Urchristenthums lehrten, gläubiges, ehrfurchtvolles Gehör schenken! Was überall, und immer, und von der ganzen christlichen Kirche geglaubt ward, mag uns wohl eher zur Richtschnur unsers Glaubens und zur vollen Beruhigung dienen, als die stets wechselnden Meinungen unsrer neuern Dünkel- und Dunkelmänner! —

Ganz fälschlich hatten die Stifter der Reformation behauptet, daß man in den ältesten Jahrhunderten keine andre Glaubensnorm gehabt habe, als die heilige Schrift. Wir haben bereits gesehen, und werden uns im Verfolg noch fester überzeugen, daß die älteste Kirche die Norm des Glaubens, nach der Anordnung Christi und seiner Apostel, auf die Lehre der Bischöfe gründete; auch ist es geschichtlich erwiesen, daß uns mehrere Artikel blos durch mündliche Tradition der Apostel zugekommen sind; weit entfernt, daß das Alterthum alle Dogmen, als ausschließlich in der heiligen Schrift enthalten, behauptet hätte.

Eben so unstatthaft war ihre Meinung: daß die, in der heil. Schrift nicht enthaltenen Glaubenssätze nur abergläubische Anhängsel seien, welche man der Einfachheit des Glaubens und Gottesdienstes, in späteren Zeiten der Unwissenheit und Verdorbenheit hinzugefügt habe; denn es ist klar am Tage, daß all' jene, vermeint nachträglichen Zusätze, ihren Ursprung schon aus den ersten Zeiten herleiten. Wohl aber glaubten die Urchristen alles und jedes

Gotteswort, ohne Ausnahme, und hielten es mit gleicher Glaubenstreue fest, ohne Eines oder das Andre als unnütz, unbrauchbar, oder minder nothwendig zu behandeln, und aus der Reihe ihrer Religionsbegriffe wegzuschneiden und auszumustern; denn sie kannten, ehrten und fürchteten das Wort des Herrn: „wer auch nur Eines — selbst der geringsten meiner Gebote auflöst, und dieses auch Andre thun lehrt, der wird der Geringste heißen im Reiche der Himmel.“

Wer kann z. B. die Gültigkeit unsrer Taufe aus der heil. Schrift allein beweisen? Christus hatte nicht die Täuflinge mit Wasser über das Haupt zu begießen, sondern sie unterzutauchen (*βαπτίζειν*) befohlen. Nun ist aber dieser Gebrauch, schon seit mehreren Jahrhunderten, abgekommen, und bei den Katholiken, wie bei den Protestanten, wird die Taufe durch Begießung vorgenommen. Demnach beruht auch die Taufe der Protestanten lediglich auf Tradition und Kirchengebrauch. Daß Kinder getauft werden können, wissen wir nur von den Zeugen des Urchristenthums — also von der Tradition; aus der Schrift allein wüßten wir es nicht; vielmehr möchte man aus derselben das Gegentheil abnehmen, nämlich daß die Kindertaufe nicht nothwendig sey. Wohl lesen wir, daß der Herr die Kinder segnete, nirgends aber, daß er sie taufte, oder zu taufen befahl. Als er seinen Jüngern den Auftrag gab, alle Völker zu lehren, und sie zu taufen, fügte er bei: wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden; neugeborne Kinder aber können nicht glauben, auch kann man sie nicht lehren; daher man sie zur Taufe eher ungeeignet halten möchte. Ueberdieß sagt Paulus, die Kinder seien geheiligt, wenn auch nur Ein Theil der Eltern sich zum Christenthum bekenne, woraus man vermuthen könnte, die Kinder christlicher Eltern bedürfen überhaupt der Taufe nicht; und doch hält nicht blos die katholische Kirche, sondern auch die Protestanten halten die Taufe der Kinder für nothwendig. Die näheren Umstände bei der Taufe der Erwachsenen im Urchristenthum, kennen wir aus den Schriften der Kirchenväter hinlänglich. Der Erwachsene, welcher Christ werden wollte, mußte das, ihm vorgelegte, apostolische Symbolum annehmen; er mußte an Einen Gott, Schöpfer, Erlöser, heiligen Geist und an die Eine, katholische Kirche glauben, und einen unsträflichen Lebenswandel geloben; dann ward er als Catechumen (Glaubensschüler) aufgenommen, und als solcher, längere oder kürzere Zeit hindurch, geprüft, je nachdem er Zeichen eines

frommen Wandels gab; im günstigen Fall kam er unter die Auserlesenen (electos), welche zur Taufe zugelassen wurden, und hier erhielt er erst Unterricht in den christlichen Geheimnissen (von welchem vorzüglich derjenige des Cyrill von Jerusalem — catech. mystagog. — sich auf unsre Zeiten erhalten hat). Nachdem er getauft war, wurde er in die Kirche geführt und erhielt die Firmung, — von den ersten Kirchenvätern bald die „Hände-Auflegung", bald die „Salbung" genannt —, worauf er, wenn eben das heilige Opfer dargebracht wurde, zum ersten Mal daran Theil nehmen durfte.

Eine ähnliche Bewandtniß, wie mit der Taufe, hat es auch mit der Sonntagsfeier, in welcher wir Protestanten eine heilsame Vorschrift erkennen, obgleich die heilige Schrift ihrer nirgends erwähnt. Wohl spricht sie vom Sabbath, aber nirgends vom Sonntag. Nach der Tradition aber ward, von undenklichen Zeiten her, an der Stelle des Sabbaths der Sonntag gefeiert, um an ebendemselben Tage die zwei größten Wunder der alten und der neuen Zeitrechnung, — nämlich das Erwachen des Weltalls aus Nichts, und das Erwachen Jesu aus dem Grabe —, im Andenken zu bewahren. Das erste Gebot in der Bibel ist dasjenige der Heiligung des siebenten Tages — des Sabbaths, oder wie wir ihn nennen, des Samstags. „Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn." „Der siebente Tag ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes." „Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest." Nun aber ist Christus nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen. Er selbst hielt den Sabbath; er gieng, nach seiner Gewohnheit, in die Synagogen. Auch die Jünger hielten, den Sabbath über, sich stille, nach dem Gesetze. Dennoch machen die Protestanten aller Bekenntnisse, gleich den Katholiken, diesen Sabbath zum Werktage, und übertragen so das Gebot der Heiligung auf den ersten Wochentag, den Sonntag. Hiefür aber laßt sich unstreitig keine andre Authorität anführen, als einzig das ungeschriebene Gotteswort — die Ueberlieferung der katholischen Kirche, welche lehrt, daß die Apostel diese Veränderung, zur Erinnerung und Verherrlichung der Auferstehung des Welterlösers und der Sendung des heiligen Geistes, getroffen haben.

So folgen hiermit auch die Protestanten in manchen Stücken der Tradition; sie taufen die Kinder, sie copuliren die Eheleute, sie tragen das Abendmahl zu den Kranken, sie halten öffentliche

Beicht und feiern Sonn-, Fest- und Bußtage, — was alles keineswegs auf die heilige Schrift, sondern lediglich auf die Ueberlieferung sich gründet. Dagegen lassen sie, welche doch die Schrift allein, als Norm und Regel des Glaubens anerkennen, die klarsten Gebote der heiligen Schrift: die Fußwaschung (Joh. XIII., wobei wir ganz besonders auf V. 8. und 14. aufmerksam machen), die Firmung (Act. VIII, 15—17. XIX, 6.), die letzte Oelung (Jac. V, 14.) ganz außer Acht. Ein Verstoß, welcher übrigens von mehreren angesehenen, protestantischen Schriftstellern mit Recht gerügt ward. Und in der That ist wohl von den im Neuen Testament enthaltnen Geboten des Erlösers keines deutlicher und strenger vorgeschrieben, als das „Fußwaschen". Man lese nur aufmerksam die ersten siebzehn Verse bei Joh. XIII. Als Beweggrund für die erzählte feierliche Handlung wird angegeben: „die Liebe Jesu zu seinen Jüngern"; der Zeitpunkt fällt in die letzten Momente seiner irdischen Wirksamkeit; und vollends beachte man die Wichtigkeit, welche der scheidende Erlöser selbst seiner Handlung beilegt, indem er zu Petrus spricht: „Werde ich dich nicht waschen, so wirst du keinen Theil an mir haben"; und endlich sein Gebot am Schlusse der feierlichen Handlung: „Wenn ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollet auch ihr euch unter einander die Füße waschen". Wie nahe liegt hier die Frage: Unter welchem Vorwand können Leute, die einzig die Schrift als Richtschnur und Regel ihres Glaubens zu befolgen vorgeben, solch bestimmte Anordnung und Vorschrift gänzlich außer Acht lassen? Wäre diese Ceremonie noch in der Kirche beobachtet worden, als Luther und die andern Häupter der Protestanten zu dogmatisiren begannen, so würden sie dieselbe ohne allen Zweifel beibehalten haben; da sie aber von der Kirche waren gelehrt worden, daß jene Ceremonie nur bildlich sey, so beruhigten sie sich bei dieser Entscheidung, welcher doch der klare Sinn der Schrift zu widersprechen schien. So sagt z. B. Hugo Grotius: „Ich sehe nicht ein, warum die heilige Oelung nicht sollte beibehalten werden. Vom Ursprung der Kirche bis auf unsre Spaltung war sie aller Orten im Gebrauch. War sie ehemals nützlich, warum sollte sie es jetzt nicht mehr sein? Wer befahl es wohl, sie aus dem Wege zu räumen?" In gleichem Sinne äußerte sich auch der große Leibnitz in s. Syst. theol., nach dessen Urtheil „die Firmung dem,

durch die Taufe begonnenen, Werke die Krone aufsetzt", und die Oelung „auf's unzweideutigste in der Schrift gegründet" ist. Selbst Marheineke spricht die Ueberzeugung aus, „daß der wahrhaft alte, christliche und geistvolle Gebrauch der Firmung, von den Aposteln gewiß nicht ohne Geheiß ihres göttlichen Meisters, sei eingeführt worden."

Als Nachtrag zu unsrer obigen Behauptung des frühern Ursprungs der Tradition, fügen wir noch einige geschichtliche Umstände, über die allmählige Entstehung der heiligen Bücher bei.

Am ersten erschien das Evangelium des Apostels Matthäus, des Begleiters Jesu, welcher nach dem Zeugniß des heil. Chrysostomus 8 Jahre nach Christi Himmelfahrt, 30 Jahre vor der Zerstörung Jerusalems, bei'm Antritt seiner evangelischen Reise zu den Heiden, auf dringendes Ansuchen der Christen in Palästina (Eus. C. 3. hist. eccl.; Iren. 3, 1.; Hieron. de vir illustr.), in ihrer hebräischen Muttersprache, vor den Augen der Feinde Christi und Caiaphas, einen Entwurf der Geschichte Jesu und seiner Offenbarung verfaßte. Niemand wird indessen bezweifeln, daß die Religion Christi selbst, bereits praktisch eingeführt und im Gang war, ehe noch Matthäus sein Evangelium schrieb. (Gewiß ward das „Unser Vater" gebetet, ehe es bei Matth. VI. zu lesen war, und die Tauformel war im Gebrauch, ehe Matthäus sie aufzeichnete, da Jesus sie seinen Aposteln vorgeschrieben hatte.)

Von Marcus, dem Schüler und Gefährten des Petrus, erzählt uns Eusebius im 2. B. 14. C. auf das Zeugniß des Clemens von Alexandrien, daß ihn die Zuhörer Petri in Rom gebeten hatten, die Lehre Christi schriftlich aufzusetzen (Eus. 2, 15. Hieron. l. c.), worauf Petrus, von höherer Eingebung begeistert, das Werk untersuchte, durch sein Ansehen bekräftigte, und es in allen Kirchen zu lesen befahl. Er schrieb sein Evangelium in lateinischer Sprache, 27 Jahre vor Jerusalems Zerstörung.

Lucas, Gehülfe und Gefährte von Paulus, entwickelt im Eingang seines, in griechischer Sprache verfaßten, Evangeliums die Gründe selbst, welche ihn dazu bewogen; weil nämlich damals unter den Christen viele Schriften, als z. B. Evangelien von Philippus — Thomas — Petrus u. s. w., verbreitet wurden, und Paulus, um diese zu beseitigen, seine Schüler aufforderte, eine genaue Erzählung niederzuschreiben, worauf dann Lucas — nach

Versicherung des heiligen Hieronymus — diese Arbeit, unter den Augen seines Meisters, in Achajen und Böotien im Jahre 58, dem zweiten Regierungsjahr Nero's, unternahm, und solche seinem Freunde Theophilus widmete.

Johannes, Begleiter von Jesus, schrieb sein Evangelium, auf die Bitte der Priester und des Volks von Klein-Asien, (Eus. hist. eccl. C. 6. Hieron. l. c.) in griechischer Sprache, erst in seinem Greisenalter, zu Ephesus (wo er der, von Paulus gestifteten Kirche vorstund, und durch längere Zeit die Mutter Jesu, welche dieser ihm von der Höhe des Kreuzes empfahl, bei sich hatte) im Jahr 96 unter Kaiser Nerva, und hatte also die, von Christo geweissagte, Zerstörung Jerusalems früher erlebt gehabt; sein Evangelium hatte hauptsächlich zum Zweck, die Gottheit Christi zu beweisen, welche Cerinthus, Ebion und andre Häretiker zu läugnen begannen. In kühnem Adlerflug schwingt er sich über alle Gränzen der Zeit hinauf, zeigt uns Jesum im Schooße der Gottheit, als Sohn Gottes, als Gott selbst, und steigt mit demselben, von dieser unerreichbaren Höhe seiner göttlichen Größe herab, auf die Erde, um uns seine Menschwerdung, sein Leben und seinen Berufswandel unter den Sterblichen zu erzählen.

So verhielt sich's mit den Evangelien; sie wurden, so wie alle Schriften des Neuen Testaments, durch besondre und örtliche Umstände, aber durchaus nicht durch einen vorher überdachten Lehrplan veranlaßt. Die vier Evangelisten, von welchen zwei aus den zwölf Aposteln und zwei aus den zwei und siebenzig Jüngern waren, schrieben wohl Einiges von der Lebensgeschichte unsers Herrn, aber keiner die ganze Lebensgeschichte, oder alle seine Lehren nieder, vielmehr sagen sie an mehrern Stellen, daß der Herr sie noch Vieles vom Reich Gottes gelehrt habe; — besonders versichern sie dieses, rücksichtlich seiner Erscheinung, während vierzig Tagen nach seiner Auferstehung (Act. I, 3.); und Johannes schließt sein Evangelium mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß Jesus noch viele andre Dinge gethan habe, deren Erzählung eine Unzahl von Büchern ausfüllen würde. Was dann die Briefe betrifft, so enthalten solche theils Antworten auf Anfragen, theils Belehrungen an eigens benannte Kirchen, zum Theil auch an einzelne Individuen.

Wie wir oben bereits angedeutet haben, ist nicht Alles, was

Jesus lehrte, aufgeschrieben worden. Aus Marc. IV, 33 ersehen wir, daß er seine Lehre in vielen Gleichnissen vortrug, daß er aber (V. 34.) seinen Jüngern alles erklärte, wenn sie allein waren. Von diesen Erklärungen nun finden sich sehr wenige in den Evangelien aufgezeichnet; die meisten hinterließen die Apostel mündlich. Auch die Thaten Jesu enthielten oft wichtige Lehren, und dennoch sagt Johannes — XX, 30 und XXI, 25 — daß ein großer Theil derselben nicht aufgeschrieben sey. Selbst Paulus führt eine Stelle von Christus an — Act. XX, 35 —, die sich in keinem Evangelio vorfindet (Geben ist seliger als Empfangen). Die wichtigsten Geheimnisse wollten die Apostel schon gar nicht deutlich aufschreiben, damit die Heiden, wann ihnen die heiligen Schriften in die Hände fallen sollten, nichts davon verstünden; indem Christus den Aposteln befohlen hatte, die Perlen nicht vor die Schweine zu werfen. Darum zeigten sie solche nur dunkel an, und versparten die näheren Erläuterungen auf mündlichen Vortrag. (1 Cor. XI, 34. XVI, 2.) Daß auch Schriften der Apostel verloren gegangen sind, ergiebt sich aus 1 Cor. V, 9. wo Paulus sich auf einen Brief beruft, von welchem wir keine Kunde haben, — sowie auch der Brief Pauli an die Laodizäer ebenfalls verloren gieng. Der heil. Irenäus macht uns sogar auf die Möglichkeit aufmerksam, daß die Apostel gar nichts geschrieben hätten, wo dann das mündlich Ueberlieferte allein genügt haben müßte.

Von den ersten Kirchenlehrern waren einige in Asien, etliche in Afrika, andre in Europa, und keiner bei dem andern; sie schrieben über beide Testamente, der eine hebräisch, ein andrer griechisch, und auch latein, aber in solcher Uebereinstimmung, die wohl nur durch Einwirkung des heil. Geistes stattfinden konnte; wie Egesippus ein gleiches von den LXX Dolmetschern meldet, welche vom König Ptolomäus wegen des Alten Testaments waren zusammen berufen worden. Alle Apostel leitete der nämliche, heilige Geist, aber auf verschiedne Weise; jedem blieb seine persönliche Eigenthümlichkeit; aber — als Apostel gehörte er der Sache Jesu an. Daher lehrte oft ein Apostel nicht, was dagegen der andre lehrte, oder doch mit mehr Bestimmtheit vortrug, weil er mehr Veranlassung und Aufforderung fand, oder weil er tiefer als der andre in die Geheimnisse des göttlichen Rathschlusses, von dem heil. Geiste war eingeweiht worden, oder endlich weil seine Persönlichkeit

selbst an irgend einer Lehre mehr Licht, Trost und Freude fand. Paulus hebt mehr den Glauben, Petrus, mit Judas, mehr die Werke des Glaubens und der freithätigen Liebe hervor. Matthäus, Marcus und Lucas predigen, wie der critische, scharfsinnige Lessing bemerkt, den Sohn Davids, den Sohn Mariä, den Messias, im Fleische erschienen; Johannes — der Adler unter den Evangelisten — fliegt hoch empor in die Regionen des Lichtes und der ewigen Liebe, und verkündet den ewigen, den eingebornen, den menschgewordnen Gottessohn. Paulus scheint ganz im Elemente des Glaubens zu leben, Johannes lebt vorzüglich im Elemente der heiligen Liebe. Doch bei all' dieser Individualität, bei aller sich darstellenden Verschiedenheit in Hinsicht auf Materie und Form, herrscht im Grunde doch Einheit; denn keiner befindet sich im Widerspruche mit dem andern, weil beide vom nämlichen Geiste der Eintracht und Weisheit geleitet wurden.

Vernehmen wir nun die Aussprüche der ehrwürdigen Kirchenväter und Concilien, zu Bestärkung unsrer Ueberzeugung, daß das christliche Alterthum überall sich der Tradition bediente, um das geschriebene Gotteswort auszulegen und die Lehren des Irrglaubens zu berichtigen. Die klarsten, unverwerflichsten Zeugnisse hiefür finden wir schon bei den Kirchenvätern der ersten christlichen Jahrhunderte, gegen welche von protestantischer Seite niemals Zweifel oder Einwendungen erhoben werden konnten.

Wir beginnen mit dem Apostelschüler Ignaz, welcher den Erlöser nach seiner Auferstehung selbst noch persönlich gesehen zu haben bezeugt. Dieser ermahnte, auf seiner Reise von Antiochien nach Rom, wo er im J. 107 den Martertod litt, die Gläubigen überall — wie uns Euf. hist. eccl. C. 3. meldet —, „an den Ueberlieferungen der Apostel mit größter Standhaftigkeit festzuhalten.“ Dieselben Aussprüche finden sich auch in verschiednen seiner Briefe an die Gemeinden von Smyrna, Ephesus u. a. m., sowie in denjenigen seines Mitmartyrers

Polycarp, des Engels der Kirche von Smyrna (Apoc. II, 8.), gest. im J. 147. Dieser lehrte — wie uns sein Schüler Irenäus berichtet — „was ihn die Apostel lehrten, was die Kirche lehrt, was allein wahr ist.“

Vorzüglich schön, und ungemein gründlich schreibt Irenäus, Bischof zu Lyon, gest. im J. 207 über die Tradition und über die

Authorität der lehrenden Kirche; so zwar, daß selbst der ausgezeichnete Protestant Garve ganz aufrichtig gesteht (Ep. dedic. ad reg. Boruss op. S. Iren.) „Man würde leicht alle Religionszwiste beilegen, wenn man diesen heiligen Lehrer anhören und ihn zum Schiedrichter nehmen wollte.“ In seinem, von uns mehrmals schon angeführten Werke adv. hær. tadelt er aufs ernstlichste die Häretiker, welche die Ueberlieferung verschmähen, das verborgne Geheimniß zu wissen wähnen, und sich für weiser halten, als die Priester und selbst die Apostel. Er sagt ganz ausdrücklich in L. IV adv. hær. „In Erklärung der Schrift, müssen die Christen die Hirten der Kirche hören, welche in gerader Folge von den Aposteln herstammen, und durch das göttliche Wohlgefallen, mit der bischöflichen Nachfolge das Erbtheil der Wahrheit empfangen haben“, und setzt hinzu: „Die Sprachen der Völker sind verschieden, aber der Inhalt der Ueberlieferung ist einer und derselbe aller Orten; und die Kirchen in Deutschland lehren nichts andres, als die in Spanien, Gallien, Asien, Aegypten oder Lybien. Mit dem Glauben und der Ueberlieferung der größten, ältesten und allbekannten, von den zwei herrlichsten Aposteln Petrus und Paulus zu Rom gestifteten Kirche, müßen alle andren übereinstimmen. Wie wäre es, wenn die Apostel uns gar keine Schriften hinterlassen hätten? müßten wir uns nicht nach den Vorschriften der Tradition richten, welche sie denjenigen hinterließen, denen sie die Kirchen selbst zur Leitung anvertrauten? Dieses überlieferte Gesetz ist es, welches viele ausländische Völker befolgen, die weder Papier noch Dinte kennen und dennoch an Christus glauben: ihnen hat der Geist Gottes das Heil in die Herzen geschrieben, und treu bewahren sie die alte Tradition.“ Eine besonders merkwürdige, nachdrucksvolle Stelle über denselben Gegenstand findet sich auch in seinem Briefe an Florinus, einen Häretiker, welcher sich zu den Irrlehren der Valentinianer bekannte. „Solche Lehren,“ schreibt er ihm, „haben dir die Priester vor uns, die auch Jünger der Apostel gewesen sind, nicht überliefert. Denn ich sah dich, als ich noch sehr jung war, in Klein-Asien bei dem Polykarp. Der Dinge von damals erinnre ich mich noch besser, als der jüngst vergangnen, weil das, was wir in unsrer Kindheit gehört, mit unsrer Seele wächst und gleichsam Eins mit ihr wird; so daß ich den Platz bezeichnen kann, wo der selige Polykarp saß und lehrte und wo er aus- und eingieng,

seine Lebensweise und wie er ausgesehen, die Reden, die er an's Volk gehalten, und wie er von seinem Umgang mit den Aposteln und Andern, so den Herrn gesehen hatten, erzählte; wie er ihre Aussagen und was er von ihnen über den Herrn gehört habe, berichtete, sowohl in Beziehung auf seine Wunder als auf seine Lehren, wie er das alles von den Augenzeugen des Worts des Lebens empfangen hatte, alles was Polycarp in Uebereinstimmung mit den Schriften erzählte. Diese Dinge habe ich damals, durch die besondre Barmherzigkeit Gottes, fleißig angehört und bewahrt, indem ich sie nicht zu Papier brachte, sondern tief in mein Herz eingrub, und mit der Gnade Gottes erneure ich beständig das Andenken an dieselben in mir."

Clemens, Bischof von Alexandrien, gest. im J. 220, Schüler des Pantänus, bemerkt in s. Strom.: „daß es zwei Mittel für den Unterricht der Gläubigen gebe, das geschriebne Gotteswort und die ungeschriebne Lehre oder Tradition, und daß man, um die heil. Schrift würdevoll auszulegen, die Lehre Jesu nach frommer Ueberlieferung der Apostel erklären müße." Ebenderselbe bezeugt, „daß einige von den unmittelbaren Nachfolgern der Apostel, welche die Tradition der wahren Lehre aufbehielten, so wie sie von Petrus, Johannes, Paulus und Jacob verkündigt war, bis zu der Zeit gelebt haben, als er seine Stromata schrieb, um den Saamen des wahren Glaubens in die Herzen auszustreuen und einzupflanzen." Und an einer andern Stelle schreibt er: „Derjenige hört auf, ein Mann Gottes zu sein, er hört auf, Gott getreu zu sein, der sich gegen die kirchliche Tradition auflehnt, und sich abtrünniger Weise menschlichen Meinungen hingiebt."

Tertullian, Priester von Carthago, welcher ebenfalls im zweiten Jahrhundert lebte, beweist in s. Cor. mil. sehr ausführlich, daß es durchaus nothwendig sei, die mündliche Ueberliefrung, ebensowohl als die heil. Schrift zur Glaubensregel anzunehmen, indem, wie er darthut, viele wichtige Glaubenspunkte, deren er mehrere erwähnt, ohne die Ueberliefrung unerweislich blieben. In s. Præscr. adv. hær. sagt er: „Das ist göttlich und wahr, was vom Anfang her überliefert ist.... Uebrigens sollen uns die Häretiker den Ursprung ihrer Kirchen aufweisen; sie sollen uns die Aufeinanderfolge ihrer Bischöfe entwickeln, so, daß in aufsteigender Linie ihr erster Bischof entweder ein Apostel, oder ein

apostolischer Jünger war, wie die Kirche von Smyrna den Polycarp, wie die römische Kirche den Clemens aufweiset, deren der erstre von Johannes, der letztre von Petrus geweihet ward. Die Häretiker wühlen in den Schriften, und bringen Argumente aus denselben vor; denn in Glaubenssachen — behaupten sie — müße man auf keinen andern Grund seine Beweise bauen, als auf die geschriebnen Glaubensurkunden; so ermüden sie die Starken, nehmen die Schwachen gefangen, und erfüllen die Mittelmäßigen mit Zweifeln. Solche Zänkereien über den Sinn der Schrift, haben in der Regel keinen andern Erfolg, als daß sie das Hirn verderben.... Es ist mithin eine verkehrte Methode, sich nur auf die Schriften zu berufen, da diese entweder gar keine Entscheidung, oder höchstens nur eine zweifelhafte geben." Und an einer andern Stelle sagt er: „Wenn Zweifel über neue Fragen entstunden, wandte man sich zuerst an die apostolischen Kirchen; bei ihnen ehrte man noch mit heiliger Erinnerung die Kanzeln der Apostel, von welchen sie ihre Predigten verkündigten, auf welchen ihre Briefe gelesen wurden, die gleichsam den Ton ihrer Stimme und die Züge ihrer Gesichtsbildung vergegenwärtigten. Alles ward durch die Lehre und durch die Tradition der apostolischen Kirchen entschieden."

Origenes, Schüler des Clemens von Alexandrien, wegen seines beharrlichen Arbeitsfleißes Adamantius (der Diamantgleiche) genannt, gest. im J. 254, spricht die Lehre der damaligen Kirche mit folgenden Worten aus: „Wir dürfen denen keinen Glauben beimessen, welche, wenn sie wirklich canonische Schriften anführen, zu sagen scheinen: seht, ihr habt das Wort im Hause; denn wir dürfen unsre erste, kirchliche Ueberliefrung nicht verlassen, noch etwas andres glauben, als was die Kirchen Gottes, in ihrer ununterbrochnen Folge, uns gelehrt haben."

Mit heiligem Ernste, und voll Ehrfurcht für den Glauben ihrer Väter riefen die Mitglieder des, von Constantin dem Großen im J. 325 in Nicäa besammelten Concilium (S. 1. Abthl. S. 72.) aus: hæc est fides patrum; ita credimus, und sogleich ward das Glaubenssymbol bekannt gemacht, um zu zeigen, daß es nicht eine neue Meinung, oder eigne Erfindung, sondern die wahrhaft apostolische Lehre sei. (Daß die Verhandlungen dieses ersten oikumenischen Conciliums, dessen Aussprüche, Beschlüsse u. s. w. auch durch die Conf. helv. als ächtchristlich, rechtgläubig und voll-

gültig anerkannt wurden, haben wir schon S. 9—11 der 1. Abthl. gezeigt.)

Basilius, der große Bischof von Cäsarea, gest. im J. 378, sagt: „Es werden in der Kirche viele Lehren bewahrt und gepredigt, die theils aus geschriebnen Urkunden genommen sind, theils von apostolischen Ueberlieferungen herrühren, welche in der Religion gleiche Kraft haben und von niemanden widersprochen werden können, der die geringste Kenntniß der göttlichen Gesetze besitzt. Gebräuche verwerfen, deßwegen, weil sie nicht in der heiligen Schrift erwähnt sind, hieße so viel, als dem Evangelium selbst Abbruch thun."

Epiphanius, Bischof von Salamine, gest. im J. 403, sagt: „Man muß nothwendiger Weise die Ueberliefrung annehmen, indem man nicht alles durch die Schrift erlernen kann. Deßhalb haben die Apostel einige Wahrheiten durch die Schrift, andre durch den Weg der Ueberliefrung auf uns fortgepflanzt." Der gleichzeitige Erzbischof in der morgenländischen Kaiserstadt Constantinopel, Johann — wegen seiner ausgezeichneten Beredsamkeit Chrysostomus zugenannt — in seiner Erklärung der Stelle 2 Thess. II, 15. (So stehet dann fest, Brüder, und haltet euch an die Ueberlieferungen, die euch mündlich oder schriftlich von uns sind mitgetheilt worden!) macht hiezu folgende Bemerkung: „Es ergiebt sich hieraus ganz klar, daß die Apostel nicht Alles schriftlich (per epistolam) überlieferten; sehr vieles theilten sie mündlich mit. Das Eine, wie das Andre, ist unsers Glaubens in gleichem Grade würdig. Die Tradition sagt es; und das ist genug."

Augustinus, Bischof zu Hippo (dem heutigen Bona) in Afrika, der gelehrteste aus allen Kirchenvätern der lateinischen Sprache, behauptet in seinen vielen Schriften so oft und viel die Nothwendigkeit, neben den heiligen Büchern auch die mündlich hinterlaßne Lehre der Apostel als wahres Gotteswort und als Glaubensregel anzunehmen, und in Auslegung sowohl des geschriebenen, als des ungeschriebenen Wortes Gottes, die Kirche zu hören, daß man mit solchen Stellen, in denen er diesen Punkt behandelt, leicht ein besonderes Buch anfüllen könnte. So sagt er z. B. cont. Crescon.: „Um zu der Wahrheit der heil. Schriften zu gelangen, müßen wir demjenigen Sinne derselben folgen, den die allgemeine Kirche annimmt, welcher die heil. Schriften

selbst Zeugniß geben. Denn da die heil. Schrift selbst nicht irren kann, so muß derjenige, welcher bei der Dunkelheit der Fragen, die wir untersuchen, zu irren besorgt, jene Kirche darüber zu Rathe ziehen, welche von der heil. Schrift uns ohne alle Zweideutigkeit bezeichnet wird." Und in s. Ep. c. Manich. sagt er: „Ich würde selbst den Evangelisten nicht glauben, wenn mich nicht der Ausspruch der Kirche dazu bestimmte."

Vincenz von Lerin, in s. Commonit. adv. hær. — wegen seines vortrefflichen Inhalts „das goldne Büchlein" genannt — schreibt: „Man fragt vielleicht: wozu bedarf es, wenn der Canon der Schrift überall vollkommen zureichend ist, doch noch daneben der Authorität der kirchlichen Lehre? Die Ursache ist: weil die heil. Schrift, wegen ihrer Tiefe, nicht von Allen im gleichen Sinne verstanden wird, sondern unter verschiedenen Menschen, ein Jeder sie auf verschiedene Weise auslegt, so daß fast so viele Meinungen sind, als Lehrer derselben. Wir beobachten daher auf's sorgfältigste die Regel, welche uns alle die gelehrten und heiligen Männer der letztverflossnen Jahrhunderte überliefert haben, daß nämlich die göttliche Schrift, der Ueberlieferung der allgemeinen Kirche gemäß ausgelegt werden müße."

Gregor der Große bezeugt, „daß den vier ersten oikumenischen Concilien der nämliche Glaube beigemessen werde, wie den vier Evangelisten."

Und so könnten wir wahrlich noch viele Aussprüche der ausgezeichnetsten Kirchenlehrer der ersten christlichen Jahrhunderte anführen, welche alle die apostolische Ueberliefrung auf gleiche Höhe mit der Schrift stellen, und die Kirche als die einzig zulässige Auslegerin beider bezeichnen.

Wir machen hier übrigens noch auf einen besonders wichtigen Umstand aufmerksam. Es sind nämlich nicht die Katholiken der verschiednen Zeiten und Völker allein, welche für die fraglichen, von den Protestanten verworfnen, Ueberlieferungen Zeugniß geben, sondern auch alle noch bestehenden Häretiker und Schismatiker der früheren Zeiten, ohne Ausnahme. Die Nestorianer und Eütychianer z. B. verließen die katholische Kirche, in Vertheidigung einander widersprechender Irrthümer, vor beinahe vierzehnhundert Jahren, und bilden noch förmliche Kirchen unter Bischöfen und Patriarchen im ganzen Orient; in gleicher Art brachen die Griechischen, eigent-

lich sogenannten Schismatiker, zuletzt im eilften Jahrhundert, mit der lateinischen Kirche, und ihre Religion ist bekanntlich unter den Christen im türkischen und russischen Reiche die vorherrschende. Deßungeachtet stimmen diese und alle andern, aus älteren Zeiten herrührenden, christlichen Sectirer in allen, zwischen den Katholiken und Protestanten streitigen Artikeln, (den Punkt des päpstlichen Supremalrechts allein ausgenommen) mit den Ersteren überein und verdammen die Letzteren. Nun erkläre man, wie es möglich gewesen, daß genau dieselben Glaubenssätze von den Nestorianern in Bagdad, den Eutychianern zu Alexandrien und den Griechen in Moskau ganz ruhig seyen angenommen worden! Alle diese — vorzüglich die Griechen — erhoben jederzeit Einwendungen über verschiedne, minder erhebliche Gegenstände, den Gebrauch des ungesäuerten Brots im Abendmahle, die Tage und Art der Fasten u.s.w. — und dennoch haben sie, weit entfernt, die vorgebliche Neuheit der Gebete für die Abgestorbnen, der Verehrung der Heiligen, der Messe, der wirklichen Gegenwart u. s. w. anzufechten und zu bestreiten, vielmehr diese Lehren und Gebräuche, zu allen Zeiten und bis auf den heutigen Tag, eben so eifrig und warm behauptet, als die römischkatholische Kirche. —

Vernehmen wir nun schließlich noch die Urtheile gewichtvoller Protestanten, und zwar der Reformatoren selbst sowohl, als auch neurer, angesehener Theologen der deutschen und anglikanischen Kirche.

Luther und Calvin sprachen der Tradition freimüthig das Wort; ja sie rühmten sich selbst, daß sie der Unterweisung der ersten Jahrhunderte folgen und die Lehre der alten Kirche wieder in ihrer ursprünglichen Kraft und Reinheit herstellen; nebst dem Buchstaben der heil. Schrift betrachteten sie zugleich noch die Ueberlieferung der ersten Kirche bis zum fünften Jahrhundert, als Richtschnur des Glaubens. Aus der Augsburger Confession, 1540. Wittenb., ersehen wir, wie man sich zur Zeit der Reformation, noch auf das Alterthum berief, den Glauben der alten Kirche pries, und häufig Zeugnisse aus den Kirchenvätern anführte. Luther selbst hält, wegen der verschiedenen Schriftauslegungen, für nöthig, zur Erhaltung der Einigkeit des Glaubens, die Decrete der Concilien zur Hand zu nehmen, folglich an die Tradition sich zu halten. Im Comm. zu Joh. XVI. gesteht

er: „Wir haben den Papisten manches zu verdanken; — dahin gehört das Wort Gottes, welches wir von ihnen erhalten haben; wir würden sonst gar nichts davon wissen.“ (Und in der That, wie hätte Luther, ohne unmittelbare Offenbarung, die Göttlichkeit der Bibel erkennen und wissen können, wenn er die Ueberliefrung und das Ansehen der ganzen Kirche verworfen hätte?) Im Jahr 1518 schrieb er an den Cardinal Cajetan in Augsburg, „daß die Meinungen einzelner Väter und Lehrer ihn nicht hinlänglich befriedigen, sondern er die Stimme der Braut zu hören wünsche, und die Kirche über die zweifelhaften Sätze entscheiden möge, welcher er dann folgen werde.“ Und in seinem Briefe an den Markgrafen von Brandenburg sagt er frei heraus: „Gefährlich und schrecklich ist's, etwas hören oder glauben, was dem allgemeinen Zeugniß und der Lehre der heiligen katholischen Kirche, die sie von Anfang mehr als fünfzehn Jahrhunderte hindurch aufbewahrt hat, zuwider ist.“ Im Jahr 1532 schrieb er (wider die Rottengeister): „Wer daran zweifelt, was von Anfang her, und soweit die ganze Christenheit ist, einträchtiglich gehalten ward, der thut ebensoviel, als glaubte er keine christliche Kirche, und verdammt damit nicht allein die ganze heilige, christliche Kirche, als eine verworfene Ketzerin, sondern Christum selbst, mit allen Aposteln und Propheten, die diesen Artikel: ich glaube an eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, gegründet und gewaltig bezeugt haben; nämlich Christus bei Matth. XXVIII: Siehe, ich bin und bleibe bei euch bis an der Welt Ende, und St. Paulus 2 Tim. III: die Kirche Gottes ist eine Säule und Grundfeste der Wahrheit.“

Auch Zwingli giebt zu, „daß die Apostel mündlich lehrten, und daß ihre Briefe nicht so sehr den Zweck hatten, die Völker zu unterrichten, als sie vielmehr in dem zu bekräftigen, was sie mündlich gehört hatten; daß auch vieles wahr, christlich, Gottes Verordnung und Offenbarung gemäß sei, was sich aus der Schrift nicht beweisen lasse.“ Beza und Calvin beriefen sich selbst gegen die, aus ihrer Schule ausgetretenen Arianer, auf die Tradition. Calvin in seiner Lehre über den zweiten Brief an Tim. führt sie auf das ungeschriebene Wort zurück; „dadurch ist nun der Stolz einiger Unsinniger gedemüthigt, die sich rühmen, keine Lehrer zu brauchen, weil schon die Lesung der heil. Schrift hinlänglich sei. Wer die Hülfe des ungeschrieb-

nen Wortes von sich stoßt, und sich blos mit der stummen Schrift begnügt, der wird es bald fühlen, welch' ein großes Uebel es sei, das von Gott und Jesu Christo angeordnete Mittel des Unterrichts zu verachten." Und daß in der protestantischen Kirche niemals Einheit herrschen könne, so lang sie die Tradition verwirft, hat schon Casaubonus eingestanden, indem er p. 247 der Epist. pr. viror. sagt, daß Luther, Calvin und Zwingli sich nur eben deßwegen nie zu vereinigen vermochten, weil sie die Tradition verlassen hatten.

Auch Hugo Grotius stund in der vollen Ueberzeugung, daß ohne Tradition keine Gewißheit in der Lehre möglich sei; in seinem gehaltvollen und unparteilichen Voto pro pace sagt er S. 137: „Alle mündlichen Lehren der Apostel müßen mit ihren schriftlichen gleiches Ansehen haben; Paulus selbst befiehlt ja, daß man allem gehorchen müße, was er lehre, es sei nun mit Worten oder aber in Briefen. Mit vollem Rechte muß vorausgesetzt werden, daß Alles das von den Aposteln herrührt, was allgemein angenommen ist, und wovon man keinen andern Ursprung ergründen kann. Wenn sich an diese Voraussetzung auch noch Zeugen von vorzüglicher Frömmigkeit und Bescheidenheit, die noch obendrein in der Kirche ein großes Ansehen behaupten, anschließen und uns sagen: das rührt von den Aposteln her! so können wir in der That keine zuverläßigeren Beweise davon wünschen, da es gerade ebendieselben sind, durch welche wir zur Ueberzeugung, welche Schriften apostolisch, und welche es nicht sind, gelangen." S. auch H. Grotii proleg. in libr. de j. b. et. p. und seinen Brief an Uptentogard von 1614.

Prof. Dr. J. S. Semmler schreibt: „Nur Unwissenheit in der Geschichte kann christliche Religion mit Bibel verwechseln, als ob es keine Christen gegeben hätte, da es noch keine Bibel gab, und als ob diejenigen weniger gute Christen gewesen wären, welche nur einen Theil der Evangelien und apostolischen Briefe kannten. Vor dem vierten Jahrhundert war von einem vollständigen Neuen Testament keine Rede, und doch gab es immer ächte Christusschüler, stärkere, schwächere, je nachdem sie sich vom alten Judenthume losmachten." (S. Hirschings histor. Handb. B. 21.)

Plank sagt in s. Gesch. der Entst. des prot. Lehrbegriffs: „Wenn es den Reformatoren klar gewesen wäre, was Alles in

dem Grundsatze lag: daß die Bibel das einzige Glaubensprinzip sei, so würden sie ihn vielleicht lieber wieder aufgegeben haben."

Dr. und Prof. Clausen, Ammon, Rosenmüller, Grieß-bach und andere der angesehensten Theologen des protestantischen Deutschlands äußern übereinstimmend die Ansicht, daß das Christen-thum ursprünglich mehr durch mündlichen Unterricht, als durch Schriften sei verbreitet worden, daß die meisten heiligen Bücher Früchte der ältesten christlichen Tradition seien, daß mehrere Aussprüche Jesu und der Apostel in den Schriften der Kirchenväter noch in ursprünglicher Reinheit gelesen werden, und daß die Lehre Jesu sei vorgetragen und entwickelt worden, lange bevor seine Schüler an eine schriftliche Aufzeichnung derselben dachten. In gleichem Sinne erklärte sich auch Schröckh III, 210. — Keiner hat aber wohl die Nothwendigkeit der Tradition mit stärkern Gründen dargethan, als Lessing in seinen Beitr. IV, 181 u. 182. V, 177. VI, 15. und in seinem theologischen Nachlasse. „Die Tradition", sagt er, „und nicht die Schrift, ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbaut ist.... Das ganze Alterthum ruft mir einmüthig zu, daß unsere Reformatoren unter dem, ihnen so verhaßten Namen der Tradition, gar zu vieles weggeworfen haben. Sie hätten schlechterdings wenigstens dem, was Irenäus darunter versteht, das nämliche göttliche Ansehn lassen müßen, was sie so ausschließungsweise der Schrift einzuräumen für gut fanden." Irenäus aber betrachtete die Tradition als das Heiligthum der Kirche, welches durch die ununterbrochene Folge ihrer Vorsteher, in seiner vollkommnen Reinheit erhalten worden sei. Nach seinen Grundsätzen galt die mündliche, dogmatische Tradition, als eine zuverläßige Erkenntnißquelle der Wahrheit, und wurde, neben den Schriften der Apostel, als solche gebraucht; denn er widerlegt den Lehrbegriff der Häretiker gerade dadurch, daß er ihn als einen solchen darstellt, der mit dem Inhalte der mündlichen, dogmatischen Tradition, welche sich in den apostolischen Kirchen von Anfang her erhalten habe, im Widerspruch stehe.

Der große Leibnitz in seiner Antwort an Pirot sagt: „Alles, was zum göttlichen Glauben gehört, da uns neue Offenbarungen mangeln, kann uns nicht anders, als durch die heilige Schrift, oder durch die Tradition der alten Kirche zukommen."

Selbst der bekannte Scepticker Dr. Paulus in Heidelberg fühlt sich zu der Behauptung gedrungen (Sophr. B. 2. H. 1.): „Nur Tradition vermag es uns zu sagen, was einst geschehen, also auch was einst gedacht und geglaubt worden sey; nur durch die Ueberlieferung können wir letzteres erlernen.“

Münscher, Prof. der Theol. in Marburg, sagt in s. Handb. der christl Dogmengeschichte: „Aus allen bisher angestellten Untersuchungen geht als Folge hervor, daß die Protestanten, wenn sie gegen die Tradition kämpfen, die unbefangne Geschichte ganz und gar nicht auf ihrer Seite haben. Die katholische Kirche hat keineswegs Unrecht, wenn sie behauptet, daß bei den älteren Christen die Tradition in höchstem Ansehen gestanden sey.... Es ist ein ganz falscher Ausschlag, die biblischen Schriften als vollkommne Lehrbücher der christlichen Religion ansehn zu wollen. Sie sind weiter nichts, als ehrwürdige und unschätzbare Bruchstücke, die ein Beispiel, sowohl der Lehrart damaliger Zeiten, als auch vieler Artikel der Religion selbst, an die Hand geben.“

Auch Delbrük, Prof. in Bonn, äußert sich in gleichem Sinne: „Summa! Wer das Schriftwort des neuen Bundes zur höchsten Erkenntnißquelle des Glaubens erhebt, erklärt es für etwas, was es seiner Natur nach nicht seyn kann, der Absicht des Herrn gemäß nicht sein soll, seinen eignen Zeugnisse zufolge nicht seyn will, und — setze ich hinzu — für etwas, wofür es in den ersten Jahrhunderten, als das Christenthum in der Fülle seiner Kraft bestand, keineswegs gegolten hatte.“

Noch dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß die Zweckmäßigkeit der Berücksichtigung der Tradition in Verbindung mit der heiligen Schrift, auch von dem berühmten Marheineke behauptet und von Bretschneider zugegeben wird. (Allg. Kirch-Z. 1835, No. 135)

Wir verweisen hier zum Ueberfluß noch auf mehrere triftige Beweisstellen im 1. Heft des 1 Bandes S. 31–35.

Wie sehr übrigens den Protestanten, an der Bestreitung des katholischen Lehrbegriffs über diesen Punkt gelegen sein müße, ersehen wir aus dem Geständniß Sozins: „Lese man die Schriften der Papisten gegen die Protestanten, und man wird deutlich wahrnehmen, daß, wenn man sich, neben den heiligen Schriften, auch an das Ansehen der Kirchenväter halten muß, wir alle, wie

wir sind, — Lutheraner, Calviniſten u. ſ. w. —, den Prozeß verlieren.“ Auch Tſchirner ſagt in ſeinem Brief von 1826: „Gilt die Tradition, auf welche ſich die katholiſche Kirche immer beruft, ſo hat ſie gewonnen.“

Und wie manche der ausgezeichnetſten, theologiſchen Schriftſteller der anglikaniſchen Kirche führen der Tradition auf's Entſchiedenſte das Wort! So ſagt z. B. Roſe, deſſen gründliche „Erörterung des Zuſtandes der proteſtantiſchen Religion in Deutſchland“ auch in unſre Sprache überſetzt ward: „Um Licht und Wahrheit zu haben, müßen wir, vorerſt zwar zur heiligen Schrift, dann aber, — wenn Schwierigkeiten in der Auslegung ſich zeigen —, zu den chriſtlichen Schriftſtellern unſre Zuflucht nehmen, welche zur Zeit der Entſtehung des chriſtlichen Syſtems lebten.“

Die ſchlagendſten Gründe für die Wahrheit der katholiſchen Lehre in Beziehung auf die Tradition führt der berühmte Lingard in ſ. Schrift gegen den Biſchof March an, wo er auf's überzeugendſte darthut, daß ohne Hilfe der Erblehre die göttliche Inſpiration der Schrift ſelbſt nicht bewieſen werden könne. „Wie (ſagt er) kann die Schrift ihre eigene Inſpiration beweiſen, auf welcher doch unſtreitig ihre ganze doctrinelle Authorität beruht? Der Beweis für ihre Inſpiration muß vorerſt geführt werden, ehe ein einziger Punkt der Lehre aus ihrem Zeugniß abgeleitet werden darf. Wenn ihr bei dem Verſuche, die göttliche Inſpiration eines Buches darzuthun, ſeine Inſpiration vorausſetzet, ſo verfallt ihr in eine petitio principii, d. h. ihr nehmt ſchon als ausgemacht an, was ihr zu beweiſen unternommen habt. Setzet ihr aber ſeine Inſpiration nicht voraus, ſo hat ſein Zeugniß über dieſen Punkt nicht mehr Gewicht als dasjenige irgend eines Profan- oder Kirchenſchriftſtellers. Vielleicht wird man ſagen, aus dem traditionellen Zeugniß ergebe ſich, daß die Verfaſſer die Apoſtel Chriſti, daß ſie vom heiligen Geiſte geleitet waren, ſomit keine falſche Lehre vorbringen konnten, und daß demnach ihre Schriften von Gott eingegeben ſeyn mußten. Aber woher ſtammt denn alle dieſe Kunde? Stammt ſie von dem traditionellen Zeugniß her, ſo iſt alſo falſch, daß die Inſpiration der Schrift aus der Schrift allein bewieſen werden könne; verdankt man ſie der Schrift, ſo müßt ihr deren Inſpiration nachweiſen, ehe ihr für ſolche Behauptungen vom Leſer Glauben verlangen könnt. Es iſt ſomit unthunlich, den Canon

oder die Inspiration der Schrift aus der Schrift allein festzustellen; die Erkennntniß beider muß aus der Tradition abgeleitet werden."

Ganz besonders bündig und kraftvoll spricht sich auch W. Cobbet in seiner Gesch. der protest. Ref. in Engl. hierüber aus. „Wir Anhänger der reformirten Kirche" — sagt er — „suchen und finden in dem Neuen Testament das wahre und ächte Wort Gottes, die einzig richtige Anleitung zum Heil unsrer Seelen; es muß daher für uns höchst wichtig sein, zu wissen, auf welche Weise wir zu diesen Worten des ewigen Lebens gelangt seien, und welchen Beweis wir für die Aechtheit dieses Neuen Testaments besitzen. O wie ärgerlich für uns Protestanten, daß wir dieß hochheilige Buch vom Papst und der katholischen Kirche empfangen haben, welche man uns als abgöttisch und verdammlich schildert! Wie lange nach Christi Tod ward erst das Evangelium einiger Maßen in seine jetzige Form gebracht! In wie vielen Kirchen verschiedner Länder ward es gepredigt, noch ehe es als Wegweiser der christlichen Kirche anerkannt ward! Erst nach vier Jahrhunderten ward das geschriebne Evangelium, einer katholischen Kirchenversammlung und dem Papst, als ihrem Oberhaupt, vorgelegt. Wie viele Evangelisten gab es noch, — außer den dermal gültigen —, von andern Aposteln und ihren Jüngern, z. B. Evangelium S. Jacobi — Thomæ — Basilidis — Andreæ — Nicodemi — Bartholomæi — Marcionis — Pauli — Valentini — Philippi — Barnabæ — Jacobi majoris und noch eine Menge andrer! All' diese wurden, lange nach dem Tode ihrer Verfasser, einem Concilium der katholischen Kirche, (zu Carthago im J. 397 unter Innocenz I.) zum Entscheid für oder wider ihre Aechtheit, vorgelegt; dieß Concilium erklärte sich für diejenigen von Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes. Es entschied, daß diese vier Evangelien sollen angenommen und geglaubt, alle übrigen aber verworfen werden. — Ohne die Tradition könnten wir also nicht einmal beweisen, daß das Neue Testament Gottes Wort sei. — Ueberdieß noch hat auch die heutige, reformirte Kirche Englands, eine Liturgie beibehalten, welche größtentheils vom katholischen Cultus herstammt, sowie auch das Nicäische und Athanasische Glaubensbekenntniß, welche ebenfalls vom Papst und Concilium angeordnet und eingeführt wurden. Und diesen Papst heißen wir den

Antichrist, — diese Kirche heißen wir abgöttisch; welche Ungereimtheit! welcher Wiederspruch!“

Molanus, Leibnitzens gelehrter Mitarbeiter an dem großen Vereinigungsplan, sagt in Bossuet's nachgel. Werken: „Die Gemäßigten unter den Protestanten stimmen doch darin überein, daß wir nicht nur die heilige Schrift selbst, sondern auch ihren wahrhaften, rechtgläubigen Sinn in allen Fundamentalpunkten, der Tradition zu verdanken haben, ohne vieler andrer Dinge zu erwähnen, von welchen Calixt, Horneius und Chemnitz schon lange gestunden, daß wir sie blos durch die Tradition erfahren können. So viel ist gewiß, daß alle Protestanten, welche nebst dem apostolischen Symbolum auch noch die fünf ersten oikumenischen Concilien und die Uebereinstimmung der ersten fünf Jahrhunderte, als theologischen Grundsatz annehmen, wenig Ursache finden können, mit der katholischen Kirche in Streit zu gerathen.“ (Bossuet bemerkt bei dieser Stelle: der Verfasser giebt zu, daß wir der Tradition nicht nur die heil. Schrift selbst, sondern auch die gesetzliche, natürliche Auslegung derselben verdanken, und daß es Wahrheiten gebe, welche man ohne Beihülfe der Tradition nicht zu erkennen vermöge.) Aehnliche Beweisstellen könnten wir noch aus Collier's Rechtf. der Gr. und Verth., Patrik über die Tradition, Reeve über den recht. Gebr. der Kirchenv., Hammond über die Här. u. a. m. anführen.

Der gelehrte Bischof von St. Asaph, Beveridge, sagt in seiner Sammlung der Can. der ursprünglichen Kirche: „Wir fahren allzeit sichrer, wenn wir untersuchen, was die allgemeine Kirche, oder doch wenigstens der größre Theil der Christen dachte, und wenn wir uns derjenigen Meinung anschließen, welche einstimmig von den Christen aller Jahrhunderte angenommen ward. Wohl giebt's mehrere Artikel, die man nicht in der hl. Schrift bestimmt ausgedrückt findet, die aber dennoch, durch die allgemeine Beistimmung aller Christen, aus derselben gefolgert werden können, z. B. die Anbetung dreier unterschiedner Personen der heil. Dreifaltigkeit, — daß jede von ihnen Gott sei, daß es aber doch nur Einen Gott gebe, — daß Christus Gott und Mensch in einer Person sei u. s. w. Diese und ähnliche Punkte sind in den heil. Schriften nicht wörtlich angemerkt, dennoch aber darauf gegründet, worüber man von jeher unter den Christen einverstanden war. Ebenso sind die Taufe

der neugebornen Kinder, die ehrerbietige Haltung des Sonntags, die jährliche Feier der Geburt, — des Leidens, — der Auferstehung und Himmelfahrt des Erlösers, sowie der Ausgießung des heil. Geistes u. s. w. nirgends in den heil. Schriften angeordnet, dennoch aber seit undenklicher Zeit in der Kirche ausgeübt worden; wie könnten sie wohl so einstimmig, an allen Orten, zu allen Zeiten und bei allen Christen, Eingang gefunden haben, wenn diese Begriffe nicht ursprünglich in allen Herzen gewurzelt, und von der apostolischen Tradition hergerührt hätten." (Dieß ist ebenderselbe anglicanische Theologe, von welchem uns die Schweiz. Evangelische Kirchenzeitung 1843 Nr. 12. folgende anziehende Nachricht mittheilt: „Der fromme Bischof Beveridge kannte auf seinem Sterbelager keinen seiner Freunde und Verwandten mehr. Ein inniger Freund rief dem Sterbenden zu: Bischof Beveridge, kennen Sie mich noch? Wer sind Sie? fragte der Bischof. Er kannte den Namen nicht mehr. Darauf trat die Gattin zum Sterbenden; auch diese kannte er nicht mehr. Bischof Beveridge! Kennen Sie den Herrn Jesum Christum? fragte ein Andrer. Da erwachte er wieder aus dem Sterbeschlummer. O ja, ich habe ihn schon vierzig Jahre gekannt. Köstlicher Heiland; Er ist meine einzige Hoffnung!"

Die ausgezeichneten Theologen der reformirten, anglicanischen Kirche: Thorndyke, Dodwel, S. Parker, Bull, Waterland u. a. m. gehören sämmtlich zu den Anhängern und Vertheidigern der Tradition. Ueberhaupt anerkennt — wie wir schon früher gezeigt haben — die Kirche Englands die ersten Glaubensbekenntnisse und die Beschlüsse der vier ersten Concilien; sie unterwirft sich den einstimmigen Aussprüchen der Väter der fünf ersten Jahrhunderte der katholischen Kirche.

Uebrigens wird dieser Artikel in allen katholisch-dogmatischen Lehrbüchern (welche freilich von unsern protestantischen Zeloten eher gelästert, als gelesen zu werden pflegen) ganz ausführlich und gründlich erörtert. Besondere Aufmerksamkeit verdient auch die Abhandlung von Dr. Jarry in Stolbergs Geschichte der Religion Jesu, VIII. 442.

Wenn, im schroffen Gegensatz mit all' diesen Urtheilen der angesehensten, geistreichsten Männer, älterer und neuerer Zeit, ein protestantischer Schweizertheologe, — dessen schon S. 218 der

1. Abthl. und S. 61 der 2. Abthl. gedacht ward —, zu behaupten sich nicht entblödete, „daß die Tradition mit den unzweifelhaftesten Aussprüchen des Erlösers im auffallendsten Widerspruch stehe," und „daß in den Entscheidungen der Kirchenversammlungen weit öfter der Geist des Neides, der Rechthaberei, der Herrschsucht und Gewaltthätigkeit, als aber der Geist Gottes und der sanftmüthigen Weisheit herrschte;" so weiß man wahrlich kaum, ob man sich mehr über den vermeßnen Dünkel, oder über die Unkunde eines solchen theologischen Schriftstellers, verwundern soll. Bestunden die Concilien in Wahrheit aus Leuten, wie sie von ihm geschildert werden, so mußten die Reformatoren, nothwendiger Weise, auch den ächten Canon der heiligen Schrift selbst verwerfen, weil dieser — wie wir bereits zeigten — durch die, auf dem dritten Concil von Carthago und in einem Decrete des Papstes Innocenz I. erklärte, Ueberlieferung und Autorität der Kirche war festgesetzt worden. Diese Thatsache ist so klar, daß die gelehrtesten Protestanten und selbst Luther sich gezwungen sahen, solches in ebenso bündigen Ausdrücken anzuerkennen, wie es von Augustinus in seiner — oben S. 183 erwähnten — Erklärung geschehen war.

Mit eben derselben Unbefangenheit, welche unsre obige Erörterung dieses, allerdings hochwichtigen Gegenstandes leitete, sprechen wir nun auch, am Schlusse derselben, unsre zuversichtliche Ueberzeugung dahin aus: Alles, was die verschiednen, christlichen Kirchenparteien, an Bedingungen und Mitteln besitzen, um zum Glauben an Christum zu gelangen, das erhielten sie nur durch die katholische Kirche und von ihr. — Den Begriff von Christus als dem Gottessohn, dem lebendigen Worte, das vom Anfange bei Gott und Gott selbst war, den Glauben an diesen Christus, hat die katholische Kirche bewahrt, und von ihr haben die Protestanten ihn erhalten. Das Wort Gottes an uns Menschen durch diesen Christus, das Wort, dem wir glauben, dieser Wegweiser zur Seligkeit, — es ist durch die katholische Kirche an die Reformatoren und all' ihre Nachkommen gelangt; und wiewohl diese sich des lebendigen Worts entschlagen und nur das geschriebene behalten haben, — auch dieß geschriebne Wort ist von Katholiken geschrieben, — es ist die katholische Bibel, an welcher die Protestanten halten bis auf den heutigen Tag. Ob also auch Luther sich gerühmt (mit Recht oder Unrecht, bleibt

hier außer dem Streit), daß er die Bibel zu Erfurt „unter der Bank gefunden und hervorgezogen“ habe, — die katholische Kirche hatte sie hingelegt, — ohnedem konnte er sie nimmer finden und hervorziehen. Wer die Geschichte anders weiß, wer einen andern Weg kennt, auf welchem die Protestanten zur Bibel — dem nach ihrer Meinung einzig ächten, Gotteswort —, und mit der Bibel zu der Erkenntniß des seligmachenden Glaubens gelangt seien, — der trete auf und spreche! — Und woher wissen die Protestanten, daß gerade diese Schriften wirklich alle von Christi Schülern verfaßt wurden? Wer entschied über die Aechtheit des Canons des Neuen Testaments? Wer gab diesem das historische Creditiv der Glaubwürdigkeit? (Das Evangelium von Markus, welcher Jesum nicht sah, ward als canonisch erklärt, dasjenige von Nicodemus hingegen, welcher doch — wie Johannes bezeugt — Jesum sah, ward nicht in den Canon aufgenommen; das Evangelium von Lucas ward aufgenommen, und dasjenige des Apostels Bartholomäus ward verworfen.) Dieser Canon, und das ihm zu Grunde liegende Urtheil der katholischen Kirche, genießen doch immer noch solches Ansehen bei den Protestanten, daß keine Klügeleien und Spitzfindigkeiten dasselbe zu schwächen im Stande waren. Mochte auch Luther, in seinem Ingrimm gegen die „guten Werke“, den Brief Jacobs einen „strohernen“ heißen, dennoch behauptet dieser Brief seinen Platz noch heutzutage unter den canonischen Büchern. Auch die gerühmtesten Schriftforscher neurer Zeit, und alle Künste ihrer Gelehrsamkeit, haben vergeblich ihr critisches Messer um die Reihe an alle Theile des Canons gelegt; sie haben bald diesen bald jenen Brief — ja unlängst hat einer auch das geistreichste Evangelium weggeschnitten; allein ihr Schnitt hat nicht gehalten; noch stehen alle canonischen Schriften festverbunden gegen diese Angriffe, und wenn sie je unter uns fallen sollen, so könnten sie nur miteinander fallen. — Daß dieses so ist, das haben die Protestanten, nächst Gott, der katholischen Kirche zu verdanken; ohne die Authorität, welche sie der Schrift, als einem Complex heiliger Bücher, gegeben hat, würde sich diese, unter den Händen protestantischer Anatomen, schon jetzt in lauter trügliche und verdächtige Urkunden aufgelöst haben. — Wer von der Geschichte des Canons, und wie wir Protestanten zu einem solchen, d. h. zu einer bleibenden, heiligen Schrift gelangten, anders zu berichten weiß, der trete hervor und spreche! —

Geschieht dieß nicht — und kann es nicht geschehen, kann all' den, von uns beigebrachten Zeugnissen und Beweisen der Glaube durchaus nicht verweigert werden, so möge doch endlich die leidenschaftliche Lästerung verstummen, ihre Unmacht einsehen und der Traditionslehre das ihr gebührende Recht unverkümmert angedeihen lassen! — !

Inhalts-Verzeichniß

der ersten Abtheilung des zweiten Bandes.

Seite.

Priesterlicher Cölibat; geschichtliche Begründung; Vorstellungen davon bei den Völkern des Alterthums . 1.
Aussprüche Christi und seiner Apostel 2.
Paulinische Beweisstellen . . . . 3.
Zergliederung anscheinender Widersprüche. . . . . —.
Urtheile der Kirchenväter und Concilien 6.
Meinungen der Reformatoren . . . 8.
Ansichten neuerer, protestant. Schriftsteller: Huseland, Menzel, Joh. von Müller u. A. . . . . —.
Ehelosigkeit andrer Stände: der Militärpersonen, Dienstboten u. Armen 11.
Theilweise Versuche zu Aufhebung des priesterlichen Cölibats . . . 12.
Ursprung der klösterl. Vereine; Zeugniß von Eusebius . . . . . 13.
Verschiedene Arten ihrer Stiftung; ihre Rechtmäßigkeit, ihre evangel. Grundlage . . . . . 14.
Derselben Verdienste um die bürgerliche Gesellschaft, und um die Gelehrsamkeit . . . . . 16.
Unbefangene Zeugnisse angesehener, protest. Schriftsteller: Menzel, Herder, Oken . . . . . 17.
Gobbet, Gibbon, Dracke, Mabillon u. A. 19.
Warnende Stimme J. M. v. Sailers 21.
Das Institut der Jesuiten . . . . 22.
Geschichtliche Begründung; biographische Notizen über den Stifter; Verdienste des Ordens um die Verbreitung des Christenthums . . . 23.
Ebenso um alle Zweige der Wissenschaften . . . . . 25.

Seite.

Urtheil des berühmten Astronomen und Freidenkers Lalande . . . . . 25.
Zweck des Ordens in Hinsicht auf Religion und Staat. . . . . 26.
Die Jesuiten als Missionäre betrachtet 27.
Derselben ruhmvolle Leistungen in den entferntesten Weltgegenden . . . —.
Gegner des Ordens; Voltaire u. seine Anhänger . . . . . 28.
Urtheile von Leibnitz und Lalande. . —.
Würdigung der gegen den Orden erschienenen Schriften . . . . . 30.
Auflösung des Ordens nach der Mitte des letztverflossenen Jahrhunderts . 31.
Wiederherstellung zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts . . . . . 32.
Urtheile angesehener protestant. Schriftsteller der neuern Zeit, Johann von Müller, Robertson, Baco, Friedrich II. . . . . 33.
Dallas, Kern . . . . . 36.
Der vorgebliche Jesuitische Grundsatz: daß der Zweck die Mittel heilige . 38.
Niederlassungen der Jesuiten in der Schweiz . . . . . 39.
Ueber Theod. Mundt's und Jordan's Lästerungen . . . . . 41.
Missionswesen; Leistungen von katholischer Seite. . . . . 43.
Gründung durch die Jesuiten im sechszehnten Jahrhundert . . . . . —.
Berichte, aus protestantischen Quellen geschöpft, von Dr. Milnor und Buchanan . . . . . —.
Urtheile anderer angesehener Engländer. . . . . 44.

Inhalt.

Seite.

Unterscheidende Merkmale der protest. und katholischen Missionen . . . 45.
Erfolge der katholischen Missionen in fernen Welttheilen . . . . . 47.
Die französischen Missionen der neuesten Zeit; ihre finanziellen Hülfsquellen 52.
Klagen über geringen Erfolg der protestantischen Missionen . . . . . 54.
Ceremonien; deren Zweck und Bestimmung . . . . . 56.
Ausspruch des Concils von Trient. . —.
Lehre des römischen Catechismus . . 57.
Die Kirche betrachtet sie keineswegs als Zweck, sondern als Mittel zur Beförderung der Religiosität . . . . —.
Erläuterung derselben im Kirchen- und Schulunterricht. . . . . 58.
Als Disciplinargegenstand können sie verändert u. selbst aufgehoben werden 60.
Beispiel Christi selbst; Beweisstellen des N. T. . . . . —.
Begründung des ganzen kirchlichen Ritus im christlichen Alterthum . . 62.
Psychologische Erörterung . . . . 63.
Mißbräuche werden von der Kirche selbst verworfen . . . . . —.
Vereinfachung des protestantischen Cultus; Folgen; Geständnisse d. preußischen Regierung . . . . . 64.
Beibehaltung einiger Ceremonien in verschiedenen Staaten des protestantischen Norddeutschlands . . . . —.
Ansichten Luthers und Zwinglis . . 65.
Zweckmäßigkeit kindlicher Gottesverehrung . . . . . —.
Freiheit der kathol. Privatandacht. . 66.
Ursprung und Bedeutung des „Rosenkranzes“ . . . . . 67.
Unedler Spott der Protestanten . . 68.
Aussprüche von Leibnitz u. Diderot . —.
Von Bergier, Mirabeau, Fleury, de la Mennais . . . . . 69.
Luthers und Melanchtons . . . . —.
Merkwürdiges Urtheil des rationalistischen Theologen Clausen . . . . 70.
Aeußerungen verschiedener, protestantischer Schriftsteller . . . . . 72.
Lateinische Normalsprache; Rechtfertigungsgründe. . . . . 77.
Erläuterung der liturgischen Vorschriften durch kirchlichen und Schulunterricht . . . . . —.
Nothwendigkeit und Nutzen der unveränderlichen und gleichförmigen Kirchensprache . . . . . 80.
Beichtanstalt; Werth der Selbstprüfung 82.
Urtheil Heinrichs VIII.; Ausspruch der helvet. Confession . . . . . 83.
Vorschrift der ältern und neuern Züricher'schen Prädicanten-Ordnung . —.
Meinungen Luthers . . . . . 84.

Seite.

Aussprüche des großen Leibnitz. . . 85.
Urtheile angesehener protest. Schriftsteller: Fitzwilliam, Augusti . . 86.
Bretschneider, Ammon, Wachler, Nitzsch, Plank . . . . . 87.
Selbst Rousseau und Voltaire sprechen ihr das Wort . . . . . 88.
Bald nach der Reformation schon ward ihre Abschaffung beklagt. . . . —.
Gründe ihrer Aufhebung von Seite der Reformatoren . . . . . 89.
Beweisstellen aus der heiligen Schrift 90.
Zeugnisse des christlichen Alterthums 91.
Oeffentliche und geheime Beicht . . 92.
Erfordernisse zur Gültigkeit der katholischen Ohrenbeicht. . . . . 93.
Die Beicht, nach protestantischem Lehrbegriff . . . . . 94.
Ablaß; dessen richtige Bedeutung . 96.
Begründung dieser Lehre im alten und neuen Bunde . . . . . —.
Kirchliche Verhältnisse der Büßer im christlichen Alterthum . . . . 97.
Aussprüche der Luther'schen Doctrin . 98.
Der Ablaß, als Losungszeichen zur kirchlichen Empörung im XVI. Jahrhundert . . . . . 100.
Urtheile protestantischer Schriftsteller 101.
Falsche Beschuldigungen; Widerlegung 102.
Beschluß des Concils von Trient . . 103.
Irrige Vorstellungen u. boshafte Verläumdungen, von Seite neuerer protestantischer Schriftsteller . . . —.
Bilderdienst; Vorzeit, Sinnbilder der Gottheit . . . . . 105.
Bildnisse als Erinnerungsmittel . . 106.
Immer galt die Verehrung nur dem Urbilde; Zeugnisse aus dem Alterthum . . . . . —.
Vorschrift des mosaischen Gesetzes . —.
Bilderverehrung im neuen Bund; Zeugnisse aus dem apostolischen Zeitalter 107.
Ausspruch des zweiten Concils v. Nicäa 109.
Erläuterung durch das Concil v. Trient 110.
Lehre des römisch-kathol. Catechismus —.
Benehmen der Reformatoren . . . 111.
Ausspruch Luthers . . . . . 112.
Urtheile von Molanus und einigen neuern Schriftstellern. . . . . 115.
Reliquien; schon im grauen Alterthum verehrt . . . . . 116.
Ursprung dieser Lehre im apostolischen Zeitalter. . . . . 117.
Benehmen der ersten Christen; Zeugnisse der Kirchenväter. . . . . —.
Alterthümlicher Gebrauch, bei den Reliquien der Diener Gottes zu schwören . . . . . 120.
Vergleichung des Benehmens der Katholiken und Protestanten . . . 121.
Richtige Vorstellungen der Katholiken —.

Inhalt.

Seite.

Verehrung Lutherscher Reliquien . . 123.
Luthers widersprechende Lehrmeinungen 124.
Urtheile neuerer protestant. Schriftsteller über diesen Gegenstand . . 125.
Kreuzzeichen; Gebrauch im christlichen Alterthum . . . . . 127.
Ueberredung der Reformatoren; Zeugnisse der Kirchenväter. . . . . —.
Grundlose Beschuldigung der Anbetung 132.
Verschiedne Bedeutung des Ausdrucks „anbeten“ . . . . . 133.
Aussprüche Luthers . . . . . 134.
Unrecht der Reformatoren in Abschaffung des Kreuzzeichens . . . . 135.
Verehrung der Heiligen und Anrufung ihrer Fürbitte . 136.
Erklärung nach dem katholischen Catechismus . . . . . —.
Meinung der Kirche; Verbindung des Geisterreichs . . . . . —.
Die triumphirende und die streitende Kirche . . . . . 137.
Fürbitten der Gläubigen in den heiligen Schriften empfohlen . . . —.
Erklärung des Kirchenraths von Trient 138.
Vernunftgründe für die Anrufung der Heiligen. . . . . 139.
Verhältniß der Christen als Glieder eines Leibes. . . . . —.
Durch Anrufung der Heiligen geschieht Christi Mittleramt kein Abbruch . 140.
Aussprüche der Kirchenväter . . . 141.
Verehrung und Anrufung Mariens. 144.
Mißbräuche in dieser Beziehung werden von der Kirche selbst mißbilligt —.
Religiöse Verehrung Abgeschiedner bei den Protestanten . . . . . 145.
Ungrund der protestantischen Beschuldigungen. . . . . 147.
Zeugniß des Concilliums von Calcedon 148.
Verschiedne Beziehungen des Ausdrucks „Heilig“ . . . . . —.
Urtheil Calvins und Peter Martyrs 149.
Abweichende Lehrmeinungen Luthers. 152.
Aussprüche andrer Reformatoren und der Augsburger Confession . . . 154.
Der helvetischen Confession; Urtheil von Grotius, Molanus und Montague . . . . . 155.
Von Plank, Feßler, Döderlein, Horst 157.
Widersprüche der Reformatoren . . 160.
Tradition; Erläuterung, Ursprung —.
In der Verbindung der heil. Schrift mit der Ueberlieferung oder Erblehre besteht die, von Christo selbst angeordnete Glaubensregel . . . . —.
Das geschriebne und das überlieferte Gotteswort fließen aus der nämlichen Urquelle . . . . . 161.

Seite.

Verhältniß beider zu einander; ihr gleiches Ansehen . . . . . 163.
Der Tradition verdanken wir die heiligen Schriften; jene ist älter als diese . . . . . 162.
Selbst im vierten Jahrhundert waren noch nicht alle Schriften der Apostel überall bekannt. . . . . 163.
Erläuterung; geschichtl. Erörterung —.
Der nämliche Geist leitete die Junge der Apostel wie ihre Feder. . . 164.
Die Aechtheit der heil. Schriften erkennen wir nur durch die Tradition —.
Daß die canonischen Bücher des A. und N. Bundes durch die Tradition erläutert, ergänzt und vervollständigt werden, bestätigt auch Lessing 165.
Nothwendigkeit einer Erklärung oder Auslegung dunkler Schriftstellen . 166.
Uneinigkeit der protestantischen Exegeten . . . . . —.
Grundregel der katholischen Kirche in Prüfung der Glaubenssätze: Allgemeinheit, Alterthum und Uebereinstimmung . . . . . 171.
Irrige Ansicht der Reformatoren . 172.
Wesentliche Theile des protestantischen Cultus gründen sich auf die Tradition . . . . . 173.
Chronologische Notizen über den Ursprung der neutestamentlichen Schriften . . . . . 176.
Die Evangelien wurden durch besondre und örtliche Umstände veranlaßt; sie enthielten nicht den vollständigen Lehrplan . . . . . 178.
Individualität der Apostel und Evangelisten. . . . . 179.
Die Tradition ward von den Kirchenvätern als Commentar der heiligen Schriften angesehen und benutzt . —.
Aussprüche der ältesten Kirchenväter über den Zweck und Nutzen der Tradition. . . . . 181.
Alle stellen die apostolische Tradition auf gleiche Höhe mit der heiligen Schrift . . . . . —.
Luther und Calvin sprechen der Tradition das Wort . . . . . 185.
Urtheil Zwinglis. . . . . 186.
Wichtiger Ausspruch v. Hugo Grotius 187.
Urtheile angesehener protestantischer Schriftsteller: Semmler, Ammon, Lessing, Münscher u. a. m. . . . 188.
Geständnisse Sozins, Tschirners . . 189.
Merkwürdige Aeußerung Cobbets. . 191.
Ebenso von Molanus und Beveridge. 192.
Schlußbemerkungen über diesen Abschnitt . . . . . 194.

Beleuchtung

der

Vorurtheile

wider die

katholische Kirche.

Von einem protestantischen Laien Zürichs.

Audiatur et altera pars!

Zweiter Band.

Zweite Abtheilung.

Dritte, umgearbeitete, nochmals vermehrte und verbesserte Auflage.

Luzern, 1844.
Druck und Verlag von Gebrüdern Räber.

Augsburg,
in der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

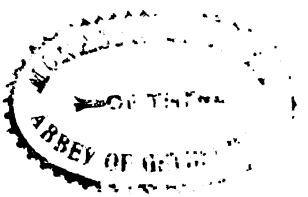
Erörterung

der

urchriſtlichen Grundlehre

von der

heiligen Euchariſtie.



Von

einem proteſtantiſchen Laien Zürichs.

Luzern, 1844.

Druck und Verlag von Gebrüdern Räber.

Augsburg,

in der K. Kollmann'ſchen Buchhandlung.

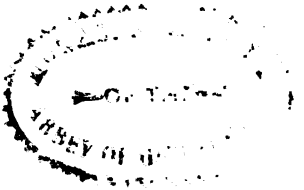
Erörterung

der

urchristlichen Grundlehre

von der

heiligen Eucharistie.



Von

einem protestantischen Laien Zürichs.

Luzern, 1844.

Druck und Verlag von Gebrüdern Räber.

Augsburg,

in der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

ten Lehre handeln kann, und daß demnach die Göttlichkeit des Evangeliums, oder der christlichen Religion, nur Nichtchristen dargethan, der Beweis der Göttlichkeit einer richtigen Auffassung des Evangeliums aber, gegen die christlichen Confessionen geführt werden muß.

Im vorliegenden Schlußhefte nun wird die wichtigste der urchristlichen Grundlehren, — das alterthümliche Dogma vom heiligen Abendmahl —, mit der gewissenhaftesten Sorgfalt und Gründlichkeit behandelt, und dann in einer gedrängten Uebersicht der Hauptinhalt des ganzen Werkes nochmal in Erinnerung gebracht. Für den ernsten Leser mögen wohl auch die, zuletzt noch beigefügten, kurzen Notizen über die angesehensten Kirchenväter und Kirchenschriftsteller der ersten christlichen Jahrhunderte, sowie das Namensverzeichniß der, in den sämmtlichen vier Abtheilungen angeführten, ältern und neueren Schriftsteller, eine nicht unwillkommne Zugabe sein.

Mit gutem Vorbedacht hat der Verfasser, zu wenig bewandert im philosophisch-theologischen Gebiete, sich für die Lösung seiner Aufgabe den geschichtlichen Standpunkt gewählt, auf welchem er, nur des unparteilichsten Verfahrens sich bewußt, jeden Gegner festen Fußes erwarten durfte. Dieß unbefangne, gründliche Geschichtsstudium ließ ihn in dem Katholizismus nur jenen, im Laufe der Zeiten entwickelten und ausgebildeten, apostolischen Gesammtunterricht und Gesammtglauben, das ununterbrochen fortgedauerte, perennirende Urchristenthum, erkennen. Und in der That, ließe es sich ohne eigentliche Gotteslästerung auch nur denken, daß die ächte, reine Heilslehre des Welterlösers, welcher er ewige Dauer verheißen hatte, so lange sollte verborgen geblieben sein? daß der Gott der Liebe seine Kinder, während fünfzehn Jahrhunderten, dem Irrthum und der Unwissenheit konnt

preisgegeben haben, bis jene erlauchten Glaubensherolde ihnen Rettung brachten? War es nicht die katholische Kirche, — welche einzig auch jetzt noch auf „Allgemeinheit“ Ansprüche machen kann —, aus deren Händen die Schismatiker die canonischen Urkunden empfiengen? War es eine andre Authorität, als diejenige der katholischen Kirche, welche diesen, den Protestanten jetzt noch heiligen, Urkunden die canonische Weihe gab? Und hat etwa die katholische Kirche seit den ersten Jahrhunderten, dem von den Protestanten selbst so geheißnen „goldnen Zeitalter des Christenthums“ —, an irgend welchem ihrer Lehrsätze auch nur ein Jota geändert?

Zur nicht geringen Verwunderung des Verfassers, ist diese seine Arbeit, bis zur Stunde, weder ernstlich angefochten, noch weniger widerlegt worden, ob er es gleich an den triftigsten, öffentlichen Aufforderungen hiezu nicht hatte ermangeln lassen, und jeder gründlichen Belehrung bereitwilliges und dankbares Gehör zugesichert hatte. Solch unerwartetes, seltsames Schicksal glaubte er, von jeder Selbstüberschätzung weit entfernt, nicht anders sich erklären zu können, als daß angesehene, gewichtige Fachmänner, im Gefühle ihrer wissenschaftlichen Ueberlegenheit, es nicht der Mühe werth und folglich unter ihrer Würde hielten, mit ihm in die Schranken zu treten, — oder dann, daß sie durch wohlbedächtliche Passivität, den Schwierigkeiten und ernsteren Folgen einer freimüthigen Erörterung, aller von ihnen selbst so hoch gepriesenen Toleranz zu Trutz, vorzubiegen gedachten. In beiden Fällen mag sich ihr Benehmen wohl schwerlich rechtfertigen lassen. Pflicht und Beruf hatte ihnen doch wahrlich eine andre Bahn vorgezeichnet. Oder kann und darf es ihnen gleichgültig sein, eine Schrift wo möglich widerlegt zu sehen, welche bereits zu manchem,

ten Lehre handeln kann, und daß demnach die Göttlichkeit des Evangeliums, oder der christlichen Religion, nur Nichtchristen dargethan, der Beweis der Göttlichkeit einer richtigen Auffassung des Evangeliums aber, gegen die christlichen Confessionen geführt werden muß.

Im vorliegenden Schlußhefte nun wird die wichtigste der urchristlichen Grundlehren, — das alterthümliche Dogma vom heiligen Abendmahl —, mit der gewissenhaftesten Sorgfalt und Gründlichkeit behandelt, und dann in einer gedrängten Uebersicht der Hauptinhalt des ganzen Werkes nochmal in Erinnerung gebracht. Für den ernsten Leser mögen wohl auch die, zuletzt noch beigefügten, kurzen Notizen über die angesehensten Kirchenväter und Kirchenschriftsteller der ersten christlichen Jahrhunderte, sowie das Namensverzeichniß der, in den sämmtlichen vier Abtheilungen angeführten, ältern und neueren Schriftsteller, eine nicht unwillkommne Zugabe sein.

Mit gutem Vorbedacht hat der Verfasser, zu wenig bewandert im philosophisch-theologischen Gebiete, sich für die Lösung seiner Aufgabe den geschichtlichen Standpunkt gewählt, auf welchem er, nur des unparteilichsten Verfahrens sich bewußt, jeden Gegner festen Fußes erwarten durfte. Dieß unbefangne, gründliche Geschichtsstudium ließ ihn in dem Katholizismus nur jenen, im Laufe der Zeiten entwickelten und ausgebildeten, apostolischen Gesammtunterricht und Gesammtglauben, das ununterbrochen fortgedauerte, perennirende Urchristenthum, erkennen. Und in der That, ließe es sich ohne eigentliche Gotteslästerung auch nur denken, daß die ächte, reine Heilslehre des Welterlösers, welcher er ewige Dauer verheißen hatte, so lange sollte verborgen geblieben sein? daß der Gott der Liebe seine Kinder, während fünfzehn Jahrhunderten, dem Irrthum und der Unwissenheit konnt

preisgegeben haben, bis jene erlauchten Glaubensherolde ihnen Rettung brachten? War es nicht die katholische Kirche, — welche einzig auch jetzt noch auf „Allgemeinheit“ Ansprüche machen kann —, aus deren Händen die Schismatiker die canonischen Urkunden empfiengen? War es eine andre Authorität, als diejenige der katholischen Kirche, welche diesen, den Protestanten jetzt noch heiligen, Urkunden die canonische Weihe gab? Und hat etwa die katholische Kirche seit den ersten Jahrhunderten, dem von den Protestanten selbst so geheißnen „goldnen Zeitalter des Christenthums“ —, an irgend welchem ihrer Lehrsätze auch nur ein Jota geändert?

Zur nicht geringen Verwunderung des Verfassers, ist diese seine Arbeit, bis zur Stunde, weder ernstlich angefochten, noch weniger widerlegt worden, ob er es gleich an den triftigsten, öffentlichen Aufforderungen hiezu nicht hatte ermangeln lassen, und jeder gründlichen Belehrung bereitwilliges und dankbares Gehör zugesichert hatte. Solch unerwartetes, seltsames Schicksal glaubte er, von jeder Selbstüberschätzung weit entfernt, nicht anders sich erklären zu können, als daß angesehene, gewichtige Fachmänner, im Gefühle ihrer wissenschaftlichen Ueberlegenheit, es nicht der Mühe werth und folglich unter ihrer Würde hielten, mit ihm in die Schranken zu treten, — oder dann, daß sie durch wohlbedächtliche Passivität, den Schwierigkeiten und ernsteren Folgen einer freimüthigen Erörterung, aller von ihnen selbst so hoch gepriesenen Toleranz zu Trutz, vorzubiegen gedachten. In beiden Fällen mag sich ihr Benehmen wohl schwerlich rechtfertigen lassen. Pflicht und Beruf hatte ihnen doch wahrlich eine andre Bahn vorgezeichnet. Oder kann und darf es ihnen gleichgültig sein, eine Schrift wo möglich widerlegt zu sehen, welche bereits zu manchem,

stillen und öffentlichen Uebertritt angesehener Personen in der Nähe und Ferne sich wirksam bewies, immer mehr Anklang in Deutschlands weiten Gauen fand, von den geachtetesten öffentlichen Stimmen in ehrenvollen Schutz genommen ward, und — der Verbreitung auch in andern Zungen würdig befunden — ihren Weg nach entfernteren Weltgegenden theils fand, theils in ausgedehnterem Maße zu finden im Begriffe steht? Wahrlich, wenn solche Rücksichten noch keine Controversen hervorzurufen vermögen, so dürfte der Schluß auf eine überaus schwache Rüstung der Gegner, eben nicht als Verstoß gegen die gesunde Logik anzusehen sein.

Noch glaubt der Verfasser einen andern Punkt nicht unberührt lassen zu dürfen; er betrifft nämlich den, in seiner Schrift vorherrschenden, entschiednen und zuversichtlichen, bisweilen wohl auch etwas schneidenden, geharnischten Ton, welcher mit dem irenischen Hauptzwecke eben nicht im Einklange zu stehen scheint. Indessen kannte er die gegnerische Taktik zu wohl, um nicht fest überzeugt zu sein, daß ein gelinderes Verfahren ihm nur als zaghafte Schwäche wäre ausgelegt worden, und daß der „harte Klotz“ nur „starkem Keile“ weiche.

Oder wer wollte sich getrauen, ihn einer Uebertreibung zu zeihen, wenn er behauptet, daß — in neuerer Zeit mehr als je bisher — die ungereimtesten, jeden unbefangenen Gebildeten mit Eckel und Unwillen erfüllender, Beschuldigungen gegen den Katholizismus mit schamloser Keckheit erhoben werden? — Wer kann läugnen, daß Unverstand sowohl als wissentliche Bosheit in die Wette sich abmühen, dem leicht- und blindgläubigen Volke den Katholizismus — diese allgemeine Religion seiner eignen Väter — zu verdächtigen und verhaßt zu machen! (die N. Kirch.-Z. für die reform. Schweiz

heißt ihn — höchst läppischer Weise — einen Baum, an dessen „fast abgestorbner Wurzel“ schon die Axt gelegt ist.) — Hatte der, in Deutschland allgeachtete, geniale Vater Görres wohl Unrecht, als er unlängst in seinen Triariern schrieb: „Bloß das unsägliche Vertrauen auf vielversuchte Pfiffigkeit und wundergroße Geistesüberlegenheit, Angesichts der dummen Leute, zu denen man sich unwillig herablaßt, kann erklären, wie man sich einbilden könne, mit so grob gedrehten, am offnen Tage hingelegten Stricken — in welche selbst Nilpferde und Rhinozerosse nicht gehen würden —, den Menschenverstand der Leute zu berücken und zu fangen?“ — Wer wagt es zu bestreiten, daß hin und wieder — vorzüglich aber in unserm schweizerischen Liliput — in politischen Flugschriften, Volksblättern und Kalendern, ja selbst in Rathssälen und öffentlichen Verhandlungen, in s. g. Evangelischen Kirchenzeitungen und Kanzelvorträgen, dem Katholizismus mancherlei Unsinn und Irrthümer angedichtet werden, von denen er unendlich weit entfernt ist, — welche er nicht nur niemals lehrte, sondern selbst verwirft und höchlich verabscheut? — Wird eine spätere Generation es glauben können, daß in einem Zeitalter, welche sich „Aufklärung und Toleranz“ zum Schiboleth wählte, Reformirte es waren, welche — obschon mit den eigentlichen Lehrsätzen und Disciplinarpunkten der katholischen Kirche, begreiflicher Weise, ganz unbekannt, nur von blindem Haß und Groll angetrieben, — sich zu Schiedrichtern in kirchlichen Angelegenheiten der Katholiken aufzuwerfen, das Monopol der Intelligenz für sich in Anspruch zu nehmen, und ihre älteren Brüder zu bevormunden sich anmassen, während gerade sie über jede Einmischung der Katholiken in Sachen der reformirten Confession, nicht nur als eine höchst unbefugte und vermeßne,

sondern widersinnige, frevelhafte Rechtsverletzung sich entrüsten würden? — Und jenes Streben radikaler Herrschlinge nach Allgewalt, mittelst Vereinigung des Krummstabs mit dem Szepter, welchen Segen brachte und bringt es ihren willenlosen Untergebenen? — Zeichnet sich nicht unser Zeitalter vorzüglich dadurch aus, daß manche vermeinte Gelehrte, Publizisten und Staatsmänner — denen wir übrigens durch nähere Bezeichnung noch zu viel Ehre erweisen würden — beim bloßen Schall von Ultramontanismus, Jesuitismus, Papismus u. s. w. wie wahre Bedlamiten sich gebehrden, gegen diese Schreckbilder ihres kranken Gehirns wie Don Quixote gegen die Windmühlen zu Felde ziehen, und dadurch handgreiflich zu erkennen geben, daß sie von der richtigen Bedeutung jener Namen genau so viel wie der Blinde von den Farben verstehen? — Wann ward jemals mehr als jetzt, neben den ungemessensten Ansprüchen auf Verstandesbildung und Freiheit der Gedanken in Rede und Schrift, neben den heftigsten Lästerungen auf jeden Authoritätsglauben, (als würde der Protestantismus nicht eben auch auf solchem beruhen!!) dennoch der schnödeste Uebermuth gegen alle Andersdenkenden, ein wahrer Meinungsterrorismus ausgeübt, und jede freie Forschung im protestantischen Gemeingut der theologischen Wissenschaft verpönt; gerade von denjenigen, welche der ungehemmten Geistesbewegung zu huldigen sich den Schein geben, Duldsamkeit stets auf der Zunge und in der Feder führen, und jeder Stabilität im Staatsleben den Krieg erklären? — Wann war es mehr als jetzt zur herrschenden Sitte, oder vielmehr Unsitte geworden, den Gegner, dessen feste Stellung einen allzuungleichen Kampf voraussehen ließ, durch den, so bequemen als unrühmlichen, Kunstgriff hämischer Witzeleien niederzuspotten und niederzuschimpfen? — Wäre es etwa zu viel

gewagt, wenn behauptet würde, daß manche Protestanten engherzig und verblendet genug sind, um an einem Uebertritt ihrer Glaubensbrüder zum Islamismus oder Judaismus weniger Anstoß zu nehmen, als an einer Rückkehr derselben zu dem, seit dem ersten Pfingstfeste in Jerusalem während fünfzehn Jahrhunderten allgemeinen und einzigen Christenglauben? — Wann ward mehr als jetzt die goldne Lehre Sirachs: „Verdamme nicht, ehe du die Sache erkannt hast; erst prüfe, und dann urtheile!“ als veraltet bei Seite gesetzt, und dagegen der apostolische Ausspruch (2 Pet. 2.) in Erinnerung gebracht: „Unsinnigen gleich, lästern sie was sie nicht verstehen; sie werden aber dem Lohn der Ungerechtigkeit nicht entgehen, als solche, die an Verführung und Betrug ihre Lust fanden?“

Wahrlich, solchen Dünkel- und Dunkelmännern, deren Eitelkeit und Anmassung nur von ihrer Unwissenheit und feindseligen Erbitterung übertroffen wird, darf und soll die Wahrheit nicht in matten Schimmer gehüllt, nicht mit schüchtern-zaghafter Miene, — sie soll in ihrer hehren Gestalt, in ihrer Ehrfurcht gebietenden Rüstung ihnen entgegentreten; am wenigsten aber darf sie mit dem tückischen, wandelbaren Zeitgeist sich zu accommodiren — einen Vergleich einzugehen — versuchen, und dadurch ihre unbesiegbare Allgewalt noch in Frage stellen.

So, aber auch nur so, wird unter höherm Beistande die Erleuchtung allmählig die Oberhand gewinnen, und alle jene Vorurtheile verdrängen, welche — ein Erbgut der Erziehung und Gewohnheit — der jugendlichen Gemüther sich zwar bemächtigten, dem alldurchdringenden Lichte der Wahrheit aber, früher oder später, wie der Nebel den Strahlen der Sonne, weichen werden.

Schließlich fühlt sich der Verfasser gedrungen, den, schon mehrmals öffentlich, aber vergeblich ausgesprochnen Wunsch aufs angelegenste zu wiederholen, daß diese seine Arbeit nicht nur offnen Augen und Herzen begegnen möge, welche das Eine was Noth thut erkennen (diesen möge das Dimidium facti, qui cœpit, habet; *sapere aude, incipe* zum freundlichen Leitsterne dienen!), sondern daß auch irgend ein protestantischer Theologe sich bewogen und berufen finden möge, eine artikulirte, gründliche Widerlegung einzelner, in der vorliegenden Schrift dargestellter Hauptdogmen sowohl als kirchlicher Disciplinarpunkte mit wissenschaftlichem Anstand zu versuchen, als wodurch dem Verfasser die erwünschte Gelegenheit zu Theil würde, die Aufrichtigkeit seiner Namensunterschrift in verstärktem Maße geltend zu machen.

Zürich, im Juli 1840.

Philalethes.

Schluß-Erinnerung

zur dritten Auflage.

Der höchst bedeutsame, ja verhängnißschwere Zeitpunkt, in welchem der Verfasser nun die letzte Feile an diese seine Arbeit zu legen hat, bietet ihm überreichen Stoff zu ernsten Betrachtungen dar.

Was gründliche Psychologen schon vor mehreren Jahrzehenten mit Zuversicht verkündigten, ist erfolgt. — Es strebt und drängt die rege Forschgier unsrer Zeit im Sturmschritte nach Eroberungen im Gebiete der höheren Erkenntnisse; auch das Uebersinnliche, das Unerforschliche soll der Allgewalt des Rationalismus dienstbar werden; dem Machtgebote grillenhafter, unstäter Willkür soll auch der feste Glaube fröhnen. Dreister als je erhebt sich des Freigeists eherne Stirne, — weniger als je verhüllt er seine Anschläge. Wer ist befangen oder verblendet genug, um nicht einzusehen, daß der Unhold an Umfang und Kraft bedeutenden Zuwachs im abgewichnen Lustrum erhalten, daß er breitern und festern Boden gewonnen habe? — Oder in welchem frühern Zeitpunkt hat wohl die Selbstvergöttrung, — das modernisirte Heidenthum —, solche Ausgeburten zu Tage gefördert? Wann wurden jemals die frechsten Angriffe auf die göttliche Offenbarung, auf die Person und Wunder Christi, auf die heiligsten Grundwahrheiten und Lehren der Religion

überallhin mit solcher Tollkühnheit, solchem Meinungsterrorismus verbreitet? — Und scheint nicht, ganz besonders und vorzugsweise, das Heimathländchen des Verfassers zum Tummelplatz dieser wilden Tobsucht erkoren zu sein? —!

Wohl mochten jene, nach Omnipotenz lüsternen, starken Geister, auch ohne vielen Aufwand von Scharfsinn zur Einsicht gelangen, daß der Protestantismus ihren Entwürfen nicht nur kein Hinderniß in den Weg zu legen vermöge, sondern vielmehr trefflichen Vorschub zu leisten geeignet sei, daß aber das unwandelbare Prinzip des Katholizismus ihren Umwälzungsversuchen als festes Bollwerk entgegenstehe. — Umsonst hatte bisher der schwarze Bund des Unglaubens mit dem Irrwahn, diesen noch unbesiegten Gegner zu bezwingen gestrebt; was im freien Kampfe, mit offnem Visier nicht gelang, nie gelingen wird, dazu sollen die finstern Mächte der Argliſt und Bosheit ihre schmählichen Waffen leihen. —

Und so kommt es dann, daß der ruhige, unbefangene Beobachter, in dem frevelhaften Getriebe unsrer Zeit nur eine Nachäffung der Wirren des sechszehnten Jahrhunderts erblicken kann, wo das Calumniare audacter allen Gründen des Rechts und der Wahrheit Hohn sprach, wo die katholische Kirche — wie selbst Marheineke zugesteht — zum Zerrbilde entstellt, ihre Lehrer und Oberen durch die verwerflichsten Mittel herabgewürdigt, zur Zielscheibe der pöbelhaftesten Lästerungen gemacht wurden. (Nach Luthers Ausspruch wären „Papist und Esel Ein Ding“.) Wie manche Glaubenssätze wurden damals, und werden jetzt noch, von eben so anmaßenden als unwissenden oder boshaften, protestantischen Zeloten, der katholischen Kirche angedichtet und aufgebürdet, — Glaubenssätze, die sie selbst verwirft, ja verabscheut!

Ein Beispiel neuerer Zeit, statt vieler, mag für diese Behauptung Gewähr leisten. — Der angesehene Prediger J. M. Oertel aus Ansbach, — welcher, nach Vollendung seiner Studien auf der protestantischen Universität Erlangen, von der Barmer evang. Missionsanstalt nach den vereinigten nordamerikanischen Staaten gesandt ward und dort zur katholischen Kirche übertrat, — ließ sich jüngsthin in einem, durch den Druck veröffentlichten Schreiben aus Kingston an seine Mutter also vernehmen: „Es hält schwer, alle Vorurtheile, die uns von Jugend auf gegen den katholischen Kultus, wie gegen die ganze katholische Kirche eingeprägt werden, abzustreifen, und ich betheure dir, liebe Mutter, daß alles, was ich von meinen protestantischen Lehrern und aus Büchern, gegen die katholische Kirche gelernt habe, alles, alles falsch ist. Bei den einen mag Unkenntniß, bei den andern Bosheit die Ursache sein, daß wir von protestantischer Hand so gräuliche Entstellungen der katholischen Glaubenslehre finden. Selbst Harleß und Kraft, die ich übrigens hochschätze, haben mir irrthümliche Ansichten vom Katholizismus beigebracht. Welch harter Stand mag solcher Lehrer an jenem Tage warten, wo das ernste Wort: Du sollst kein falsches Zeugniß geben wider deinen Nächsten! sie richten wird.“ Aehnliche Geständnisse gewichtiger, aber zugleich unbefangener Männer, eines Herder, Henke, Wohlfahrt, Goes, Feßler u. a. m. finden sich im vorliegenden Werke — Bd. 1. Hft. 2. S. 147. u. ff. — bereits sattsam angeführt.

Und zu solch niedrigen Kunstgriffen nimmt leider eine Unzahl protestantischer Theologen ihre Zuflucht; Männer, welche mit wissenschaftlicher Bildung sich brüsten, während sie über die wichtigsten Lehrpunkte ihrer eignen Confession unter sich in stetem Streit und Hader leben,

jeder das richtige Verständniß in Anspruch nimmt, und seinen Gegner der Ignoranz beschuldigt; Männer, die sich in Rede und Schrift zu Stimmführern der Humanität und Duldsamkeit aufwerfen! So verunstalten und verstümmeln sie den religiösen Glauben ihrer eignen Väter, — einen Glauben, auf welchen allein die göttliche Weisheit und Liebe während fünfzehn Jahrhunderten die gesammte Christenheit angewiesen hatte, und in welchem sie auch jetzt noch dem weit größten Theil derselben Trost und Beruhigung angedeihen läßt, — einen Glauben, bei welchem, nach dem Eingeständniß aller protestantischen Theologen ohne Ausnahme, die Menschheit doch auch ihre Beseligung finden kann, — einen Glauben, welcher, weit entfernt die Unwissenheit zu begünstigen, vielmehr die geistreichsten Männer, einen Copernikus und Cessini in der Astronomie, einen Columbus und Vasco de Gama in der Erdkunde, einen Toricelli und Volta in der Physik, einen Carteſius und Mallebranche in der Philosophie, einen Muratori und Mansi, Mabillon und Fleury in der Geschichte und deren Hülfswissenschaften, einen Ximenes und Assemani, Hammer, Sacy, Mai und Mezzofanti in der orientalischen Litteratur, einen Dante und Petrarka, Ariost und Torquato Tasso, Cervantes und Calderon, Raçine und Corneille, Clemens Brentano und Ladislaus Pyrker in der Poesie, einen Augustin, Thomas von Aquino, Sadolet, Erasmus, Fenelon, Bossuet und Möhler in der Theologie hervorgebracht, — einen Glauben, durch dessen heilsamen Einfluß so viele der wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen ins Leben traten, unter dessen Obhut die meisten Universitäten in Europa, wie in der neuen Welt gegründet wurden, — einen Glauben endlich, welchem in neuerer und neuster Zeit, nahe und fern, so viele, durch die rühmlichsten Eigenschaften des

Geistes und Herzens ausgezeichnete, Protestanten verschiedner Nationen, nach bedachtsamster, gewissenhaftester Prüfung, ihre Huldigung nicht versagen konnten, und daher mit vertrauensvoller, freudigster Begeisterung zur Religion ihrer Väter zurückkehrten. — (Vergl. Beleuchtung Bd. 1. H. 2. S. 175 u. ff.)

Doch über diesen letztern Punkt insbesondere noch ein ernstes Wort in ernster Zeit, den geharnischten Ausfällen einer ungezähmten, ja bis zur vollendeten Hirnwuth gesteigerten Leidenschaft gegenüber! Non multa sed multum! Glaubens- und Gewissensfreiheit ist das Fundamentalprinzip, das Hauptmerkmal des Protestantismus. Niemand stellt dieß in Abrede. Der Menschheit höchstes, heiligstes Gut ist die Ueberzeugung. Jeder Glaube daher, welcher auf Ueberzeugung beruht, soll und muß dem Protestanten, als solchem, ehrwürdig und achtungswerth sein. Einen Glaubenswechsel, auf redliche, gewissenhafte Ueberzeugung gegründet, muß der Protestant nicht nur billigen, sondern als Pflicht anerkennen, sobald ihm die Ueberzeugung das Heiligste ist. Die angesehensten Gottesgelehrten der protestantischen Confession huldigen aufs entschiedenste diesem Grundsatze. Keiner derselben hat je bezweifelt, daß man in der katholischen Kirche selig werden könne und von jeher selig werden konnte. Wer die Glaubensfreiheit zwar als ein Heiligthum verehrt und eifrigst in Schutz nimmt, aber in ihren unausweichlichen Folgen schmäht und tadelt, macht sich des grellsten Selbstwiderspruchs schuldig; höchst albern, ja ganz widersinnig handelt er, wenn er, der als Protestant, sein eignes Urtheil nicht für untrüglich hält, noch halten kann und darf, dennoch über den andersdenkenden Christenbruder das Verdammungsurtheil spricht, als ob er sich selbst wirklich für untrüglich hielte. Möchten doch

solche Splitterrichter vielmehr des sterbenden Melanchtons Geständniß beherzigen, „daß der neue Glaube mehr Schein, der alte mehr Sicherheit für sich habe, — daß es sich in jenem besser leben, in diesem ruhiger und leichter sterben lasse.“

Was dann die allzugünstige Aufnahme betrifft, welche dem vorliegenden Werke zu Theil ward, so schreibt solche der Verfasser gerne weit eher dem rühmlichen Wahrheitstriebe und selbstgefühlten Bedürfniß seiner Zeitgenossen, als aber eignem Verdienste zu. Wenn indessen ein angesehener vaterländischer Geschichtschreiber, Ildephons von Arx, dessen Redlichkeit und Unparteilichkeit auch in „Balthasars Helvetia“ ungemein belobt werden, der Rüge sich nicht enthalten konnte, daß sein Werk im Ausland weit stärkern Anklang fand, als in der Schweiz, wo man sich nur im Lobe gefalle und keinen Tadel ertrage, und viele die Handlungen ihrer Voreltern nicht nach dem urkundlichen Recht beurtheilt zu sehen wünschen, — wo die Reformation bisher bloß von ihren Anhängern beschrieben, als ein vom Himmel aufgegangenes Licht hochgepriesen und nie die andre Partei darüber vernommen ward, welche — das Gegentheil erzählend und mit Gründen beweisend — sehr unwillkommen erscheinen mußte; so darf sichs der Verfasser wohl nur zur Ehre und Genugthuung rechnen, dieß Loos mit ihm zu theilen.

Unfehlbarkeit nimmt übrigens derselbe keineswegs in Anspruch; Berichtigungen könnten ihm nur erwünscht sein; Schmähungen verzeiht er, für ungerechten Tadel wie für unverdientes Lob gleich wenig empfänglich, und jeder litterarischen Rustizität abhold; Druckfehler und leichtere Verstöße gegen den Sprachpurismus giebt er

herzlich gerne den Micrologen — Sylbenstechern — Preis, die an ihm zu Rittern werden wollen, aber gegen den Inhalt des Werks selbst nichts Probehaltiges vorzubringen wissen. Unparteilichkeit ist und bleibt doch wohl das Haupterforderniß geschichtlicher Erörterungen; hat der Verfasser diese außer Acht gelassen, so verliert seine Arbeit all ihren Werth, möchten ihr auch daneben mancherlei Vorzüge zugestanden werden. Was am Alten tadelnswerth war, blieb nicht verschont, sowie hinwieder auch das Neue unbedenklich anerkannt ward, wo es solches verdiente; wann dort wie hier der Fall nur selten eintrat, so kann die Schuld nicht dem Verfasser beigemessen werden, indem dieser ja keinen Roman zu liefern beabsichtigte, wohl aber bei dieser neuen, bedeutend erweiterten Auflage sich die strengste Sichtung zur Pflicht und Freude rechnete.

Noch bleibt ein Punkt in Kürze zu berühren übrig. Schon bei der ersten Ausgabe hatte der Verfasser die Bemerkung vorangeschickt, daß er zwar über die Angriffe leidenschaftlicher Streitsucht — welche so oft und gern zu lästern, aber so selten und ungern zu prüfen pflegt — sich ruhig hinwegsetzen, hingegen für jede angemeßne Belehrung Dank wissen werde. Auch im Verfolg drang er in vielen der gelesensten öffentlichen Blätter auf Zurechtweisung und Widerlegung. Umsonst! Seine wiederholten Aufforderungen fanden kein Gehör. Ob es ein hoch- und tiefgelehrter Uebermuth unter seiner Würde fand, sich mit dem ungeweihten Autodidakten, einem schlichten Laien, in Controversen einzulassen; — ob man es für klüger — und vollends auch bequemer — hielt, solch unwillkommne Erscheinung lediglich auf sich beruhen zu lassen und ihr keinerlei Gewicht beizulegen, um weitere Erörterungen abzuwenden; — oder ob man die Beweisgründe des Gegners mit erforderlichem Nachdruck zu

bekämpfen sich nicht getraute, — mag dahin gestellt bleiben. Schwerlich dürfte aber die Frage verneint werden: ob nicht jeder gewissenhafte protestantische Religionslehrer schon durch seine amtliche Stellung streng verpflichtet wäre, einer solchen Erscheinung nach Möglichkeit entgegenzutreten? Dixi et salvavi animam meam.

Zürich, im Erntemonat 1844.

Philalethes.

Die urchristliche Lehre von der Eucharistie, oder dem heiligen Abendmahl.

Die Lehre von der Eucharistie oder dem heil. Abendmahl verdient allerdings, theils hinsichtlich ihrer hochwichtigen Bedeutung an sich, theils als wesentlichster Unterscheidungspunkt der christlichen Glaubensbekenntnisse, die sorgfältigste und gründlichste Auseinandersetzung.

Der Lutheraner nämlich glaubt, wie wir bereits Bd. 1, Abth. 2, S. 33 u. ff. gezeigt haben, die sakramentalische Vereinigung des Leibes mit dem Brot, d. h. die Verbindung des sichtbaren Brots und Weins mit dem, unsichtbar aber dennoch wahrhaft gegenwärtigen, Leib und Blut Christi, in Folge welcher Verbindung das eine mit dem andern zugleich genossen wird. Der Calvinist und Zwinglianer, oder Reformirte, glaubt eine blos figürliche, sinnbildliche Bedeutung der Einsetzungsworte Christi. Der Katholik endlich glaubt die wesentliche, wirkliche Gegenwart Christi im Sakrament des Altars, mittelst Umwandlung der Substanz (Transsubstantiation).

Während also dem Reformirten das heil. Meßopfer als eine ungereimte gottesdienstliche Handlung, als eine Verirrung des menschlichen Verstandes erscheint (vergl. Bd. 1, Abth. 2, S. 160), ist es hingegen dem Katholiken der ehrwürdigste, erhabenste Theil seines Gottesdienstes; und in der That ist dieß Altarssakrament des altgläubigen, katholischen Christen entweder wirklich das, von dem Gottmenschen und Welterlöser, vor achtzehn Jahrhunderten, zu unserm Heile auf Golgatha vollbrachte Opfer, oder es ist ein leeres, gehaltloses Traumbild, eine verwerfliche Abgötterei. (So heißt sie der Heidelberger Catechismus; in den Schmalkaldischen

Artikeln wird sie „ein, Gräuel stiftender Drachenschwanz“ geheißen.) Auf das Abendmahl, als den höchsten Gegenstand — die Centralform — seines Cultus, richtet der katholische Christ all' seine Gedanken und Wünsche; es erweckt die ganze innere Welt seiner heiligsten Gefühle, ist die Nahrung seiner Frömmigkeit, sein Trost auf der Pilgerreise dieses Lebens, seine Stärkung im Ungemach und am Rande des Grabes, die Bürgschaft seiner eignen Auferstehung, oder — wie der heil. Ignatius sich ausdrückt — „die Arznei der Unsterblichkeit und das Gegengift des Todes.“

Die, zu dieser feierlichsten Handlung dienenden Vorbereitungsgebete, diejenigen, welche bei der Verwandlung des Brots und Weins, nach derselben, und beim Genuß des Abendmahls gesprochen werden, die am Schlusse gewöhnlichen Dankgebete, nebst den übrigen, für diesen Akt vorgeschriebenen Gebräuchen und Ceremonien, werden zusammen inbegriffen unter der Benennung Liturgie, von welcher im Verfolg noch umständlicher die Rede sein wird.

Nun dringt sich uns doch wohl alsobald die ernste Frage auf: Sollen die Vorstellungen und Begriffe des katholischen Christen von der wirklichen Gegenwart des Erlösers im Altarssakrament grundlos sein? Sollen all' jene frommen Urchristen und Heiligen, welche in der Kirche, gleich der Sonne am Himmel glänzen, und so viele erleuchtete Theologen des Alterthums, bei all' ihren Forschungen nur im Irrthum versunken geblieben sein? Soll die ganze christliche Kirche, welcher Jesus Christus den Beistand seines Geistes so klar verheißen, und welche denselben auch so oft und deutlich erfahren hatte, bis zum sechszehnten Jahrhundert (ja zum weit größten Theil bis auf diese Stunde) in solch' gräßlichem Irrwahn geschmachtet haben? Wie reimte sich dieß mit Gottes ewiger, unbegränzter Vaterliebe zusammen? Sollte nicht vielmehr dieser wichtigste aller Glaubenssätze, eben seiner Allgemeinheit wegen, — da ihm die ganze morgen- und abendländische, ja die gesammte christliche Kirche huldigte und diesen Glauben mit Blut besiegelte —, nothwendig göttlichen Ursprungs und wahrhaft sein?

Diese Betrachtung war es hauptsächlich, welche auch auf Erasmus den tiefsten Eindruck machte und ihn zur treuen Festhaltung an der Glaubenslehre seiner Väter bewog. „Des Streites über die Eucharistie (schrieb er im April 1529 an Lud. Berum)

kann ich kein Ende absehen; allein nie konnte man, noch wird man je mich bereden können, daß Christus, der doch die Wahrheit und die Liebe selbst ist, es hätte zulassen können, daß die Kirche — seine geliebte Braut — so lange Zeit hindurch in so scheußlichem Irrthum geblieben wäre, ein Stück Mehltaig an seiner Statt anzubeten." So urtheilte ein Mann, welcher von seinen gelehrtesten Zeitgenossen, als dem damaligen Reformationswerk ganz und gar nicht abhold, geschildert wird, der nämliche, dessen entschiedner Geistesüberlegenheit selbst unser Zwingli und seine Gehülfen zu huldigen, sich zur Ehre rechneten, — wie wir bereits aus einem frühern Abschnitt entnommen haben.

Und wie kommt es denn, daß die Gegner des Meßopfers uns über den Zeitpunkt seines Ursprungs, oder den Namen seines Urhebers, nicht die geringste Auskunft zu ertheilen im Stande sind? Unläugbar hätte doch die neue Einführung eines solch' mystischen Lehrbegriffs gewaltiges Aufsehen erregen und starken Widerspruch hervorrufen müssen. Wann und auf welche Weise hätte man eine solch' einfache Glaubensmeinung, welche, nach der Behauptung der Calvinisten und Zwinglianer, von den Aposteln selbst und all' ihren Schülern wäre gelehrt worden, vertauscht an eine so ganz entgegengesetzte Glaubenslehre, durch welche die Welt auf einmal in Abgötterei und Verwirrung sich gestürzt hätte? Würden nicht gegen die Verfälscher einer ersten, ursprünglichen Liturgie sich mächtige Stimmen erhoben, würden nicht die Väter von Ephesus und Calcedon, kraft ihres kirchlichen Ansehens, solch' empörende Neuerung im Keime erstickt haben? — Allein die Kirchengeschichte schweigt hievon ganz und gar! Wohl schrieb Paschasius Radbertus, Abt zu Corvey, um die Mitte des neunten Jahrhunderts eine Abhandlung über die Eucharistie (Siehe dessen Lib. de sacram. corp. et sang. Dom. n. Jes. Chr. in den Oeuvres de Radbert, par Sirmond, Paris 1618.) zum Behuf des Unterrichts für seine Novizen, worin er die wirkliche, körperliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Sakramente des Altars behauptet. Allein, wenn wir auch — mit Bellarmin — annehmen, daß dieser Scribent der Erste war, welcher ernst und weitläufig von der wahren Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl geschrieben hatte, so folgt daraus noch im mindesten nicht, — wie die, in der Litteratur des christlichen

Alterthums so wenig bewanderten, Luther und Calvin wähnten —, daß dieses Dogma erst zur Zeit von Paschasius sei eingeführt worden; vielmehr schrieb er ganz umständlich über ein, bis zu jener Zeit allgemein geglaubtes Dogma, weil dasselbe eben damals anfieng bestritten zu werden; ja er erklärt selbst, „daß er dießfalls nichts lehre, als was die ganze Welt glaube und bekenne.“ (Quod totus orbis credit et confitetur). Die Wahrheit dieser seiner Versicherung fand auch ihre volle Bestätigung in dem, von der Kirche späterhin gegen Berengar beobachteten Verfahren. Denn als derselbe im eilften Jahrhundert sich wider das Meßopfer und die Lehre der wesentlichen Gegenwart Christi im Abendmahl auflehnte, ward seine Irrlehre durch den berühmten Erzbischof von Canterbury, Lanfrancus, geb. 1005, aus der Familie Beccaria, — den Cardinal Guitmundus und den Bischof Alemanus von Breszia, sowie durch die einstimmigen Beschlüsse von nicht weniger als eilf Concilien verworfen. Aus geschichtlichen Urkunden wissen wir, daß seine Lehre von allen damaligen morgen- und abendländischen Kirchen als eine Neuerung und Abweichung von dem alten Glaubenssystem war erklärt, und übrigens von Berengar selbst noch — wie wir im Verfolg genauer anzuführen Gelegenheit finden — auf seinem Todbette, unter bittern Thränen bereut und widerrufen worden.

Ganz richtig bemerkt Schwarz in s. Handb. der christlichen Religion: „Der Streit im eilften Jahrhundert über das Sakrament des Altars setzte den allgemeinen Glauben der Christen der damaligen Zeit in's Licht. Ohne die Schrift Berengars hätte man auf die Vermuthung gerathen können, die Lehre von der Transsubstantiation wäre eine Geburt der Scholastiker. Aber alle damaligen Kirchen im Orient und im Occident stimmen überein, daß Berengars Lehre eine Neuerung von dem alten Glaubenssystem war.“

Unstreitig war in den ersten Jahrhunderten des Christenthums das Meßopfer als Geheimniß behandelt worden, indem die Christen diese Feier vor den Heiden verbargen und zugleich auch ihren eigenen Catechumenen nur in dunkeln Ausdrücken darauf hindeuteten. Beweise hiefür liefern uns Tertullian, Origenes, Cyrill von Jerusalem u. a. m. Bei den Juden und Heiden stunden die Christen der apostolischen sowohl als auch spätrer Zeitalter in dem gräßlichen Verdacht, daß sie in ihren geheimen Ver-

sammlungen Menschenfleisch und Menschenblut genießen. Hätten nun diese Urchristen, — nach der Meinung der Reformirten —, nur Brot und Wein, zur Erinnerung an ihren Herrn und Meister genossen, welchen Grund könnten sie gehabt haben, solch' einfache, natürliche Handlung den Ungläubigen zu verheimlichen? Warum würden sie eher die grausamsten Marter erduldet, als ihre so unverfänglichen Gebräuche den Peinrichtern entdeckt, und dadurch allen Qualen und Verfolgungen sich entzogen haben?

Schon Tertullian, zu Ende des zweiten Jahrhunderts, nennt das Geheimhalten der Lehre von der Eucharistie ein „allgemein bestehendes Gesetz." Der große Kirchenlehrer Augustinus und so viele andere Väter des Urchristenthums bedienen sich bei'm Unterricht der Catechumenen geflissentlich einer mystischen Sprache, und gestehen selbst, daß es ihnen wegen der Ungeweihten nicht erlaubt sei, den Schleier völlig zu lüften. Sehr bestimmt erklärt sich Augustinus in der 2. Abhandlung über den heiligen Johannes: „Fraget ihr einen Catechumenen, ob er das Fleisch des Menschensohnes esse und sein Blut trinke, so versteht er nicht, was ihr damit sagen wollt. Die Catechumenen haben von dem, was die Christen empfangen, noch keinen Begriff. Die Art, wie man das Fleisch Jesu genießt, ist für sie eine noch verhüllte Sache."

Nächst dieser Geheimhaltungsdisziplin liefern uns die ältesten Kirchengebete oder Liturgien einen zweiten Hauptbeweis für das urchristliche Dogma der wesentlichen Gegenwart in dem Altarsakramente. Diese Kirchengebete waren anfänglich bei den religiösen Zusammenkünften der Christen nur mündlich verrichtet worden, und hatten sich auch lange Zeit hindurch blos mittelst mündlicher Tradition erhalten, wurden aber, nach hergestelltem Frieden der Kirche, in Schrift verfaßt, und nie war ihr apostolischer Ursprung von den Gläubigen in Zweifel gezogen worden.

Vernehmen wir hierüber die Stimmen einiger unserer protestantischen Theologen!

Der gelehrte, und durch seine irenischen Bestrebungen rühmlichst bekannte, Gen.-Sup.-Int. Pfaff schreibt: „Unmöglich kann das große Ansehen der sogenannten apostolischen Liturgien bestritten werden, indem sie schon in den ältesten Zeiten, bei den angesehensten

Kirchen des Orients, im Gebrauch waren, daher sich aus ihnen allerdings der Glaube der alten Kirche erkennen läßt."

Hugo Grotius, — doch wohl ein wichtiger Gewährsmann — sagt in seinem, oft angeführten Voto pro pace: „In allen griechischen, lateinischen, arabischen, syrischen und andern Liturgien finde ich die Gebete zu Gott: er wolle die dargebrachten Gaben durch seinen Geist heiligen und sie zum Leib und Blut seines Sohnes machen. Ich habe also Recht, zu behaupten, daß man einen so alten und allgemeinen Gebrauch, dessen Ursprung sich von den ersten Zeiten herschreibt, nicht hätte abändern sollen. Die Uebereinstimmung aller Liturgien aller Länder in jenem Gebet, daß Gott durch seinen Geist die dargebrachten Gaben heilige, und sie zum Leib und Blut Christi machen wolle, setzt es außer allen Zweifel, daß solches Gebet von der ursprünglichen Anordnung der Apostel hergeleitet werden müsse." Außer der schon angeführten Schrift: Die alte Abendmahllehre, durch katholische und nichtkathol. Zeugnisse beleuchtet — Zweibrücken 1827 —, liefert auch Le Brun explic. de la messe, Paris, T. IV, ganz vorzüglich aber das, mit dem rühmlichsten Fleiße und musterhafter Gründlichkeit bearbeitete, Werk: Liturgia sacra, von Marzohl und Schneller; Luzern bei Gebr. Räber, 2. Theil, 2. Hälfte, eine genaue Zusammenstellung dieser Liturgien; alle sprechen von einem Opfer und einer Verwandlung. In der alten Liturgie der Koph- oder Jakobiter heißt es auf's klarste und bestimmteste: „Sende deinen heiligen Geist auf uns und dieses Brot und diesen Wein, damit er diese Gaben heilige und consecrire als allmächtiger Gott, und aus diesem Brot und diesem Kelch den Leib und das Blut des neuen Bundes unsers Herrn, Gottes, Erlösers und höchsten Königs Jesu Christi selbst schaffe." Andere, eben so sprechende Zeugnisse werden wir weiter unten anführen.

Um nun das katholische Dogma von der Eucharistie zuvorderst auf die Disciplin der Verschwiegenheit fest zu begründen, prüfen wir theils die allgemeinen Beweise, — geschöpft aus dem, allen damaligen Kirchen gemeinschaftlichen Glauben, theils auch noch die besondern Zeugnisse einzelner Kirchenväter aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums.

Vermöge der, damals allgemein geherrschten und auf's genauste gehandhabten Kirchendisziplin (Disciplina arcani), hielten die Gläu-

bigen eine strenge Verschwiegenheit über alle Sakramente — vorzüglich über jenes des Altars — für ihre heiligste Pflicht. Es war in den ersten Jahrhunderten, besonders so lange die blutigen Verfolgungen des Christenthums dauerten, allgemeine und unverbrüchliche Regel, daß die Christen von den Glaubensgeheimnissen, besonders vom Altarssakramente, zu den Juden und Heiden gar nicht sprachen, sondern sie vor ihnen verborgen hielten, weil die Gefahr, daß jene die Geheimnisse mißverstehen, verspotten, verlästern oder gewaltthätig entehren möchten, augenscheinlich vorhanden war. Da bei den öffentlichen Vorträgen, außer den Christen, auch öfter Juden und Heiden, oder solche, welche die Taufe verlangten, aber noch nicht wirklich getauft waren, zugegen sein konnten, so redeten die Bischöfe und Priester in denselben über die Geheimnisse, besonders dasjenige des Altarssakraments, entweder gar nicht, oder nur in solch' dunklen Ausdrücken, welche blos den unterrichteten Christen, nicht aber den ungetauften, verständlich waren. Noch behutsamer benahmen sich die heiligen Väter in ihren Schriften, aus sehr begreiflichen Gründen. Nicht nur gaben sie den Christen über die Geheimnisse nichts Geschriebenes in die Hände, sondern sie schrieben auch zur eigenen Aufbewahrung nur aus wichtigen Ursachen von den Geheimnissen etwas nieder. Diese Geheimhaltungsregel schrieb sich unstreitig von den Aposteln her, welche selbst in ihren Schriften das Altarssakrament nur wenig und kurz berührten, daher dann auch in der Apostelgeschichte, wo sich gewiß oft Gelegenheit dargeboten hätte, dessen zu erwähnen, die Feier desselben nur einigemale unter dem Ausdruck „Brotbrechen" erwähnt wird. Nach Act. II, 42. 46. und XX, 7. waren die ersten Christen täglich und einmüthig im Tempel, brachen das Brot da und dort in den Häusern, und genossen gemeinschaftlich die Speise. Dieß Brotbrechen ist der erste geheimnißvolle Ausdruck über die Eucharistie im christlichen Alterthum, der jedoch nur für die Ungläubigen unverständlich war. In den ältesten Jahrhunderten der Christenheit wurden die Sakramente auch wirklich Geheimnisse (Mysterien) genannt, und nur in geschlossenen Versammlungen unter Eingeweihten gefeiert. Die Catechumenen durften nur so lange den Versammlungen beiwohnen, bis das Meßopfer begann; auch ward sorgfältigst bei den öffentlichen Auslegungen der heil. Schrift (Homilien) jede Erwähnung der Mysterien vermieden. So sagt

z. B. Cyrill Catech. 6. ganz ausdrücklich: „Wir führen in Gegenwart der Catechumenen keine verständliche Sprache über die Geheimnisse; wir müssen uns oft räthselhafter Ausdrücke bedienen, damit — indem wir von den unterrichteten Gläubigen dennoch verstanden werden — wir bei den ununterrichteten keine Bedenklichkeiten erwecken.“ Basilius de sp. s. c. 27. schreibt: „Die Apostel und die Väter, welche schon in den ältesten Zeiten der Kirche gewisse Gebräuche vorschrieben, wußten den Geheimnissen durch das bedeutungsvolle Stillschweigen, in welches sie dieselben einhüllten, ihre Würde zu erhalten.“ Ambrosius im Buch für die Neugeweihten sagt: „Wenn ich vor der Taufe von den heil. Sakramenten gesprochen hätte, so würde ich weniger mein Lehramt ausgeübt, als vielmehr die Geheimnisse durch eine Art von Verrath enthüllt haben.“ In gleichem Sinne äußert sich der heil. Chrysostomus. Auch in den Schriften anderer Väter finden wir in Bezug auf die Eucharistie ähnliche Zurückhaltung und einzelne dunkle Stellen. Diese Verschwiegenheit beobachteten sie sowohl in ihren Predigten, als auch in ihren gegen die Juden und Heiden verfaßten Schriften. Beweise hiefür liefert uns Cyrill c. Julian. Auch Origenes erklärt ganz bestimmt: „mysteria chartis non committenda“ (unsere Geheimnisse dürfen dem Papier nicht anvertraut werden). An einer andern Stelle sagt ebenderselbe: „Wer immer in den Geheimnissen unterrichtet ist, kennt das Fleisch und Blut des Wortes Gottes. Laßt uns also nicht bei einem Gegenstande verweilen, der den Eingeweihten bekannt ist, und den der Uneingeweihte nicht kennen darf.“ Augustinus sagt: „Euer Lesebuch sei das Gedächtniß!“ Die Synode von Alexandrien spricht die scharfe Rüge aus: „Einige haben sich nicht geschämt, die heiligen Geheimnisse vor den Catechumenen zu begehen, und vielleicht sogar vor den Heiden, vergessend was geschrieben steht, daß wir das Geheimniß des Königs verhehlen sollen, und mit Hintansetzung des Gebotes unsers Herrn, heilige Dinge nicht den Hunden, noch Perlen den Schweinen hinzuwerfen. Denn es ist nicht gesetzlich, den Ungeweihten die Geheimnisse zu offenbaren, so daß ihre Unwissenheit daran Anstoß nimmt, und die Catechumenen durch vorwitzige Neugierde geärgert werden.“ Dieß vorsichtige Stillschweigen dauerte bis zum fünften Jahrhundert, wo noch Innocenz I. in seiner Antwort an den Bischof von Eugubien

den geheimnißvollen Punkt von der Eucharistie nicht zu berühren sich getraute, sondern ihm erklärte: „Von dem andern, worüber nicht zu schreiben erlaubt ist, können wir mündlich uns besprechen, wenn du hier sein wirst.“

Fleury schildert diese alte Kirchendisciplin kurz und bündig also: „Man verheimlichte die Sakramente nicht blos vor den Ungläubigen, sondern selbst auch vor den Catechumenen; die feierliche Verrichtung desselben geschah nie in ihrer Gegenwart; ja es war sogar verboten, zu erzählen, was in der Versammlung vorgieng, oder in ihrer Anwesenheit von der Natur des Sakraments zu sprechen. Noch viel weniger aber äußerte man sich über dieselben schriftlich.“

Die Bischöfe enthüllten die Lehre der Geheimnisse den Catechumenen (welche um die Gnade der Taufe dringend bitten mußten, weil man nur diejenigen taufte, welche es ausdrücklich begehrten), erst nachdem sie hinlänglich geprüft und zum Empfang derselben geeignet waren erfunden worden. Dieß geschah in der Oster- oder Pfingstnacht. Ehe sie in das geweihte Wasser eingetaucht wurden, erklärte ihnen der Bischof die Nothwendigkeit und Wirkungen dieses ersten aller Sakramente. Hierauf wurden sie mit weißen Kleidern angethan und in die Versammlung der Gläubigen eingeführt. Der Bischof bestieg die Kanzel und enthüllte vor den Neophyten die, ihnen bisher verborgen gehaltnen Geheimnisse. Dann ward ihnen, durch alle Tage der ersten Woche, der Unterricht über die Einsetzung, Natur und Wirkung der Eucharistie, über die Gesinnungen lebendigen Glaubens, reiner Frömmigkeit und thätiger Liebe, die mit dem Empfang dieses erhabenen Geheimnisses verbunden sein müssen, in's Herz gesprochen. Dieser Gebrauch dauerte bis zum fünften Jahrhundert in allen Kirchen fort, wie mehrere Urkunden aus jenen ersten Zeiten uns beweisen. Siehe des heil. Cyrill von Jerusalem 18. Catech., Gaudentius Erkl. des B. Exodus für die Neophyten, Chrysost. Hom. 25. über den 1. Br. an die Cor., Augustinus 238. Rede auf den 5. Tag nach Ostern u. a. m.

Die Behauptung unserer Calvinisten und Zwinglianer, daß dieses Disciplinargesetz erst im IV. Jahrhundert entstanden sei, findet ihre vollständige Wiederlegung in der Geschichte der drei ersten Jahrhunderte, hauptsächlich in jenen, von den Heiden wider die

Christen erhobnen Anschuldigungen, welche sich nur auf Unkunde dessen, was in den Versammlungen der Christen vorgieng, gründen konnten, so zwar, daß mit Ungestüm die Todesstrafe aller, welche den Christennamen trugen, gefordert wurde, als verabscheuungswürdiger Wesen, die nicht das Tageslicht zu schauen verdienen. Die empörenden Beschuldigungen, daß sie bei der geheimen Feier ihrer Mysterien sich die unmenschlichsten Grausamkeiten und zügellosesten Ausschweifungen erlaubten, Fleisch und Blut unter sich genießen u. s. w., reichen bis in's apostolische Zeitalter hinauf. Origenes c. Celsum erzählt uns, die Juden hätten gleich bei'm Entstehen des Christenthums die Sage verbreitet, daß die Christen die Glieder eines geopferten kleinen Kindes verzehren. S. auch Tertullian Apol. C. 7. und Eusebius 4 B. 7. C.

Ferner rechnen wir hierher die Vorwürfe, welche die Heiden den Christen über die Geheimhaltung machten. In allen Schriften der Philosophen jenes Zeitalters wurden die Christen angeklagt, daß sie immer im Finstern wandeln; und daraus schloß man auf die Wahrheit jener Beschuldigungen, welche überall gegen sie ausgestoßen wurden. So äußerte sich Cäcilius, einer der Weltweisen zu Anfang des III. Jahrhunderts: „Die Dunkelheit, in welche sich die Religion der Christen einhüllt, beweist, daß wenigstens ein Theil der gegen sie erhobenen Anklagen wahr sei. Warum verbergen sie so geflissentlich ihre gottesdienstlichen Uebungen vor den Menschen, da man sich doch nicht scheuen darf, das, was ehrbar ist, bei hellem Licht zu thun.“ An einer andern Stelle schildert er die Christen als ein „in Dunkel gehülltes, unterirdisches Volk.“ „Im Oeffentlichen stumm (sagt er), hat es nur die Sprache in verborgenen Winkeln; ich weiß zwar nicht, ob alle Muthmaßungen wahr sind, aber wenigstens stimmen sie mit ihrem nächtlichen, versteckten Gottesdienst überein; so groß der auf sie geworfene Verdacht ist, so scheint ihn doch schon die Dunkelheit ihrer schlechten Religion, wo nicht ganz, doch zum Theil, zu bestätigen.“

Wie wir oben aus Origenes ersahen, hatte schon der Epicuräische Philosoph Celsus, welcher zu Anfang des zweiten Jahrhunderts unter Adrian — dem Nachfolger Trajans — lebte, auf das Geheimnißvolle der christlichen Mysterien geschmäht, und über die Verschwiegenheit der ersten Christen die bittersten

Anmerkungen gemacht. (Diese Schmähschrift des Celsus wider die Christen — „Rede der Wahrheit“ betitelt — kennen wir nur aus der schönen Widerlegung des Origenes, welcher alle darin enthaltenen Verläumdungen — namentlich auch diejenigen in Betreff der, von den Christen beobachteten Verschwiegenheit der Eucharistie — aufdeckte.)

Noch rechnen wir hierher die Torturen, wodurch man aus den ersten Christen die Kenntniß ihres Gottesdienstes zu erpressen suchte, und die unerschütterliche Beharrlichkeit, womit diese eher alle Marter und den Tod erdulden, als ihre Mysterien verrathen wollten. So sagt z. B. Plinius der jüngere, Statthalter in Bithinien, in seinem an Trajan im J. 105 wegen der Christen erstatteten Bericht: „Um die Wahrheit zu erforschen, ließ ich zwei Weiber, welche in den geheimen Versammlungen gedient hatten, auf die Folter legen, konnte aber nichts entdecken, als einen irregeleiteten, übertriebenen Aberglauben.“ An einer andern Stelle schreibt er: „Das ist mein Benehmen gegen diejenigen, welche mir als Christen verzeigt werden: Zuerst frage ich, ob sie Christen seien? Auf die Bejahung wiederhole ich die Frage zum zweiten, zum dritten Mal, und drohe ihnen zugleich Todesstrafe an; beharren sie darauf, so lasse ich diese vollziehen; denn, ohne zu untersuchen, ob das Eingestandene wirklich ein todeswürdiges Verbrechen sey, zweifle ich nicht im mindesten, ihr unbiegsamer Starrsinn sey wenigstens strafwürdig.“

Und aus einem Fragment des Irenäus (im J. 177) kennen wir die heldenmüthige Hingebung der gefolterten Blandine, so wie aus Eusebius die Standhaftigkeit der, ebenfalls gemarterten Biblis, wie wir bald näher vernehmen werden. Selbst allgemeine, öffentliche Unfälle wurden auf Rechnung der Christen, als einer gottlosen, verabscheuungswerthen Menschenklasse, geschrieben. „Man gebe sie den wilden Thieren preis! (christianos ad bestias) hörte man in den Amphitheatern oft wüthend rufen. Lange wurden sie von den Kaisern auf's grausamste verfolgt, vom blutdürstigen Nero an bis auf Diokletian und Lizinius. Der Brandlegung in Rom beschuldiget, mußten die meisten der dortigen Christen eines elenden Todes sterben. Tazitus bemerkt hierüber im XV. Buch seiner Annalen, wo er von dieser Begebenheit spricht: Nero wälzte die Schuld auf Leute, welche damals, ihrer Laster wegen, allgemein

Christen erhobnen Anschuldigungen, welche sich nur auf Unkunde dessen, was in den Versammlungen der Christen vorgieng, gründen konnten, so zwar, daß mit Ungestüm die Todesstrafe aller, welche den Christennamen trugen, gefordert wurde, als verabscheuungswürdiger Wesen, die nicht das Tageslicht zu schauen verdienen. Die empörenden Beschuldigungen, daß sie bei der geheimen Feier ihrer Mysterien sich die unmenschlichsten Grausamkeiten und zügellosesten Ausschweifungen erlaubten, Fleisch und Blut unter sich genießen u. s. w., reichen bis in's apostolische Zeitalter hinauf. Origenes c. Celsum erzählt uns, die Juden hätten gleich bei'm Entstehen des Christenthums die Sage verbreitet, daß die Christen die Glieder eines geopferten kleinen Kindes verzehren. S. auch Tertullian Apol. C. 7. und Eusebius 4 B. 7. C.

Ferner rechnen wir hierher die Vorwürfe, welche die Heiden den Christen über die Geheimhaltung machten. In allen Schriften der Philosophen jenes Zeitalters wurden die Christen angeklagt, daß sie immer im Finstern wandeln; und daraus schloß man auf die Wahrheit jener Beschuldigungen, welche überall gegen sie ausgestoßen wurden. So äußerte sich Cäcilius, einer der Weltweisen zu Anfang des III. Jahrhunderts: „Die Dunkelheit, in welche sich die Religion der Christen einhüllt, beweist, daß wenigstens ein Theil der gegen sie erhobenen Anklagen wahr sei. Warum verbergen sie so geflissentlich ihre gottesdienstlichen Uebungen vor den Menschen, da man sich doch nicht scheuen darf, das, was ehrbar ist, bei hellem Licht zu thun.“ An einer andern Stelle schildert er die Christen als ein „in Dunkel gehülltes, unterirdisches Volk.“ „Im Oeffentlichen stumm (sagt er), hat es nur die Sprache in verborgenen Winkeln; ich weiß zwar nicht, ob alle Muthmaßungen wahr sind, aber wenigstens stimmen sie mit ihrem nächtlichen, versteckten Gottesdienst überein; so groß der auf sie geworfene Verdacht ist, so scheint ihn doch schon die Dunkelheit ihrer schlechten Religion, wo nicht ganz, doch zum Theil, zu bestätigen.“

Wie wir oben aus Origenes ersahen, hatte schon der Epicuräische Philosoph Celsus, welcher zu Anfang des zweiten Jahrhunderts unter Adrian — dem Nachfolger Trajans — lebte, auf das Geheimnißvolle der christlichen Mysterien geschmäht, und über die Verschwiegenheit der ersten Christen die bittersten

Anmerkungen gemacht. (Diese Schmähschrift des Celsus wider die Christen — „Rede der Wahrheit“ betitelt — kennen wir nur aus der schönen Widerlegung des Origenes, welcher alle darin enthaltenen Verläumdungen — namentlich auch diejenigen in Betreff der, von den Christen beobachteten Verschwiegenheit der Eucharistie — aufdeckte.)

Noch rechnen wir hierher die Torturen, wodurch man aus den ersten Christen die Kenntniß ihres Gottesdienstes zu erpressen suchte, und die unerschütterliche Beharrlichkeit, womit diese eher alle Marter und den Tod erdulden, als ihre Mysterien verrathen wollten. So sagt z. B. Plinius der jüngere, Statthalter in Bithinien, in seinem an Trajan im J. 105 wegen der Christen erstatteten Bericht: „Um die Wahrheit zu erforschen, ließ ich zwei Weiber, welche in den geheimen Versammlungen gedient hatten, auf die Folter legen, konnte aber nichts entdecken, als einen irregeleiteten, übertriebenen Aberglauben.“ An einer andern Stelle schreibt er: „Das ist mein Benehmen gegen diejenigen, welche mir als Christen verzeigt werden: Zuerst frage ich, ob sie Christen seien? Auf die Bejahung wiederhole ich die Frage zum zweiten, zum dritten Mal, und drohe ihnen zugleich Todesstrafe an; beharren sie darauf, so lasse ich diese vollziehen; denn, ohne zu untersuchen, ob das Eingestandene wirklich ein todeswürdiges Verbrechen sey, zweifle ich nicht im mindesten, ihr unbiegsamer Starrsinn sey wenigstens strafwürdig.“

Und aus einem Fragment des Irenäus (im J. 177) kennen wir die heldenmüthige Hingebung der gefolterten Blandine, so wie aus Eusebius die Standhaftigkeit der, ebenfalls gemarterten Biblis, wie wir bald näher vernehmen werden. Selbst allgemeine, öffentliche Unfälle wurden auf Rechnung der Christen, als einer gottlosen, verabscheuungswerthen Menschenklasse, geschrieben. „Man gebe sie den wilden Thieren preis! (christianos ad bestias) hörte man in den Amphitheatern oft wüthend rufen. Lange wurden sie von den Kaisern auf's grausamste verfolgt, vom blutdürstigen Nero an bis auf Diokletian und Lizinius. Der Brandlegung in Rom beschuldiget, mußten die meisten der dortigen Christen eines elenden Todes sterben. Tazitus bemerkt hierüber im XV. Buch seiner Annalen, wo er von dieser Begebenheit spricht: Nero wälzte die Schuld auf Leute, welche damals, ihrer Laster wegen, allgemein

verhaßt waren und vom Volk „Christen“ genannt wurden. Dieser Name rührt von Christus her, welchen Pontius Pilatus unter dem Kaiser Tiberius hinrichten ließ. Man ergriff zuerst diejenigen, welche geständig waren, und auf die Aeußerungen derselben ward eine große Menge, zwar nicht der Brandlegung überwiesen, aber als Opfer des öffentlichen Hasses hingerichtet.

Justin klagt in der zweiten Schutzschrift ausdrücklich, daß man Sklaven, Kinder und Weiber auf die Folter spannte, um von ihnen das Geständniß genossenen Menschenfleisches auszupressen. In dem, von Eusebius uns aufbewahrten Brief der Christen von Lyon an jene von Asien (im J. 177 unter Mark Aurel) kommt folgender schauderhafte Bericht vor: „Heidnische, bei Christen dienende Sklaven, aus Furcht vor den Qualen, welche sie die Christen dulden sahen, und durch die Soldaten aufgehetzt, klagten fälschlich die Christen Thyestischer Gastmähler, Oedypischer Heirathen und alles dessen an, so man weder sagen noch denken, ja nicht einmal für möglich halten sollte. Sobald sich die Sage dieser Verläumdungen weiter verbreitete, kannte die Erbitterung des Volkes gegen uns keine Gränzen mehr, und selbst der letzte Funke von Freundschaft ward nun mit gräßlicher Wuth ausgelöscht. Man sah des Erlösers Weissagung erfüllt, daß man Gott durch Ermordung seiner Schüler einen Dienst zu erweisen glauben werde.“ Von Blandine melden sie: Wir alle, und vorzüglich ihre Gebieterin, fürchteten, daß sie, wegen der Schwäche, in welche ihr Körper schon hingesunken war, nicht den Muth haben werde, Jesum zu bekennen. Allein sie ermüdete am Ende alle ihre Peiniger, welche einer nach dem andern, vom Morgen bis zum Abend, sie mit den grausamsten Martern quälten. Diese bekannten sich überwunden, da sie keine neue Qual mehr zu ersinnen wußten; sie konnten nicht begreifen, daß sie noch Athem holte, da ihr ganzer Körper geschunden und verrenkt war. Das Bekenntniß des christlichen Namens gab ihr stets neues Leben; sie fand Erholung und Beruhigung in dem Ausruf: „Ich bin eine Christin, und unter uns geschieht nichts Böses.“

Hier fragen wir unsere protestantischen Brüder: Warum erklärte Blandine und Biblis nicht ganz unverholen: Wir genießen ein wenig Brot und Wein, zur Erinnerung, als figürliche Vorstellung unsers abwesenden Erlösers, und als ein Zeichen unsrer Verbindung unter einander; das ist all' unser Gastmahl;

ihr mögt euch selbst davon überzeugen! — Laßt man sich etwa so leicht zu Tode martern, wenn man durch die einfachste Erläuterung ihm entgehen, und seinen Blutrichtern die Augen öffnen kann? Wäre es redlich, vernunftmäßig und christlich von jenen Martyrern gehandelt gewesen, dasjenige auf's hartnäckigste zu verschweigen, durch dessen so ganz unverfängliches Geständniß sie nicht nur sich selbst, und viele andere hätten retten, sondern zugleich auch — woran ihnen wohl weit am meisten gelegen war — ihrem Glauben desto allgemeinere Annahme verschaffen können?

Gewiß hätten jene ersten Christen, wenn die Meinung der Reformirten im Punkt der Eucharistie gegründet wäre, die gegen sie verbreiteten Verläumdungen nicht immer tiefere Wurzeln fassen lassen, sondern dieselben alsbald dadurch entkräftet, daß sie furchtlos erklärt hätten, was unter ihnen vorgieng, daß sie die Heiden zu ihren Versammlungen selbst eingeladen, und in ihrer Gegenwart das, so schuldlose Mahl genossen hätten. Und doch führte jene hochherzige Sklavin eine ganz andere Sprache; kein ähnliches Wort entschlüpfte ihr, unter allen Qualen; ihre muthige Antwort ward von den Christen als weisheitsvoll gepriesen. Dieser standhafte Heldenmuth der Martyrer, und diese Lobsprüche ihrer Mitchristen, lassen sich, ganz unstreitig, einzig und allein aus der katholischen Glaubenslehre erklären, als nach welcher das Geheimniß der Eucharistie nicht geoffenbart werden durfte. Während diese Disciplin nach dem Grundsatz unsrer reformirten Kirche ganz unerklärbar, ohne Zweck und Ursache, ja aller Vernunft zuwider wäre, steht sie hingegen mit dem katholischen Lehrbegriff ganz im Einklang, setzt ihn sogar voraus, und erscheint in Voraussetzung dieses Glaubens als vernunftmäßig, wohlthätig, ja selbst als nothwendig, in einem Zeitpunkt, wo sich die Religion bei einem noch ganz ungläubigen Volk ankündigte. Oder wo fände sich in dem Lehrbegriff der Reformirten das geringste, woron man den Heiden, oder auch den Catechumenen, ein Geheimniß zu machen Grund gehabt hätte? Ihm zufolge vereinigt man sich ja mit Jesu nur im Geist und Glauben, indem Wein und Brot lediglich als das ausgetheilt wird, was unsern Sinnen daran bemerkbar ist. Diese gewöhnlichen Nahrungsmittel haben, in den Augen der Reformirten, bei der Eucharistie keinen andern Werth,

als daß sie von Jesu Christo zu figürlichen Darstellungen seines Leibs und Bluts waren ausgewählt worden. Wie hätte nun dieß im mindesten Anstoß erregen können? Ist's ja doch allgemeine Sitte, seinen Freunden ein Andenken zu hinterlassen, wodurch sie an unsere Abwesenheit, oder an unsern Tod erinnert werden! Der Erlöser, welcher für alle Menschen starb, konnte doch wohl kein passenderes Denkmal seines Todes stiften, als: eine für die ganze Welt gemeinschaftliche Speise. Darin liegt aber ganz und gar nichts, wodurch auch nur ein Schatten von Aergerniß für irgend jemand hätte entstehen können, folglich nicht das mindeste, was eine Verheimlichung nöthig gemacht hätte. Ein solches Gedächtnißmahl würde die erste Kirche bei offenen Thüren gefeiert, und von demselben ohne Hehl, ohne Dunkel sprechen und schreiben gekonnt haben; ja sie hätte vielmehr die stärksten Gründe gehabt, sich deutlich und verständlich zu erklären, nachdem sie der ruchlosesten Handlungen öffentlich war beschuldigt worden, und diese gehässigen Vorurtheile bald von der gemeinen Menschenklasse auch auf die höhern Stände, und selbst auch auf die Gelehrten jener Zeit übergegangen waren. Wie leicht wäre es für die angeschuldigten Christen gewesen, sich zu rechtfertigen! Und wie unendlich viel hätte die, ihnen so sehr am Herzen gelegene, Verbreitung des Christenthums dadurch gewinnen müssen! Statt dessen beruft sich Justin (in seiner zweiten Schutzschrift vom J. 117) einzig auf Gott, als Zeugen aller Handlungen und Gedanken; er will nicht die Mysterien erklären, wodurch doch aller Verdacht sogleich wäre aufgehoben, und allen Verläumdungen ein Ziel gesteckt worden. Würde, — nach Bodensteins und Zwinglis Meinung —, der Eucharistie nur eine figürliche Darstellung zum Grunde liegen, was hätte Justin abhalten können, sich darüber ganz einfach zu erklären? Auch Tertullian nimmt vielmehr diese geheimnißvolle Verschwiegenheit in Schutz, statt sie zu läugnen, und Oktavius beweist (in Minut. Felix) ebenfalls die Grundlosigkeit jener Anklagen, ohne dennoch das wirkliche Geheimniß aufzudecken.

Prüfen wir jetzt noch über diesen Gegenstand die besondern Zeugnisse einzelner Kirchenväter aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums.

Obschon man, wie wir bereits gesehen haben, in den ersten Zeiten — während der Verfolgungen — nur äußerst behutsam von

den Mysterien sprach, so hat doch die göttliche Weisheit und Liebe veranstaltet, daß auch in den drückendsten Zeiten die heilige Stimme sich nicht unbezeugt gelassen hat.

Daß die Lehre der Bischöfe und der übrigen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte nicht ganz verloren gieng, ist wohl um so bewunderungswürdiger, da die Verfolger vorzüglich die Schriften der Christen auffpürten, um sie zu zerstören, und es selbst einige schwache Christen gab, die solche aus Furcht auslieferten (in der Kirchengeschichte unter dem Namen der „Traditoren" bekannt). Auch nachher giengen noch viele Schriften der Christen jener ersten Jahrhunderte verloren, wie wir aus Eusebius, Bischof von Cäsarea, gest. im J. 340, dem Vater der Kirchengeschichte, ersehen, welcher sehr viele Bruchstücke aus Schriftstellern, von denen sonst nichts auf uns gekommen ist, in seinem gehaltreichen Werke anführt. Immerhin haben sich aus diesen ersten drei Jahrhunderten noch viele Zeugnisse erhalten, aus welchen wir die Gewißheit schöpfen, daß sich in der katholischen Kirche die Lehre des Urchristenthums bis auf unsere Zeiten unverändert fortgepflanzt habe.

Ignatius, Schüler des heiligen Petrus und sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhl zu Antiochia in Syrien (welcher laut seiner eigenen Versicherung den auferstandenen Jesum noch im Fleische sah, und dann im Jahr 108 den Martyrertod litt), warnet, auf seiner Reise nach Rom, die Gläubigen von Smyrna vor den Irrlehrern — Phantasiasten —, welche läugneten, daß Jesus einen wahren, wirklichen Leib angenommen, indem er — ep. 7 ad Smyrn. — sagt: „Sie enthalten sich der Eucharistie, weil sie nicht bekennen, daß solche das Fleisch unsers Erlösers Jesu Christi sei, das nämliche, welches für unsere Sünden gelitten und von Gott auferweckt ward; die dieser Gottesgabe widersprechen, sterben in ihrem Widerspruch dahin, und diese Leute sollt ihr meiden." Durch Frömmigkeit, Wissenschaft und vierzigjährige Amtsführung glänzte Ignatz als Licht der Kirche, da Trojan zur Unterwerfung der Parther auszog. Man hätte erwarten sollen, daß vor einem Kaiser, der bereits die Dacier, die Scythen und alle Barbarenvölker des Nordens besiegt hatte, ein Christ nicht lange anstehen könnte, seinen Glauben zu verhehlen. Als aber der Kaiser beschloß, den Bischof seines Glaubens wegen zu bestrafen, da mußte der Scepter sich beugen vor dem Bischofstab. „Wer bist du, böser

Geist", sagte Trajan zu Ignatz, „daß du es wagst, meinen Befehlen Trotz zu bieten, andre zu gleichem zu verleiten und sie damit einem elenden Tode preiszugeben?" „Niemand", war die Antwort, „kann den Theophorus einen bösen Geist nennen, denn die Dämonen fliehen die Diener Gottes. Wenn du mir aber deßwegen jenen Namen beilegst, weil ich gegen die bösen Geister Krieg führe, so nehme ich denselben an." „Was verstehst du unter dem Namen Theophorus?" „Einen, der Christum im Herzen trägt." „Und du meinst etwa, daß wir die Götter, welche uns gegen unsere Feinde schützen, nicht auch in unsren Herzen trügen?" „Du bist im Irrthum, wenn du die Dämonen, die ihr verehrt, Götter nennst. Es giebt nur einen einzigen Gott, der Himmel, Erde, Meer und alles was darinnen ist, gemacht hat; nur einen Christ, Jesus, den eingebornen Sohn Gottes, nach dessen Gnade all mein Verlangen geht." „Du meinst denjenigen, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt ward?" „Ich meine denjenigen, der die Sünde zusammt dem Urheber der Sünde gekreuzigt hat." „Du trägst also den Gekreuzigten in dir selbst?" „Ja, ich trage ihn in mir; denn es steht geschrieben: ich will in ihnen wohnen und ruhen." Kaum hatte der heilige Ignatz diese letzten Worte ausgesprochen, als ihn Trajan verurtheilte, nach Rom abgeführt und den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. „Ich danke dir, Herr!" sagte der ehrwürdige, fromme Bischof, „daß du mich gewürdigt hast, nach dem Beispiel des heil. Paulus mit Ketten beladen zu werden."

Zeugnisse aus dem zweiten Jahrhundert haben wir zum Theil oben schon angeführt. Das entscheidendste im ganzen christlichen Alterthum aber hat uns Justin aufbewahrt. Von den römischen Kaisern, dem Volk und den Juden wurden die Christen unmenschlich verfolgt, unter dem Vorwand, daß sie in ihren gottesdienstlichen Versammlungen sogar Fleisch und Blut geschlachteter Kinder verzehren. Justin übergab nun dem Kaiser Antoninus eine Bitt- und Schutzschrift, worin er den Glauben und die gottesdienstlichen Handlungen der Christen bündig auseinandersetzte. Er gesteht dem Kaiser (weit entfernt, vom bloßen Genuß eines Liebesmahls, zum Andenken an ihren Herrn und Meister, zu sprechen) vielmehr ganz ausdrücklich, daß sie wirklich das Fleisch und Blut des menschgewordenen Jesus in ihren gottesdienstlichen Versammlungen genössen. In seiner Apol. 1, 50. sagt er: „Am Sonntage, wie

man ihn nennt, kommen alle von der Stadt und dem Lande zusammen. Man liest die Schriften der Apostel und Propheten vor, so viel es die Zeit zuläßt. Nachher hält der Vorsteher eine Ermahnung, damit wir das Herrliche, was vorgelesen worden, auch befolgen. Dann stehen alle auf, und fangen zu beten an. Wir grüßen einander mit dem Kuß. Sobald das Gebet beendigt ist, reicht man dem Vorsteher Brot und Wein mit Wasser (offertorium). Dieser nimmt es, spricht dem Allvater Lob und Ehre durch den Namen seines Sohnes und des heiligen Geistes (præfatio), und vollführt vollständig die Eucharistie, oder Danksagung für diese von ihm erhaltenen Gaben (canon). Hat er das Gebet über die Eucharistie vollendet (consecratio), so ruft das ganze Volk: Amen. Dieß heißt in der hebräischen Sprache: es sei so, es geschehe. Ist das Gebet des Vorstehers und der Zusammenruf des Volkes zu Ende, dann theilen diejenigen, welche man bei uns Diakone nennt, das Brot und den mit Wasser gemischten Wein, über welches Dank gesprochen worden, jedem der Gegenwärtigen zur Theilnahme aus (communio), und überbringen es den Abwesenden. Diese Nahrung nennen wir die Eucharistie, und niemand darf Theil daran nehmen, der nicht an die Wahrheit unsrer Lehre glaubt. Denn wir empfangen es keineswegs als gemeines Brot und gemeinen Trank, sondern, wie Jesus Christus durch das Wort Gottes Mensch geworden und Fleisch und Blut zu unserm Heile angenommen, so sind wir unterrichtet, daß diese Speise, durch das seine Worte enthaltende Gebet, wirklich das Fleisch und Blut eben dieses menschgewordenen Jesus ist. Denn die Apostel haben in ihren Schriften, welche man Evangelien nennt, uns belehrt, daß Jesus Christus ihnen befohlen habe, das zu thun, was er that, mit den Worten: thut dieß zu meinem Andenken! Dieß ist mein Leib und dieß ist mein Blut, indem er ihnen Brot und Kelch darreichte. Wenn nun du, o Kaiser! dieses vernunftmäßig findest, so halte es in Ehren; hältst du es aber für thöricht, so verachte es; nur verurtheile deßwegen nicht Menschen zum Tode, welche nichts Böses verübt haben. Denn wir erklären dir: wenn du in dieser Ungerechtigkeit verharrest, so wirst du dem Gericht Gottes nicht entgehen. Wir unserseits sagen nichts anders, als: der Wille Gottes geschehe!"

So sprach der ehrwürdige Philosoph und Martyrer Justin,

geſt. 165, welchem noch die apoſtoliſche Lehre in den Ohren klang, in jener berühmten Schutzſchrift, welche ihm in ſo hohem Maße die Segnungen ſeiner Zeitgenoſſen erworben hatte. Die ganze Schrift verdient in der That in ihrem Zuſammenhange nachgeleſen zu werden; in ihr ſtreiten ſich der Philoſoph und der Chriſt, der Welt- und der Gottesgelehrte, unabläſſig um den Vorrang. Schon Eingangs kann man ſich eines tiefen Mitgefühls mit demjenigen, deſſen Vernunft eine ſolch beredte Sprache führt, nicht erwehren; ſofort aber, von Seite zu Seite, von Zeile zu Zeile, findet man ſich bald in heiligem Unwillen, bald in heiligem Zorn entbrannt gegen die Bosheit der Verfolger. Juſtinus iſt in dieſer Schutzſchrift mehr als ein Redner; er erſcheint als der edelmüthigſte Menſchenfreund, der die Leiden ſeiner Brüder längſt ſchon mitempfindet, der dieſelben vergeblich abzuwenden geſtrebt hat, der die Ueberzeugung höher achtet als das Leben, der jeden Augenblick für jene zu ſterben bereit iſt. Aber welch ein Triumph für den wahrhaft großen Glaubenshelden! Antoninus ward durch ſeine Schrift entwaffnet; was keine Macht erzielt hätte, das brachte ein ſchlichter Kirchenlehrer zu Stande; kurz nachher hatten die Chriſten von Rom und Griechenland, vornämlich von Lariſſa, Theſſalonich, Athen und Kleinaſien der Wohlthat des kaiſerlichen Schutzes ſich zu erfreuen, trotz der heidniſchen Prieſter, der Philoſophen und der Landpfleger.

Daß nun zu Juſtins Zeiten noch keine Verfälſchung des Chriſtenthums ſtattgefunden habe, wird wohl jedermann zugeben. Wäre aber das Abendmahl der erſten Chriſten das Gedächtnißmahl der jetzigen Calviniſten und Zwinglianer geweſen, wie kurz und leicht wäre die Vertheidigung ausgefallen! Sollten daher nicht unſre modernen Theologen ehrfurchtsvoll den Finger auf den Mund legen, wenn ſolche Zeugniſſe zu ihrer Kenntniß gelangen!? —

Irenäus, Biſchof zu Lyon, Schüler Polykarps, welcher hinwieder ein Schüler des Apoſtels Johannes war, geſt. im J. 202, ſagt: „Wir opfern Gott das geſegnete Brot und den geſegneten Kelch, und danken ihm, daß er dieſe Gaben von der Erde zu unſrer Nahrung hervorbringen ließ; wir rufen darüber den heiligen Geiſt an, daß er dieſes dargebrachte Brot zum Leib Chriſti und den Trank zum Blut Chriſti mache, damit wer dieſe Gabe genießt, Verzeihung der Sünden und ewiges Leben erlange.“

Zeugnisse aus dem dritten Jahrhundert liefert uns Origenes — geb. im J. 185, gest. 253 — in verschiedenen, zum Theil schon angeführten Stellen. Im achten Buch gegen den gelehrten, heidnischen Celsus sagt er: „Dann essen wir die geopferten Brote, welche durch das Gebet der gewisse Leib Christi geworden sind, welcher durch seine Heiligkeit die Kraft hat, jene zu heiligen, die ihn mit frommem Vorsatz empfangen.“ Und in s. hom. 7. in libr. Num.: „Ehemals ward das Manna gegeben, als ein Vorbild, nun aber wird das Fleisch des göttlichen Worts gegeben, und ist eine wahrhafte Speise, wie Christus selbst sagt: mein Fleisch ist wirklich eine Speise.“

In gleichem Sinne äußern sich Tertullian in seiner Schrift vom Gebet, und Clemens, aus der Platonischen Schule, der um's Jahr 220 zu Alexandrien starb, in seinen Stromaten. Cyprian, Primas von Afrika, gest. im J. 258, schreibt in seiner Abhandlung vom Abendmahl des Herrn: „Christus nennt dieses Sacrament seinen Leib, sein Fleisch und Blut. Das gemeine Brot ist in das Fleisch und Blut umgewandelt. Jenes Brot, welches der Herr den Jüngern darreichte, ist nicht bildlich, sondern wirklich verwandelt, und durch des Wortes Allmacht Fleisch geworden; wie in der Person Christi die Menschheit sichtbar, die Gottheit unsichtbar war, so ergießt sich in dem sichtbaren Sacramente die göttliche Wesenheit auf eine unaussprechliche Weise. Wie das gemeine Brot, welches wir täglich essen, das Leben des Leibes ist, so ist jenes gesegnete Brot das Leben der Seele.“ Einen andern, überzeugenden Beweis liefert uns ebenderselbe in s. 63. Br. an Cäcilius, wo er klar von der Anordnung des Herrn, Urhebers und Lehrers dieses Opfers spricht, alle Verrichtungen genau vorschreibt, und zugleich erwähnt, daß der zu Jesu Christi Andenken geopferte Kelch, mit Wasser gemischten Wein enthalten müsse.

Aus dieser Stelle, sowie aus den bereits erwähnten bei Justin Apol. 1, 50. ersehen wir, daß die Protestanten mit Unrecht die katholische Priesterschaft einer Entheiligung des Kelchs durch Beimischung des Wassers (κρᾶμα) beschuldigen. Eben so bestimmt sprechen sich hierüber auch andere der angesehensten Kirchenväter aus, z. B. der den Aposteln so nahe stehende Irenäus in lib. 5. cont. hær. c. 2. Justin. Apol. 1, 49. 50. — wie wir schon oben sahen. Chrysostomus serm. 83 in Ev. Matth. Proklus de

lit. div. und Gregor der Große. In dem Ambrosianischen Sacramentarium heißt es: „Du siehst also ein, daß aus dem Brote der Leib Christi wird, und daß der, mit Wasser gemischte Wein durch die Consecration des himmlischen Wortes Blut wird.“ Ja schon in der Liturgie des heiligen Jacobs stehen die Worte: „Deßgleichen nach beendigtem Mahle nahm Jesus den Kelch, mischte den Wein mit Wasser, sah gen Himmel“ u. s. w. Merkwürdig ist auch der Conciliarbeschluß von Carthago, wo es im 24. Canon heißt: „Damit nichts weiteres in den Sacramenten des Leibes und Blutes Christi aufgeopfert werde, als der Herr selbst hinterlassen hat, nämlich das Brot und der Wein mit Wasser vermischt.“ An diese vollwichtigen Zeugnisse der ältern Zeit schließt sich noch der Ausspruch der allgemeinen Kirchenversammlung von Trient. Wir lesen nämlich im VII. Cap. der XXII. Sitzung: „Der heilige Kirchenrath erinnert hiernach, daß es den Priestern von der Kirche befohlen sei, dem Weine im Opferkelche Wasser beizumengen, sowohl weil geglaubt wird, daß Christus der Herr es gethan habe, als auch, weil aus seiner Seite zugleich mit dem Blute Wasser ausfloß.“ Auch die Griechen mischen den Wein mit Wasser, zur Erfüllung der Schrift. (Joh. 19, 34.)

(Wie sehr contrastirt nicht mit obiger ernsten Sprache der Kirchenväter, die leichtfertige Aeußerung eines der angesehensten, protestantischen Theologen, des Prof. Dr. Carl Hase, — welcher sich nicht entblödet, in seiner „Gnosis, oder evang. Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde, 1829.“ bei Erörterung jenes heiligen Gegenstandes, zu behaupten: „In unsrer protestantischen Kirche kam diese Mischung des Weines mit dem Wasser ab, weil es meistens derselben nicht erst noch bedarf.“ — !)

Noch mögen hier einige Zeugnisse der Väter aus dem IV. und V. Jahrhundert ihre Stelle finden; auf spätere nehmen ohnehin unsere Protestanten wenig Rücksicht, weil nach ihrer Meinung das papistische Unwesen schon im V. Jahrhundert einzuschleichen begann.

So schreibt z. B. Augustinus: „Wir empfangen mit gläubigem Mund und Herzen den Mittler zwischen Gott und Menschen, welcher uns sein eigen Fleisch zu essen und sein eigen Blut zu trinken giebt. Der Leib des Herrn selbst geht in des Christen Mund ein.“ An einer andern Stelle: „Empfanget das im Brot,

was am Kreuze hieng, und das im Kelch, was aus Christi Wunden floß."

Chrysostomus: „Mit unsern Zungen haben wir des Herrn selbst eigenes Fleisch gekostet." An einer andern Stelle: „Laßt uns Gott in allen Dingen glauben, und ihm nicht widersprechen, ob auch, was gesagt ist, unsrer Vernunft und unsern Sinnen widerstreitet. Halten wir nur fest an Christi eigenen Worten, denn diese können nicht trügen, unsre Sinne aber werden leicht betrogen. Es gelte uns Gottes Wort mehr, als unsere Augen und als unser Verstand. Da nun das Wort sagt: „„Dieses ist mein Leib"", so laßt uns gehorchen, laßt uns glauben, laßt uns diesen Leib mit den Augen der Seele schauen; denn Jesus Christus gab uns nichts Sinnliches; aber unter sinnlichen Dingen gab er uns Gegenstände, die man nur mit dem Geiste wahrnehmen kann ..... Warum bemüht ihr euch, den Grund von Dingen zu erforschen, die unerforschlich sind? warum wollt ihr Dinge begreifen, die unbegreiflich sind, und Wahrheiten durchschauen, die undurchdringlich sind? — Laßt uns nicht die Behauptung zu Sinne kommen, wir könnten mit unserm Verstand göttliche Dinge beurtheilen, oder wir könnten sie den Gesetzen und Bedürfnissen der Natur unterwerfen. Man heißt uns Gläubige, weil wir uns nicht mit dem Kleinlichen der menschlichen Begriffe beschäftigen, sondern uns aufwärts schwingen auf die Höhen des Glaubens." Aehnliche Aeußerungen finden wir bei ihm noch hin und wieder in seinen Homilien.

Bernhardus: „Die Hostie, welche du siehst, ist nicht Brot, sondern Christi Fleisch, welches am Kreuz hieng für das Leben der Welt."

Ephrem — gest. 378, dessen Leben von dem Bruder des großen Basilius, dem heil. Gregor von Nyssa, beschrieben wurde — sagt sehr eindringend: „Bedenket, mit welcher Furcht diejenigen vor dem Throne stehen, welche einem sterblichen Könige nahen. Wie viel mehr ziemt es uns, vor dem himmlischen König mit Furcht und Zittern und ehrerbietigem Ernst zu erscheinen!" Und an einer andern Stelle: „Wer mit dem Auge des Glaubens begabt ist, der schaut Gott in reiner Klarheit, und ißt mit voller Zuversicht, den geheiligten Leib Christi, ohne sich in neugierige Forschungen über diese göttliche, heilige Lehre einzulassen. Was

sucht ihr den Grund dessen, was unergründlich ist? Wenn ihr nur mißtrauisch nachgrübelt, so verdient ihr nicht den Namen Gläubige, sondern Zweifler und Neugierige. So glaubet dann, und mit fester Zuversicht empfanget den Leib und das Blut unsers Herrn." (Aus dieser und so vielen andren ähnlichen Stellen geht doch in der That klar genug hervor, daß die menschliche Vernunft schon damals sich gegen diesen Glaubensartikel so sehr sträubte, wie in neuerer Zeit, und daß es somit durchaus nicht aus einer Unwissenheit jener ältern Zeit erklärt werden darf, wenn unsterbliche Schriftsteller, wie Augustinus, Chrysostomus, Basilius u. a. m. dasjenige geglaubt und angebetet haben, was die Protestanten verschmähen.)

Cyrill, im Jahr 412 zum Patriarch von Alexandrien erwählt, gest. 444, sagt in s. Comment. in. Joh.: „Willst du bei den Wunderthaten Gottes mit deinem: wie kann das geschehen? auftreten, so entziehest du der heiligen Schrift alles Ansehen, und wirfst alle Propheten, selbst auch die heiligen Bücher Moses über den Haufen. Es war also besser, Christo zu glauben und seinen Worten unweigerlichen Beifall zu schenken, als, wie berauschte Menschen, die freche und unbesonnene Frage aufzuwerfen: Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben?"

Eben so klare, bestimmte Zeugnisse liefern uns Ambrosius, Jakob, Bischof von Nisibi, gest. 350. (Dieser sagt ganz deutlich: „Unser Herr gab seinen Leib mit seinen eignen Händen zur Speise, und sein Blut zum Trank, ehe er gekreuzigt wurde.") Cyrill von Jerusalem, gest. 386, am Schluß der Vorrede zu seinen Catechesen, in welchen er mit der möglichsten Verständlichkeit die Lehre der Kirche über die Sakramente — vorzüglich über jenes der Eucharistie — erklärt. („Da Christus selbst von dem Brote also versichert: dieß ist mein Leib; wer wagt es, daran zu zweifeln? Und da er versichert: dieß ist mein Blut, wer will es läugnen, daß es sein Blut sei? Laßt uns daher voll Zuversicht den Leib und das Blut Jesu Christi empfangen; denn unter der Gestalt des Brotes wird uns sein Leib, und unter der Gestalt des Weines wird uns sein Blut dargereicht." Und an einer andern Stelle: „Richte deinen Blick nicht auf bloßes Brot und Wein; denn sie sind [nach der Consecration] der Leib und das Blut Christi, laut der Versicherung des Herrn; und obgleich der äußere Sinn jenes zeigt, so soll dich doch der Glaube über-

zeugen. Beurtheile die Sache nicht nach dem Geschmacke, sondern sei durch den Glauben, mit Beseitigung alles Zweifels gewiß, daß du den Leib und das Blut Christi erhalten habest.“) Ferner die Synode von Alexandrien vom Jahr 340 in der Schutzschrift des Athanasius; Eusebius, Bischof von Emessa, gest. 379; Basilius, Bischof von Cäsarea, gest. 378. („Was Gott gesprochen hat, daran soll man nicht zweifeln, noch Anstand nehmen, sondern sich fest überzeugt halten, daß alles wahr und möglich ist, wenn auch die Natur dagegen spricht. Darin liegt der Kampf des Glaubens.“) Hilarius, gest. 367; das erste oikumenische Concilium von Nizäa; die Kirchenversammlungen von Laodizäa und Carthago; Eusebius, zugenannt Pamphilius, der sehr gelehrte Bischof von Cäsarea in Palästina, gest. 340; Optatus, Bischof zu Mileve in Afrika, gest. 380; Gregor, Bischof von Nyssa, gest. 396, wegen seines hohen Alters und seiner Gelehrsamkeit „der Vater der Väter“ genannt; Epiphanius, Metropolit zu Salamine, einer alten, vom heiligen Barnabas gestifteten Kirche, gest. 403; Paulinus, der edle Bischof von Nola, Zögling des Consuls und Dichters Ausonius, gest. 431 (Verfasser der Lebensgeschichte des heiligen Ambrosius); Johann, Nachfolger des heiligen Cyrill auf dem bischöflichen Stuhl zu Jerusalem, gest. 416; Maruthas, Metropolit zu Tagrit in Mesopotanien, Freund des heiligen Chrysostomus; Hieronimus Presbyter, gest. 420; Isidor von Pelusium, einer der berühmtesten Schüler des heiligen Chrysostomus, der zur Zeit der allgemeinen Kirchenversammlung von Ephesus großes Aufsehen machte, und mit Cyrill von Alexandrien in Briefwechsel stund, gest. 440; Proklus, Schüler des heil. Chrysostomus, im Jahr 436 auf den bischöflichen Stuhl von Constantinopel erhoben, gest. 446; Petrus, Erzbischof von Ravenna, seiner Beredsamkeit wegen Chrysologus genannt, gest. 450; Theodoret, Bischof von Cyrus, Schüler des heiligen Chrysostomus, gest. 470, und noch so viele andere Kirchenväter mehr.

Cyrill von Jerusalem in seiner 23. Catechese führt die, bei der Messe üblichen, liturgischen Formen umständlich an, und wir ersehen daraus, sowie aus dem Sacramentarium und Antiphonarium des Papstes Gregor, daß schon damals die nämlichen Gebete, wie noch heutzutage, vom Priester verrichtet wurden; er

erwähnt ganz ausdrücklich, daß durch die Kraft des heiligen Geistes das Brot zum Leib Christi und der Wein zum Blut Christi verwandelt werde. Die von Cyrill uns aufbewahrte Liturgie des heiligen Jacob ist ebendieselbe, welche auch heutzutag noch in der katholischen Kirche üblich ist; wir finden darin genau das sursum corda — das habemus ad Dominum — das gratias agamus Domino Deo nostro — das dignum et justum est — das sanctus — das pater noster — selbst die Handwaschung des Priesters — die Consecrationsgebete — das Gebet für die Verstorbenen und die Anbetung im Augenblick der Communion. Somit wandelt der katholische Christ getrost und freudig in den Fußstapfen des ursprünglichen, apostolischen Christenthums fort, er bewahrt genau die nämliche Ordnung, den nämlichen Gottesdienst, und bekennt die nämlichen Dogmen, welche einst die erste und älteste aller Kirchen bekannte. Es ist doch in Wahrheit höchst merkwürdig, und verdient die ernsteste Beherzigung unsrer protestantischen Brüder, daß diese Lehre von der wesentlichen Gegenwart Jesu Christi im Sakramente, wie sie in der katholischen Kirche von jeher gelehrt und geglaubt ward, bis im XI. Jahrhundert, als Berengar sich wider sie erhob, von allen christlichen Religionsparteien war anerkannt und festgehalten worden. Kein Irrlehrer während der frühern Jahrhunderte wagte es, sie anzufechten, selbst Arius nicht. (Vergl. Bd. I. Abthl. 1. S. 79.) Zu dieser Lehre bekennen sich noch heutzutage, nicht nur die römischkatholische und die griechische Kirche, sondern auch die noch bestehenden Parteien der Nestorianer, Eutychianer, Kophten, Armenier, Jacobiten, Abyssinier, kurz alle alten Secten.

Alle obigen Zeugnisse beweisen ganz unwidersprechlich, daß das Neutestamentliche Opfer schon zur Zeit des Urchristenthums, wenn auch einfach und ohne Gepräng, Statt fand. Erst nachdem die Kirche allmählig von ihren Bedrängnissen sich erholte und als ein freier, religiös geistiger Staat angesehen ward, kamen auch jene glänzenden Ceremonien nach und nach hinzu, und immer deutlicher, geschichtlicher und feierlicher trat dann die Lehre vom Meßopfer hervor. (So ward z. B. das Sanctus im Jahr 124 durch Sixtus, der englische Hymnus — Gloria in excelsis — durch Telesphorus, Introitus im Jahr 224 durch Cöleſtin, Patrem im Jahr 334 durch Martin nach dem Concilium von Nizäa, die stehende Anhörung des Evangeliums im J. 394 durch Anastasius, Præfatio — Collect —

Gradual — und Tract. im J. 484 durch Gelasius, Kyrie eleyson im J. 604 durch Gregor eingeführt; — alles zwar Gegenstände, welche nicht die Messe selbst ausmachen. Zugleich erinnern wir bei dieser Gelegenheit, daß nicht nur die anglicanische Kirche, sondern auch die Reformirten überhaupt, sowie die Lutheraner, viele Theile der urchristlichen Liturgie — das Gloria, Kyrie, Benedictus u. a. m. — noch bis auf unsere Zeit beibehalten haben.)

Uebrigens sah schon Luther die Ueberzeugungskraft der historischen Beweise des Alterthums in Betreff des Meßopfers gar wohl ein, erklärte aber — um sich aus solcher Verlegenheit zu ziehen — es sei am richtigsten, Alles rund wegzuläugnen, als zuzugeben, daß die Messe ein Opfer sei. „Man hält allgemein (sagt er) die Messe für ein Opfer; die Aussprüche der Väter, so viele Beispiele, die allgemeine Uebung in der ganzen Welt bezeugen es. Es soll uns aber die Gesinnung und Uebung aller Welt nicht irre machen.“ Welch ein Schluß, würdig des hocherleuchteten Haupts und Stifters einer neuen Glaubenslehre! —

Weit gründlicher urtheilte der scharfsinnige Philosoph und Mathematiker Leibnitz, dieser berühmte Vertheidiger der Uebereinstimmung der Vernunft mit dem Offenbarungsglauben, in s. Syts. théol., indem er ganz unumwunden erklärt: „Wir halten uns sicherer an Christi eigene Worte, welcher, das Brot seinen Jüngern darreichend, sprach: dieß ist mein Leib; und immer hat das fromme Alterthum in diesem Sacrament ein großes, die menschliche Fassungskraft weit übersteigendes Geheimniß anerkannt (was es doch nicht wäre, wenn statt der Sache selbst nur das Zeichen oder Sinnbild dargeboten würde); es hat vielmehr ganz deutlich und bestimmt erklärt, daß das Brot in den lebendigen Leib Christi verwandelt werde, und der Wein in sein Blut; die Alten anerkennen allgemein die *μεταστοιχείωσιν*, welches die Lateiner richtig durch transubstantiatio übersetzt haben. In der That nehmen alle Kirchen der ganzen Erde, — die sogenannten Reformirten ausgenommen, und jene, welche durch ihre Neuerungen noch weiter gehen, welche nämlich die Gottheit Jesu völlig verwerfen — heutzutage noch die wesentliche, wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie an.“ Das angeführte Werk (auch vollständig ins Deutsche übrs. v. Räß u. Weiß, Mainz 1820) dieses großen Mannes, welchen wir doch wahrlich getrost unseren, wenn

auch noch so aufgeblasenen, Neologen an die Seite setzen dürfen, liefert selbst für den protestantischen Sceptiker ganz befriedigende Beweisgründe, wie sie von einem Leibnitz wohl nicht anders zu erwarten stunden. An einen Freund in Leipzig schrieb er (s. Vorrede zum Système de la Théologie), daß er in Betreff der Hauptschwierigkeit in der katholischen Glaubenslehre, nämlich der wirklichen Gegenwart Jesu im Altarssacrament, Beweise entdeckt habe, welche aus der Mathematik und der Natur der Bewegungen hergenommen, für ihn ganz befriedigend seien. Wenn nun der tiefsinnigste Denker seines Zeitalters, der wohl auch von keinem unsrer jetzigen Illuminaten in dieser Hinsicht noch übertroffen ward, von der Gründlichkeit der Transsubstantiationslehre sich überzeugt erklärte, so muß sie doch wenigstens der menschlichen Vernunft nicht so ganz zuwider sein, wie man aus den Lästerungen unserer reformirten Zeloten schließen sollte.

Und bleibt uns denn nicht etwa die Fassungskraft des menschlichen Geistes tausend Antworten über Erscheinungen in der physischen Welt schuldig, sobald wir aus dem Gebiete der Erfahrung heraustreten? Wie richtig sagte schon der heilige Augustinus: „Entwickle mir auch nur die Dinge, welche bloß irdischen Ursprungs sind, so glaube ich dann erst dich fähig, in die himmlischen einzudringen und sie zu ergründen.“ Eben so treffend heißt es in der Suite des caract. de Théophr.: „Könnte der Mensch alles begreifen, was er sieht, so wäre sein Zweifel über das, was er nicht sieht, sehr verzeihlich. Nun aber stellen sich uns eine Menge von Naturwundern dar, welche wir nicht zu ergründen vermögen: Ebbe und Fluth, regelmäßiger Wechsel der Tags- und Nachtzeiten, die Luftbewegung in der Athmosphäre, der vom Himmel fallende Thau und Regen u. s. w. Was läßt sich hierüber mit Bestimmtheit sagen? Dieß alles übersteigt unsre Fassungskraft. Und während wir solche Erscheinungen uns nicht zu erklären im Stande sind, wollten wir uns anmaßen, die göttlichen Rathschlüsse zu erforschen, von der Gottheit Rechenschaft zu fordern, und ihre Weisheit für unsre Zweifelsucht verantwortlich zu machen.“ Und glaubt übrigens auch nicht der Lutheraner beim Abendmahl an ein Wunder, welches der Transsubstantiation gleichkommt, nämlich die Vereinigung des Brots und Weins mit dem Leib und Blut Christi? Ist denn das Wunder der Verwandlung größer, unbe-

greiflicher, als das der Vereinigung? ist es nicht ganz ungereimt, bei etwas, an sich selbst schon Unbegreiflichem, dann erst noch Grade des Glaublichen und Begreiflichen annehmen zu wollen? Sehr treffend entgegnen in diesem Punkt die Lutheraner den zweifelsüchtigen Reformirten, daß das „unbestreitbar große Geheimniß der Gottesfurcht", nach 1. Timoth. 3., und so viele andere mehr sich nach der Philosophie auch nicht erklären lassen, — daß Geheimnisse wohl über, allein ganz und gar nicht wider die Vernunft seien, (wie selbst ein Leibnitz gegen Bayle behauptet, vergl. Bd. 1. Abth. II. S. 38.) —, daß das Geheimniß unserer eignen Natur — die Vereinigung des Leibes und der Seele — auch geglaubt werde, ob man gleich das Band dieser Vereinigung und die wechselseitigen Einwirkungen nicht gründlich zu erforschen vermöge —, und daß alle Schwierigkeiten, welche man einer, aus Gottes Wort klar erwiesenen Wahrheit entgegen setzen könne, lediglich die Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit unserer Erkenntnisse beweisen. Daher dann auch Luther selbst in seinen Tischreden sich hierüber in seiner gewohnten, derben Sprache ausdrückte: „Wir Narren können mit unserm Bischen Vernunft nicht begreifen, wissen, noch verstehen, wie es zugehe und woher es komme, daß wir mit dem Munde reden, und wo die Worte herkommen, und daß eines einzigen Menschen Stimme und Wort in so vielen Tausend Ohren erschalle; deßgleichen, wie unsere Augen sehen, und wie das Brot, Speise und Trank im Magen verdaut, und zu Blut und Mist in uns verwandelt werde. Und wir wollen doch außer und über uns steigen und spekuliren von der hohen Majestät Gottes, da wir doch nicht einmal wissen können, was bei und in uns täglich geschieht; darum soll man in göttlichen und geistlichen Sachen nur glauben und hören, was Gottes Wort sagt." An einer andern Stelle seiner Tischreden sagt er: „Groß ist der Leuten Thorheit; wir arme Menschen wollen über Gottes Wort urtheilen und richten, da wir ihm doch nur sollten stracks gehorsam sein; es ist, als ob die Kachel den Töpfer lehren wollte, wie er sie machen und zubereiten soll: also wollen wir auch uns über Gott erheben, und das Geschöpf will seinen Schöpfer meistern."

Wir beziehen uns hier noch auf das, was wir bereits Bd. I. Abthl. 1. S. 18. anzumerken Gelegenheit fanden. Sehr bündig

sagt Bretschneider in seinem Handbuch der Dogmatik: „Man kann nicht einwenden, daß der Glaube an Geheimnisse ein blinder sei, denn ein blinder Glaube beruht auf keinen Gründen. Der Glaube an Religionsgeheimnisse hingegen beruht auf der, hinlänglich zu begründenden Ueberzeugung von der Göttlichkeit einer gegebenen Offenbarung. Das Uebervernünftige ist von dem Unvernünftigen himmelweit verschieden.“

Kurz und bündig sagt der protest. Geh. Rath Horst in seiner Siona: „Dieß ist mein Leib! Mehr sprach Jesus selbst nicht. Es ist äußerst wichtig und wohl zu beobachten; denn eben dadurch steht diese heilige Handlung ganz eigenthümlich als Mysterium und in höherer Bedeutung da. Als Mysterium wurde sie auch im ganzen Urchristenthum unläugbar aufgefaßt und gefeiert. Dieß ließe sich gar nicht erklären, wenn dem sinneschweren Wort Jesu nur eine bloß historisch symbolische Bedeutung wäre unterlegt worden.“

* * *

Wir schreiten nun zu einer nähern Erörterung der ursprünglichen Verhältnisse jener Liturgien, oder Kirchengebete des christlichen Alterthums.

Daß die erste Liturgie von den Aposteln selbst, nach ihres Meisters eigener Anleitung, war eingerichtet und in ihren, bis zum Zeitpunkt ihrer Zerstreuung, zu Jerusalem gehaltnen Zusammenkünften gefeiert worden, unterliegt keinem Zweifel. Der heilige Jakob, welcher während 29 Jahren dieser Kirche vorstund, setzte die Abendmahlfeier in der nämlichen Form fort, welche er früher in Gemeinschaft mit allen übrigen Aposteln beobachtet hatte. Diese verpflanzten sie dann im Verfolg auch in jene Weltgegenden, wohin sie sich begaben, und theilten sie den von ihnen eingeweihten Bischöfen und Priestern mit. Urkunden aus dem hohen Alterthum, deren wir noch besonders erwähnen werden, geben uns hierüber volle Gewißheit.

Schon aus dem Schreiben von Plinius an Trajan, dann sehr umständlich aus Justins erster Schutzschrift, sehen wir die Anwendung der Liturgie in allen Ländern, wo der Saame des göttlichen Wortes ausgestreut ward; auch Irenäus im B. gegen die Häretiker belehrt uns ganz klar, daß die Liturgie von Jesus und den Aposteln herstamme. Cyprian im B. über die Einheit,

Firmilian, Bischof von Cäsarea, in seinem Brief an Cyprian und Epiphanius über die Häresien, liefern entscheidende Beweise, daß schon im ersten und zweiten Jahrhundert die Liturgie, als apostolische und göttliche Einrichtung angesehen ward, und daß es eine, für die heiligen Mysterien festgesetzte, Vorschrift oder Canon gab, welche nur der Priester allein kannte, und von welcher er nicht abweichen durfte. Epiphanius, in Palästina geboren, Bischof von Salamine und Metropolit von Cypern, nennt vorzüglich den heil. Jakob, Bruder des Herrn und ersten Bischof zu Jerusalem, als denjenigen, mit welchem die zwölf Apostel nebst Paulus und Barnabas, die Verwaltung der Mysterien eingerichtet und festgesetzt haben. In seiner hær. 79. schreibt er: „Petrus, Andreas und Jakob, Johannes, Philipp und Bartholomäus und alle andren, trugen jeder zur äußern Vervollkommnung der heiligen Messe bei, theils um die Würde des Opfers dadurch mehr zu versinnlichen, theils aber auch, um die Ehrfurcht und wahre Frömmigkeit der Gläubigen mehr zu beleben.“ Auch bei Gregor dem Großen C. IX, ep. 12. bei Honorius von Autun, gemm. anim. C. 86, und bei Durand IV, 1. lesen wir, daß die Apostel schon bei der heiligen Messe nicht allein die Einsetzungsworte Jesu: das ist mein Leib, das ist mein Blut, sprachen, sondern auch das Gebet des Herrn einschalteten, und daß (Durand VI, 77.) von den ersten Zeiten der Kirche an, Vorlesungen aus der heil. Schrift gehalten wurden. Der Verfasser der apostolischen Constitutionen, der in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts schrieb, erklärt im 8. B. ganz bestimmt, daß die Liturgie vom hl. Jacob herrühre. Auch der große Bischof von Hippon, Augustinus, im 29. B. an Paulinus bestätigt solches. Cölestin, im Sendschreiben an die Bischöfe Galliens, spricht von mysteriösen, priesterlichen Gebeten, welche durch die Apostel der ganzen Welt als Norm mitgetheilt wurden, und von allen Kirchen gleichförmig verrichtet werden; er benennt sie ausführlich; es sind genau ebendieselben, welche auch jetzt noch überall am Charfreitag für die Ungläubigen, die Häretiker u. s. w. gebetet werden. Hätten ursprünglich die Apostel eine Liturgie schriftlich aufgezeichnet, so wäre sie auch ohne Zweifel in die canonischen Bücher eingeschaltet und als unabänderliches Gesetz der allgemeinen Kirche erhalten worden; allein, wie wir schon oben bemerkten, erlaubte die, von den Aposteln selbst

Jeruſalem; Liturgie von Conſtantinopel, welche von allen Griechen des Abendlandes, in Rom, Calabrien und Puglien, von allen Georgianern, Bulgaren und Ruſſen, von allen unter dem Patriarch von Alexandrien, Jeruſalem und Antiochien ſtehenden Chriſten allgemein befolgt ward; ferner die ſyriſche Liturgie des heil. Jacob, erſten Biſchofs der Kirche von Jeruſalem; die Liturgie von Alexandrien; Liturgia Marci quam perfecit Cyrillus; die Liturgie von Aethiopien oder Abyſſinien; jene des heiligen Maruthas, Biſchofs zu Tagrit in Meſopotamien; jene der chaldäiſchen Neſtorianer, der Armenier u. ſ. w.

So z. B. heißt es in der Liturgie des heil. Jakobus von Jeruſalem: „Erbarme dich unſer, Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit, und ſende über uns und über die hier vorliegenden Gaben deinen allheiligen Geiſt, daß er komme und durch ſeine Gegenwart dieſes Brot heilige und es zum heiligen Leib deines Chriſtus mache, und dieſen Kelch zu ſeinem köſtlichen Blut.“ Der Liturgie des heil. Markus haben wir ſchon oben erwähnt. In der Liturgie von Konſtantinopel heißt es: „Segne, o Herr! das heilige Brot, mache in Wahrheit dieſes Brot zu dem koſtbaren Leib deines Chriſtus. Segne, o Herr! den heiligen Kelch, und was in dieſem Kelch iſt, das koſtbare Blut deines Chriſtus, — verwandelt durch den heiligen Geiſt.“

Durchgeht man die älteſten Liturgien, und zwar vorerſt der morgenländiſchen Kirche (ſ. Liturgiæ, s. missæ sanct. patr.: Jacobi apostoli et fratris Domini etc. Antverpiæ 1562), ſo findet man hier den ganzen Ritus der griechiſchen, und kann ſich über das Harmoniſche dieſer Liturgien mit der lateiniſchen Kirche nur freuen; denn es enthält z. B. die Liturgie des heil. Johannes Chryſoſtomus beinahe wörtlich den, noch dermal beſtehenden abendländiſchen Cultus. Forſcht man nach den älteſten abendländiſchen Liturgien (ſ. Thomasii Codices sacr. Romæ 1680), ſo ſieht man mit Erſtaunen, in welchem Einklang der heutige Glaube der katholiſchen Kirche mit demjenigen der Urkirche geblieben iſt.

All' dieſe verſchiedenen, auf unverwerflichen, geſchichtlichen Urkunden beruhenden Liturgien verdienen ihrem ganzen Inhalt nach in dem trefflichen Werk des P. Le Brun: Explication de la messe, 4 Vol. in 8. Paris 1726, geleſen zu werden. Rühmliche Erwähnung verdienen auch: Renaudot collect. liturg. oriental.

werden, wie im Verfolg, nach hergestellter Ruhe, in öffent-
hen und Gotteshäusern. Die Abänderungen und Ver-
betrafen indessen nur die außerwesentlichen Theile der
wir schon oben bemerkt haben, und immerhin kann
n sämmtlichen Liturgien zur Zeit ihrer Erschei-
sten Hälfte des V. Jahrhunderts — gleich-
ir, nämlich: die wesentliche Gegenwart durch
anz, die Anbetung, der Altar, das Opfer,
storbenen, nur den Aposteln zugeschrieben
ch die Gelehrten längst einverstanden.
olischen Ursprungs konnte bewirken,
h an die nämlichen Dogmen fest
nigkeit mit ängstlicher Sorgfalt
würdige Uebereinstimmung ward
a die Schismatiker nie dessen
...en. Nur das, für Alle gleich
...chen Einsetzung vermochte eine solche
...zubringen. Um sich zu überzeugen, daß alle
... übliche Liturgien vollständig mit einander übereinstimmen, und daß in denselben der Glaube an das Opfer, die Gegenwart, die Substanzverwandlung und die Anbetung klar und kräftig ausgedrückt sei, müssen jene Liturgien sorgfältigst zusammengestellt werden. Diese sind hauptsächlich: diejenige aus dem 2. und 8. B. der apostolischen Constitutionen (welche fälschlich dem Papst Clemens, Schüler und Nachfolger des heil. Petrus, zugeschrieben werden, deren ächter Verfasser jedoch, nach dem Urtheil der geprüftesten Geschichtforscher, dem IV. Jahrhundert angehört); die römische Liturgie, nach der vom Papst Gelasius im J. 492—496 unter dem Namen Sacramentarium verfaßten, vollständigen Sammlung aller jener Gebete, die zur Zeit der Apostel in der Kirche zu Rom bei der Messe verrichtet wurden; diese war im Jahr 595 auf den Inseln Brittaniens eingeführt und daselbst bis zum XVI. Jahrhundert gefeiert worden, wie sie es zur Stunde noch in Frankreich, Deutschland, Spanien, und allen Ländern der Welt ist, wo sich Priester des lateinischen Ritus befinden; die gallicanische Liturgie nach des heil. Germanus von Paris kurzgefaßter Auslegung der Messe; das gothisch-gallicanische Meßbuch vom Ende des VII. Jahrhunderts; Liturgie des heiligen Johannes oder von

angeordnete Verschwiegenheitdisciplin ihnen nicht, weder die Liturgie, noch die auf Verwaltung der übrigen Sacramente sich beziehenden Formeln schriftlich aufzusetzen. Man vertraute sie dem Gedächtniß der Priester und Bischöfe, bis zum fünften Jahrhundert, wo man erst anfieng, sie aufzuzeichnen. Ausdrücklich sagt Basilius, daß kein Apostel, noch ihre Nachfolger, die Liturgie schriftlich aufgesetzt haben. Eine solche Verheimlichung, so angemessen sie auch dem katholischen Lehrbegriff ist, müßte hingegen bei der Calviniſchen und Zwingliſchen Meinung nicht nur als völlig zwecklos, sondern als wahrhaft ungereimt und vernunftwidrig erscheinen. Uebrigens durfte dann diese Vorsicht füglich zur Zeit des Conciliums von Ephesus, also in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, aufhören, weil damals die Gefahr vorüber war, und schon die Kaiser sich zum Christenthum bekannten. Wenn alle Kirchenväter der vier ersten Jahrhunderte die Liturgien einstimmig den Aposteln zuschrieben, wie wollten dann wir im neunzehnten Jahrhunderte ihnen diesen Ursprung streitig machen? Können wir etwa geschichtliche Beweise anführen, welche den Kirchenvätern unbekannt gewesen wären? Jene ehrwürdigen Zeugen des christlichen Alterthums berührten ja die Quelle aller Einsetzungen durch eine sehr geringe Zahl von Zwischengliedern; und uns in solch' später Zeitfolge sollte gelüsten, durch Zweifel und Einwürfe gegen ihre einstimmigen Zeugnisse anzustreben? (Zwischen Irenäus, Bischof zu Lyon, der im J. 203 starb, und dem heil. Johannes, war ein einziger Zwischenmann, Photinus, der beim Tode des Apostels fünfzehn Jahre alt war, oder Polykarp, Bischof von Smyrna, gest. im J. 147, welcher — sowie Ignatius, Bischof in Antiochien, gest. im J. 107 — des Apostels Johannes Schüler war.) Wohl möchte uns heutzutage daran gelegen sein, den Liturgien ihren apostolischen Ursprung abzusprechen, weil wir durch dieselben unsers Irrthums überwiesen werden; allein damals konnte man keinerlei Vortheil darin suchen, ihnen diesen Ursprung zu bestreiten, oder einen falschen unterzuschieben.

Wenn übrigens den Aposteln die Stiftung der Liturgien zugeschrieben wird, so ist dies nur von dem Wesentlichen, von der Hauptsache, zu verstehen; und begreiflicher Weise konnte zur Zeit der Verfolgungen, in unterirdischen Höhlen und Gefängnissen, der Gottesdienst nicht mit jenem Glanz und in solcher Ausdehnung

gefeiert werden, wie im Verfolg, nach hergestellter Ruhe, in öffentlichen Kirchen und Gotteshäusern. Die Abänderungen und Verschiedenheiten betrafen indessen nur die außerwesentlichen Theile der Liturgie, wie wir schon oben bemerkt haben, und immerhin kann alles, was in den sämmtlichen Liturgien zur Zeit ihrer Erscheinung — in der ersten Hälfte des V. Jahrhunderts — gleichförmig enthalten war, nämlich: die wesentliche Gegenwart durch Verwandlung der Substanz, die Anbetung, der Altar, das Opfer, und das Gebet für die Verstorbenen, nur den Aposteln zugeschrieben werden. Hierüber sind auch die Gelehrten längst einverstanden. Nur das Ansehen des apostolischen Ursprungs konnte bewirken, daß alle Kirchen der Welt sich an die nämlichen Dogmen fest anschlossen, und diese Gleichförmigkeit mit ängstlicher Sorgfalt beibehielten. Diese höchst merkwürdige Uebereinstimmung ward durch kein Concilium herbeigeführt, da die Schismatiker nie dessen Entscheid sich würden unterzogen haben. Nur das, für Alle gleich heilige, Ansehn der apostolischen Einsetzung vermochte eine solche Gleichförmigkeit zuwegezubringen. Um sich zu überzeugen, daß alle zu jenen Zeiten übliche Liturgien vollständig mit einander übereinstimmen, und daß in denselben der Glaube an das Opfer, die Gegenwart, die Substanzverwandlung und die Anbetung klar und kräftig ausgedrückt sei, müssen jene Liturgien sorgfältigst zusammengestellt werden. Diese sind hauptsächlich: diejenige aus dem 2. und 8. B. der apostolischen Constitutionen (welche fälschlich dem Papst Clemens, Schüler und Nachfolger des heil. Petrus, zugeschrieben werden, deren ächter Verfasser jedoch, nach dem Urtheil der geprüftesten Geschichtforscher, dem IV. Jahrhundert angehört); die römische Liturgie, nach der vom Papst Gelasius im J. 492—496 unter dem Namen Sacramentarium verfaßten, vollständigen Sammlung aller jener Gebete, die zur Zeit der Apostel in der Kirche zu Rom bei der Messe verrichtet wurden; diese war im Jahr 595 auf den Inseln Brittaniens eingeführt und daselbst bis zum XVI. Jahrhundert gefeiert worden, wie sie es zur Stunde noch in Frankreich, Deutschland, Spanien, und allen Ländern der Welt ist, wo sich Prieſter des lateinischen Ritus befinden; die gallicanische Liturgie nach des heil. Germanus von Paris kurzgefaßter Auslegung der Messe; das gothisch-gallicanische Meßbuch vom Ende des VII. Jahrhunderts; Liturgie des heiligen Johannes oder von

Jerusalem; Liturgie von Constantinopel, welche von allen Griechen des Abendlandes, in Rom, Calabrien und Puglien, von allen Georgianern, Bulgaren und Russen, von allen unter dem Patriarch von Alexandrien, Jerusalem und Antiochien stehenden Christen allgemein befolgt ward; ferner die syrische Liturgie des heil. Jacob, ersten Bischofs der Kirche von Jerusalem; die Liturgie von Alexandrien; Liturgia Marci quam perfecit Cyrillus; die Liturgie von Aethiopien oder Abyssinien; jene des heiligen Maruthas, Bischofs zu Tagrit in Mesopotamien; jene der chaldäischen Nestorianer, der Armenier u. s. w.

So z. B. heißt es in der Liturgie des heil. Jakobus von Jerusalem: „Erbarme dich unser, Gott, nach deiner großen Barmherzigkeit, und sende über uns und über die hier vorliegenden Gaben deinen allheiligen Geist, daß er komme und durch seine Gegenwart dieses Brot heilige und es zum heiligen Leib deines Christus mache, und diesen Kelch zu seinem köstlichen Blut.“ Der Liturgie des heil. Markus haben wir schon oben erwähnt. In der Liturgie von Konstantinopel heißt es: „Segne, o Herr! das heilige Brot, mache in Wahrheit dieses Brot zu dem kostbaren Leib deines Christus. Segne, o Herr! den heiligen Kelch, und was in diesem Kelch ist, das kostbare Blut deines Christus, — verwandelt durch den heiligen Geist.“

Durchgeht man die ältesten Liturgien, und zwar vorerst der morgenländischen Kirche (s. Liturgiæ, s. missæ sanct. patr.: Jacobi apostoli et fratris Domini etc. Antverpiæ 1562), so findet man hier den ganzen Ritus der griechischen, und kann sich über das Harmonische dieser Liturgien mit der lateinischen Kirche nur freuen; denn es enthält z. B. die Liturgie des heil. Johannes Chrysostomus beinahe wörtlich den, noch dermal bestehenden abendländischen Cultus. Forscht man nach den ältesten abendländischen Liturgien (s. Thomasii Codices sacr. Romæ 1680), so sieht man mit Erstaunen, in welchem Einklang der heutige Glaube der katholischen Kirche mit demjenigen der Urkirche geblieben ist.

All' diese verschiedenen, auf unverwerflichen, geschichtlichen Urkunden beruhenden Liturgien verdienen ihrem ganzen Inhalt nach in dem trefflichen Werk des P. Le Brun: Explication de la messe, 4 Vol. in 8. Paris 1726, gelesen zu werden. Rühmliche Erwähnung verdienen auch: Renaudot collect. liturg. orientat.

Paris 1716; Goar Eucholog. Gerberti, Mart. monumenta vet. lit. allem. St. Blas. 1777. Ein vollständiges, systematisches Verzeichniß der, in der Wesenheit und Hauptsache gleichförmigen, nur in zufälligen Formen abweichenden, Liturgien der abend- und morgenländischen Kirchen enthält auch die, schon oben belobte, Liturgia sacra, von Marzohl und Schneller, T. 1 u. 2, Luzern 1836.

Die Liturgien des Orients wurden, — was wir sehr wohl zu beachten bitten, — in Europa erst im XVII. Jahrhundert besser bekannt; wären sie es hundert Jahre früher gewesen, so hätten sie wohl der tollen Wuth jener Schismatiker gegen das apostolische Dogma von der Eucharistie, wirksamen Einhalt gethan; ist es doch thatsächlich erwiesen, daß gelehrte Männer in nicht geringer Zahl, welche mit der Muttermilch die Grundsätze des protestantischen Cultus eingesogen hatten, dennoch gerade durch die Kenntniß dieser Liturgien und ihrer so merkwürdigen Uebereinstimmung, zur Rückkehr in den Schooß der Einheit und des ursprünglichen Glaubens bewogen worden sind. (Eine solche Uebereinstimmung des liturgischen Cultus wird freilich die Nachkommenschaft nicht Gefahr laufen, in unserm Zeitalter und in unserm Lehrsystem zu finden, wo für jeden Geistlichen ungebundene Freiheit in Abfassung kirchlicher Gebete in Anspruch genommen, und jede Einmischung irgend eines weltlichen oder geistlichen Ansehens, — als den Grundsätzen der glorreichen Reformation zuwiderlaufend —, verworfen wird. S. Theol. Annalen 1830.)

Und in der That, welch' feste Zuversicht spricht aus all' diesen Liturgien jener Glaubenshelden, deren einige der Offenbarung selbst und ihren Wundern, andere den Zeugen derselben so nahe waren! Welche Einstimmigkeit ihrer Grundsätze in den entferntesten Weltgegenden! Welch unerschütterliche Ueberzeugung von ihren Dogmen und derselben göttlichem Ursprung! Keine Verfolgung — weder Marter noch Tod — vermochte, sie wankend zu machen. Wie konnte dann zu Anfang des XVI. Jahrhunderts eine sogenannte Reformation mit dem lockenden, prunkvollen Versprechen auftreten, die Welt zum ursprünglichen Glauben der Väter zurückzuführen, und dennoch gerade damit den Anfang machen, daß sie von diesem Glauben das Größte und Erhabenste zertrümmerte, was die ersten Jahrhunderte des Christenthums glaubten und übten!! —

Die erwiesene Uebereinstimmung aller Christen der Welt im V. Jahrhundert, ohne daß auch nur irgend ein Widerspruch sich geäußert hätte, ist und bleibt doch wohl ein untrügliches Merkmal, wodurch wir an den Liturgien jener Zeit den getreuen Abdruck des Glaubens und der Uebung in den ersten Zeiten des Christenthums erkennen. In jeder dieser ehrwürdigen, alten Urkunden finden wir: Altar und dargebrachtes, unblutiges Opfer, in jeder die Anrufungsformel um Verwandlung der Substanz, welche theils die wesentliche Gegenwart voraussetzt, theils die Anbetung gebietet. („Wo Christus als gegenwärtig geglaubt wird, da ist er auch anzubeten", war Augustinus Wahlspruch; und wie zartsinnig entgegnete der edle Reinhard, von tiefer Religiösität ergriffen, jenen zwei Witzlingen, welche über den „Tabernackel-Christus" spöttelten: „Und wenn ich in dem Augenblick glaubte, dieser Teller hier wäre Christus, so würde ich niederfallen und ihn anbeten.") Die Priester aller Welttheile verkündeten diese Dogmen in feierlichen Gebeten; in den orientalischen Kirchen mit beinahe mehr Kraft und Feuereifer noch, als in der römischen. So war unläugbar der Glaube der ganzen christlichen Welt, und der allgemeine, fast täglich geübte Gottesdienst, in jenen goldnen Tagen des Christenthums beschaffen; beide sind mit so unverkennbaren Zügen in allen Liturgien des V. Jahrhunderts, so wie unserer Zeit, aufgezeichnet und ausgesprochen, daß ihre verpflichtende Kraft und Gültigkeit auch heutzutage noch unter keinem Vorwand in Abrede gestellt werden kann.

* * *

Das bisher Gesagte muß uns die Ueberzeugung und volle Gewißheit beigebracht haben, daß die alte Verschwiegenheits-Disciplin sich nur auf das Dogma der wesentlichen Gegenwart beziehen konnte, und daß die in allen Liturgien des V. Jahrhunderts vorkommende Verwandlung der Substanz, — die Anbetung —, das unblutige Opfer, aus dem apostolischen Zeitalter herstammen. In Gemäßheit jener Disciplin wurden die Mysterien unterm Schleier dunkler, räthselhafter Ausdrücke verhüllt, sobald sie der mindesten Gefahr von Entweihung ausgesetzt waren, außerdem aber — wie z. B. beim Unterricht der Neugetauften — ward davon ganz unumwunden und verständlich

gesprochen. Uns kann es doch wahrlich — nach so langem Zwischenraume — nicht zustehen, die Umstände zu bestimmen, unter welchen jene Gefahr vorhanden war; dieß konnten wohl nur die Väter selbst beurtheilen. Zu Anfang des V. Jahrhunderts wagte, wie wir früher bemerkten, Innocentius I. es nicht, dem Bischof Decentius offen und deutlich über die Mysterien zu schreiben, während hingegen ein Christ des zweiten Jahrhunderts — Justin — dem heidnischen Kaiser Antonin sich entdecken und anvertrauen durfte. (Freilich schildert uns die Geschichte diesen Fürsten als einen vortrefflichen Regenten und zweiten Sokrates; auch wissen wir, daß er das Zutrauen Justins nicht nur auf keine Weise mißbraucht, sondern vielmehr zu Gunsten der Christen verschiedene Edicte erlassen hatte.) Um nun die Meinung der Väter über die Eucharistie richtig zu erkennen, muß man sie folglich in jenen ihrer Schriften aufsuchen, wo ihnen derselben deutliche, unverholene Darstellung vergönnt war, z. B. beim Unterricht der Neophyten. Ein einziger Aufsatz solch' eines dogmatischen Elementarunterrichts müßte über die ursprüngliche Glaubenslehre von der Eucharistie helles Licht verbreiten; leider ist aber der größere Theil derselben verloren gegangen; dennoch blieben durch Gottes Weisheit und Güte einige dieser authentischen, unverwerflichen Denkmäler aufbewahrt, nämlich von den für die Neophyten verfaßten Christenlehren oder Catechesen. Diese so merkwürdigen Vorträge nun sind es, welche ihrer Natur nach zwischen Katholiken und Protestanten entscheiden müssen! Welcher Glaube damals auch immer gelten mochte, so mußte er sich in diesen Schriften nothwendig ganz unzweideutig ausgesprochen finden. Die Neophyten mußten jedenfalls unterrichtet werden: ob das, was sie genossen, wirklicher Leib und Blut Christi, oder nur bildliche Vorstellungen davon seien. Vernehmen wir also noch einige der ältesten Christenlehren über diesen hochwichtigen Punkt!

Der ehrwürdige Cyrill, Patriarch von Jerusalem, dessen wir auch bereits oben erwähnten, sagt in der vierten Catechese über die Mysterien: „Da Christus selbst, indem er vom Brot redet, deutlich erklärt, daß es sein Leib, und vom Wein, daß er sein Blut sei; wer dürfte je diese Wahrheit bezweifeln? Ehemals verwandelte er zu Cana in Galiläa Wasser in Wein durch seine bloße Willensäußerung, und wir sollten ihn nicht werth halten, auf

sein Wort zu glauben, daß er den Wein in sein Blut verwandle? Unter der Gestalt des Brots giebt er uns seinen Leib, und unter der Gestalt des Weins giebt er uns sein Blut; daher beschwöre ich euch, meine Brüder, betrachtet es fernerhin nicht mehr als gemeines Brot und gemeinen Wein, weil es nach seiner eigenen Versicherung der Leib und das Blut Jesu Christi selbst ist. Eure Seele erfreue sich also in dem Herrn durch die gewisse Ueberzeugung, daß das, was unsern Augen als Brot erscheint und von dem Geschmack als solches beurtheilt wird, nicht Brot, sondern der Leib Jesu Christi selbst ist, und das, was unsern Augen als Wein erscheint, und von dem Geschmack für bloßen Wein gehalten wird, nicht Wein, sondern das wahre Blut Jesu Christi selbst ist." Eben so bestimmt und unmißverstehbar erklären sich noch so viele andere der angesehensten, auch von den Protestanten geachteten Kirchenväter, z. B. ein Gregor von Nazianz in der zweiten Rede an die Gläubigen und Neophyten über das Osterfest; Gregor von Nyssa im 37. Cap. seiner großen katech. Rede, wo er klar ausspricht: daß der Herr durch die Kraft der heiligen Segnung die Natur sichtbarer Gestalten in seinen selbsteignen Leib verwandle, und wo er zugleich durch gründlichste Auseinandersetzung diejenigen gewissermaßen zum vorhinein widerlegt, welche einst der Welt die Irrlehre verkündigen sollten, daß man in der Eucharistie den Leib des Gottmenschen nur im Glauben, nicht in der Wirklichkeit genieße. Nicht weniger merkwürdig ist die Rede des heiligen Ambrosius, des großen Bischofs von Mailand, gest. im J. 397, de mysteriis C. 9, wo er die Transsubstantiationslehre mit der vollständigsten Klarheit zergliedert. „Wenn auf Gottes Wort", sagt er, „die Welt aus Nichts erschaffen ward, sollte dann nicht ebendasselbe Wort auch die Natur schon erschaffener Dinge zu verwandeln vermögen? Und geschah nicht auch die Menschwerdung Jesu, seine Geburt im jungfräulichen Schooß Mariens, außer den gewöhnlichen Gesetzen der Natur? Der Genuß des wahren wirklichen Leibs und Bluts Christi ist ein Geheimniß, welches ihr sorgfältigst innert euch selbst bewahren sollt, um euch ja der Gefahr nicht auszusetzen, es denen mitzutheilen, die dessen nicht würdig sind, oder durch unbedachtsame Rede das Mysteriöse desselben den Ungläubigen zu offenbaren."

Gaudentius, im Jahr 386 zum Bischof von Brescia ernannt, in seiner Erklärung des Buchs Exodus an die Neophyten, äußert sich in eben so klaren Ausdrücken, und fügt bei: „Ebenderselbe Herr und allmächtige Schöpfer aller Dinge, der aus Erde Brot hervorbringt, ist es auch, der wieder dieß Brot in seinen Leib umwandelt, weil er die Kraft hat, es zu thun, und weil er es versprochen hat; ebenderselbe, der vormals Wasser in Wein verwandelte, verwandelt auch den Wein in sein eigenes Blut."

Sind solche klare Aussprüche nicht geeignet, auch den hartnäckigsten Scepticker zu belehren und zu überweisen?

Chrysostomus, Patriarch zu Constantinopel, in der 47. Hom. über Joh. und 67. Hom. an das Volk von Antiochien; Augustinus in der 83. Pred. an die getauften Erwachsenen; Fulgentius in seiner Rede an die Neugetauften auf das Osterfest; Cyrill von Alexandrien; Eusebius in der 5. Homilie auf Ostern u. a. m., verdienen in der That umständlich gelesen zu werden. Man kann in diesen Stellen jene alterthümliche Einfachheit nicht verkennen, welche den Leser anzieht, und dem Glauben durch die Gründlichkeit der Lehre eine mächtige Stütze leiht. Diese heiligen Väter berufen sich bei all' ihren, den Neugetauften ertheilten Belehrungen auf die Tradition der Kirche, und nach ihren Zeugnissen feierten die Apostel auf Befehl ihres Meisters ununterbrochen und überall die Liturgie; von der wirklichen Gegenwart und der Transsubstantiation sprechen alle in den deutlichsten Ausdrücken, und all' ihre gebrauchten Redensarten stimmen mit der katholischen Lehre auf's Vollständigste überein.

In neuster Zeit kömmt uns hier noch ein wichtiger Umstand gar trefflich zu Statten. Der berühmte Kardinal Mai, welcher die doppelte Sammlung (20 Bände) unedirter Fragmente herausgegeben, die er unter den Vaticanischen Manuscripten der heiligen- und Profan-Wissenschaft des Alterthums vorgefunden, veranstaltete nämlich eine neue Ausgabe aller Werke des heil. Sophronius von Jerusalem, 5 Bde. in 4. Hiebei hatte der Kardinal wieder das seltene Glück, mehrere unedirte Bruchstücke dieses Kirchenschriftstellers, eines Altersgenossen und Freunds des heil. Hieronimus, aufzufinden, namentlich auch eine Liturgie, die bis jetzt nicht bekannt war. Der heilige Erklärer der gottesdienstlichen Gebräuche

konnte hier die Eucharistie nicht übergehen. Seine Worte sind ein neues, kräftiges Zeugniß für die katholische Glaubenslehre. Er sagt: „Niemand halte das heilige Opfer des Leibes und Bluts Christi für ein bloßes Sinnbild (*ἀντίτυπον*), sondern glaube fest, daß das geopferte Brod und der geopferte Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt werde (*μεταβάλλεσθαι*)." Die bemerkte Fragmentensammlung enthält über das gleiche Dogma ebenfalls mehrere schlagende Zeugnisse vom heil. Cyrillus von Alexandrien, von Athanasius, und namentlich auch eines vom Patriarchen Eutychius in Konstantinopel, dessen wir hier noch besonders erwähnen. In der griechischen Kirche war es nämlich üblich, daß man vor der Messe bei feierlichen Anlässen eine Prozession um die Kirche herum hielt und dabei das Brot und den Wein herumtrug, die für das Opfer bestimmt wären. Das Volk, in irriger Meinung, fiel dann bisweilen auf die Kniee, um diesen Opfergaben Anbetung zu bezeigen. Da aber dem, noch nicht consecrirten Brot und Wein diese Anbetung nicht gebührte, hielt der Patriarch, um solchen Mißbrauch abzustellen, eigens eine Predigt an das Volk, worin er sagt: „Beachtet das wohl, was ihr bei der Prozession anbetet, ist nur Brot und Wein; die geheimnißvollen Worte sind noch nicht darüber ausgesprochen; die geheimnißvolle Verwandlung ist noch nicht geschehen." Diese, so wie die oben angeführten Stellen, deren Authentizität hinlänglich gesichert ist, zeigen doch in der That auf's einleuchtendste, wie viel durch solche Zeugnisse die Katholiken in ihren Controversen gewinnen.

Können die Protestanten die Ueberzeugungskraft solcher Beweise noch länger zu bestreiten fortfahren? Würden die heiligen Väter ihre Neophyten nach Calvin's und Zwingli's Grundsätzen unterrichtet haben, wie hätten sie jeden Grundsatz aufstellen können, daß das, was vor der Consecration natürliches Brot ist, wirklich nach derselben der wahre Leib Jesu Christi werde? Nun bezeugt aber Gregor von Nyssa in seiner Rede über die Taufe Jesu in den bestimmtesten Ausdrücken: „Das Brot ist nur im Anfang Brot, sobald es aber durch das geheimnißvolle Gebet consecrirt ist, nennt man es und ist es der Leib Jesu Christi. Ebendasselbe allmächtige Wort Gottes vermag die Dinge zu verwandeln, wie zu erschaffen." Auch der heilige Ambrosius äußert sich in gleichem Sinne. Und wie leicht wäre es, noch eine

Menge ähnlicher Aussprüche der angesehensten Kirchenväter, zu Bestätigung des katholischen Lehrsatzes von der Eucharistie anzuführen! Hätte man damals geglaubt und gelehrt, was unsere Deformatoren als den alten Väterglauben vorspiegelten, daß nämlich Brot und Wein nur sinnliche Bilder und Erinnerungszeichen an den Erlöser seien, woher kommt's denn, daß auch nicht ein einziger von all' jenen frommen Kirchenvätern jemals eine ähnliche Behauptung bei solchen Gelegenheiten vorbrachte, wo sie die Lehre von der Eucharistie ohne Rückhalt und deutlich auslegen und erklären durften, oder vielmehr mußten, nämlich: beim Unterricht der Neugetauften vor ihrem Zutritt zum Abendmahl? Nirgends berührten sie bildliche Vorstellungs- und Erinnerungszeichen eines abwesenden Gegenstandes auch nur mit einem Wort! Vielmehr erinnern sie, zu Unterstützung ihrer Lehre von der wesentlichen, wirklichen Gegenwart, ihre Neophyten an die Wunder der Weltschöpfung aus Nichts, — der Geburt Christi aus dem jungfräulichen Schooße Mariens, — der Hochzeit zu Cana —, der Brotvermehrung u. s. w.! Wäre es nicht der höchste Grad von Albernheit gewesen, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, und die erhabensten Wunder der Allmacht anzuführen, um den Neophyten zu beweisen, daß (fast darf es nicht ausgesprochen werden) — der Gottmensch die Gewalt hatte, Brot und Wein in Zeichen und Sinnbilder seines Leibes und Bluts zu verwandeln —, was ja doch selbst der ohnmächtigste unter den Menschen jeden Augenblick zu thun vermag? Und vertrügen sich wohl die Begriffe der Protestanten von der Eucharistie mit dem, was der heil. Chrysostomus in der Hom. über die Seraphinen sagt: „Nähert euch dem heiligen Tische, mit dem festen Glauben, daß da der König aller erschaffenen Dinge zugegen sei; denn er ist wahrhaft gegenwärtig. Ihr, die ihr nur Staub und Asche seid, ihr empfangt den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Jesu Christi. Ihr genießt Jenen als Speise, der in des Himmels Höhe von den Engeln angebetet wird."

Somit unterwiesen die Väter auch ihre Gläubigen und Neophyten, sich der Eucharistie nur mit den Gefühlen einer eigentlichen Anbetung zu nähern; ja sie schrieben ihnen sogar eine, diesen innerlichen Gefühlen entsprechende äußere Haltung beim Zutritt

zum heiligen Tisch vor, wie wir aus Cyrill von Jerusalem in der 4. Catech., Ambrosius im 3. B. über den heil. Geist, Augustinus über den 98. Ps. („Niemand genieße dieß Fleisch, ohne es vorher anzubeten"), Honorius über den 48. Ps. und Chrysostomus in der 62. Hom. („Nahe dich also dem Tische, bete an und genieße") sehen.

Noch hat kein ehrlicher Christ je in Abrede gestellt, daß die Anbetung nicht der äußern Brotgestalt, sondern der gegenwärtigen Gottheit gelte. Der Katholik sinkt beim Anblick der consecrirten Hostie zerknirscht in den Staub hin und schlägt andächtig an seine Brust, weil er denjenigen darunter verborgen und wahrhaft gegenwärtig glaubt, von dem wir alle unsere Seligkeit erwarten. Was Klopstock von einer christlichen Gemeinde überhaupt — beim Genuße des Abendmahls singt: „Schon zittert das Volk, schon glüht Feuer des Himmels in ihm. — Die Gemeinde sinket dahin auf ihr Antlitz zum Altare", dieß wird in katholischen Kirchen und von katholischen Gemeinden täglich in's Werk gesetzt, — von allen, die fromm und gläubig sind; denn von den Lauen und Trägen, von Weltlingen, Ungläubigen oder Halbgläubigen kann hier keine Rede sein. Von Brotanbetung kann und soll von und unter verständigen Christen nicht gesprochen werden; von dem Glaubensauge wird nur der sakramentalische Gottmensch geschaut und wahrgenommen; Brot wird als nicht mehr vorhanden geachtet, und nicht dem Naturdinge, sondern dem gegenwärtig geglaubten Gottmenschen kann die Anbetung gelten. Nicht den Rheinfall z. B. oder andere große, erschütternde Naturerscheinungen, sondern den Herrn des Weltalls betet derjenige an, welcher bei ihrem Anblick auf die Knie sinkt, und sein Auge gerührt zum Himmel erhebt. Es kann daher eben nicht so gewaltig befremden, wenn gefühlvolle und vorurtheilfreie Nichtkatholiken, — z. B. Horst in seiner Mysteriosophie —, die Wiedereinführung der Messe wünschenswerth finden, und wenn andere — wie z. B. Lavater — von der kathol. Anbetungsweise mächtig ergriffen wurden. Sehr treffend spricht sich auch der große Leibnitz in s. System der Theol. S. 261—263 hierüber aus. „Indem die Protestanten", sagt er, „die Anordnung der katholischen Kirche vom heiligen Altarssakrament mißbilligen, bekämpfen sie in der That entweder nur Mißbräuche, welche die Kirche selbst verdammt, oder ihre eigenen Phantasiebilder. Denn sie glauben, die Katho-

liken beten irdiſche Symbole an, und da ſie bekennen, die Subſtanz des Brots werde ausdrücklich vom Gegenſtand der Anbetung ausgeſchloſſen, von welcher die Kirche offenbar lehrt, ſie ſei nicht mehr da, ſo fürchten ſie doch, daß wenigſtens die Geſtalten möchten angebetet werden; ferner ſagen ſie, daß die Transſubſtantiation etwas Ungewiſſes ſei, entweder weil nach ihrer Meinung dieſes Dogma wankend iſt, oder weil ein laſterhafter oder ungültig geweihter Prieſter den Willen zu conſecriren nicht haben könne, oder gar nicht conſecrire. Allein ſie ſollen wiſſen, daß die Anbetung nicht auf die Geſtalten gerichtet werde; denn die Weiße des Brots, der Geſchmack, die Geſtalt und die übrigen Zufälligkeiten ſind nicht im Leibe Chriſti, als in ihrem Subject, und können ihm auch nicht zugeeignet werden, ſondern die Anbetung wird auf den gegenwärtigen Chriſtus ſelbſt bezogen" u. ſ. w. Richtig bemerkt auch Clauſen: „Nimmt man einmal das katholiſche Dogma als wahr an, ſo läßt ſich gegen die äußeren Zeichen eines geheimnißvollen Cultus nichts mehr einwenden, ja nicht einmal gegen die Anbetung, die ja eine nothwendige Folge für diejenigen iſt, welche an das Wunder der Transſubſtantiation glauben. Man ſollte auch erwarten dürfen, in der Lutheriſchen Kirche, wo man die reelle und ſubſtanzielle Gegenwart Jeſu im Abendmahl mit ſolcher Heftigkeit verfochten hat, ſollte an der Anbetung niemand Anſtoß nehmen, wie wir denn auch wirklich finden, daß Luther beim erſten Beginn ſeines Unternehmens ſich für die katholiſche Aufhebung der Hoſtie und des Kelches ausgeſprochen hat."

Wenn die Vertheidiger der figürlichen Lehre ſich hinſichtlich der Euchariſtie auf das Anſehen der Väter berufen, und Beweisſtellen aus denſelben anführen, ſo ſind letztere nur immer aus ſolchen ihrer Schriften gezogen, in welcher ſie dunkler, räthſelhafter Ausdrücke ſich zu bedienen genöthigt waren, und (durch länger als vier Jahrhunderte, während der Disciplin der Geheimhaltung) ihre Ausdrücke genau nach den Umſtänden bemeſſen mußten, niemals aber aus ſolchen, wo die Väter klar und unumwunden über die euchariſtiſchen Geheimniſſe ſich ausgeſprochen hatten.

Was dann übrigens noch die Unbegreiflichkeit dieſer Dogmen betrifft, ſo liegt darin ganz und gar kein gültiger Einwurf gegen dieſelben. Oder, wären wir etwa berechtiget, eine durch die That erwieſene Wahrheit deßwegen zu läugnen, weil ihre Theorie

in Dunkel gehüllt ist? Dürfen wir ein, in der Religion gründlich festgesetztes Dogma aus dem Grund verwerfen, weil wir dasselbe nicht begreifen, da wir doch keinen Anstand nehmen, noch nehmen können, in der Natur tausend Wirkungen anzuerkennen, von denen wir uns auch nicht eine einzige zu erklären vermögen! Ueberlassen wir es Gott, dasjenige, was er uns zu offenbaren gut fand, durch solche Mittel zu bewerkstelligen, die nur Er allein kennt; und geben wir uns nicht die vergebliche Mühe, zu untersuchen, ob diese seine Mittel und Wege mit den Grundsätzen unserer Vernunft im Einklang stehen oder nicht! Denn so weit die Himmel über die Erde erhaben sind, eben so weit sind seine Wege über unsre Wege und seine Gedanken über unsre Gedanken erhaben.

Auch Luther schrieb noch im J. 1537 an die Kirche in Zürich: „Auf welche Art und Weise Leib und Blut Christi uns im Abendmahl dargereicht werde, stellen wir lediglich der göttlichen Allmacht anheim. Wir halten uns einfach und gläubig an seine eigensten Worte: dieß ist mein Leib, dieß ist mein Blut.“ Ueberhaupt schrieb er bis zu seinem Tode nicht wenige, und auch oft genug schon gesammelte, Stellen nieder, in welchen er erläubte, sich auch zur Verwandlungslehre zu bekennen. (S. die alte Abendmahllehre, durch katholische und nichtkatholische Zeugnisse beleuchtet; Zweibrücken 1827. S. 282 u. ff.) Nur die wirkliche, leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl hielt er unter allen Umständen fest, und beharrte darauf: „Wenn hunderttausend Teufel sammt allen Schwärmern daher fahren und sagen: wie kann Brot und Wein der Leib Christi sein? so weiß ich, daß alle Geister und Gelehrten auf einem Haufen, nicht so klug sind, als die göttliche Majestät am kleinsten Fingerlein.“ Bei einer andern Gelegenheit in s. Abhandlung über den 111. Psalm, sagt er: „Im Abendmahl ist nicht schlecht leiblich Brot und Wein, sondern der wahre Leib und Blut Christi, wie er dann spricht: dieß ist mein Leib, dieß ist mein Blut.“

Erinnern wir uns also vielmehr der Lehre und des Glaubens der Apostel und der ersten Christen, so wie jener Verschwiegenheitsdisciplin, welche diese geheimnißvollen Dogmen in den Herzen der Gläubigen verschlossen hielt, und welche so alt wie das Christenthum selbst ist! Erinnern wir uns jener Liturgien

des V. Jahrhunderts, in welchen diese Glaubenslehre mit kräftiger Sprache ausgedrückt ist, und deren übereinstimmende Gleichförmigkeit ihren apostolischen Ursprung so unwidersprechlich beurkundet! Erinnern wir uns, daß die Väter den nämlichen Glauben in der größten Deutlichkeit entwickelten, so oft sie unumwunden — in Gegenwart der Gläubigen allein — reden konnten, oder den Neophyten vor Empfang des Abendmals den Unterricht ertheilten! Setzen wir unser volles, gläubiges Vertrauen auf den Stifter dieses Geheimnisses! Jene Mischung von Licht und Dunkelheit, welche wir im Reiche der Natur, so wie im Gebiete der Religion antreffen, soll unserm Glauben zum Prüfstein dienen; mit dem Leben wird zugleich auch diese Mischung enden; was uns hier noch verworren und bedenklich vorkommt, wird jenseits durch seine Einfachheit uns in Erstaunen setzen! Die höchste Vermessenheit wäre es wohl, unsre schwache Einsicht dem göttlichen Wort desjenigen, der das Weltall erschuf und beherrscht, entgegenstellen, und auf unsern, so sehr beschränkten Verstand mehr Vertrauen setzen zu wollen, als auf seine Allmacht selbst und seine unbegränzte Weisheit. —

In diesem Sinne haben sich auch mehrere erleuchtete Lehrer der protestantischen Kirche ausgesprochen. Der berühmte anglicanische Bischof Cosin — gest. im J. 1672 — sagt in seiner Gesch. der Transsubst.: „Wir bekennen mit den heil. Vätern, daß wir die Art und Weise der Gegenwart Christi im Altarssakrament weder mit Gedanken begreifen, noch mit Worten aussprechen können, das heißt, daß sie durch den menschlichen Verstand nicht durchforscht, sondern durch den Glauben als wahr angenommen werden soll. So seltsam es uns auch vorkommen mag, daß das Fleisch Jesu Christi aus einer so großen Entfernung bis zu uns gelangen und selbst unsre Speise werden könne, so dürfen wir doch niemals vergessen, daß die Macht des heiligen Geistes sich weit über die Gränzlinien unsrer Einsicht erhebe, und daß es allzuthöricht wäre, seine Unermeßlichkeit nach unserm schwachen Verstand ergründen zu wollen. Der Glaube erfasse also das, was unser Verstand nicht begreift.“ —

Der, nicht minder gelehrte und berühmte Dr. Ken, Bischof der reformirten Kirche zu Bath, sagt in seiner, A. 1685 angenommenen Erklärung: „O Gottmensch! wie kannst du uns dein

Fleiſch zur Speiſe und dein Blut zum Trank geben? Wie iſt dein Fleiſch eine wahrhafte Speiſe? Wie kannſt du, der du im Himmel wohnſt, auf unſern Altären gegenwärtig ſein? Bei dieſem Gedanken geräth mein Verſtand in Verwirrung, und dennoch glaube ich all dieſes mit feſter, freudiger Zuverſicht, weil du, der du die Wahrheit ſelbſt biſt, es uns geſagt haſt. Ich baue mein ganzes Vertrauen auf deine Liebe zu uns, und werde nie zweifeln, daß deine Allmacht auch dein Wort wird in Erfüllung zu ſetzen wiſſen, wenn mir auch die Art und Weiſe noch ſo unbegreiflich vorkommen mag." Bilſon, Biſchof von Worceſter, ſagt: „Bewahre Gott, daß wir läugnen ſollten, daß der Leib und das Blut des Heilandes wirklich im Abendmal zugegen iſt." (Thorndyk, Parker und Montagü erklären ſich, und zwar mit Berufung auf die Kirchenväter, welche immer alſo gelehrt haben, ſogar für die Transſubſtantiation, wie wir noch im Verfolg ſehen werden.) Eben ſo beſtimmt drückt ſich über dieſen Punkt der engliſche Prof. und Theolog Forbeſius aus: „Die Meinung derjenigen Proteſtanten ſcheint die ſicherſte und gerechteſte zu ſein, welche dafür halten, ja feſt glauben, daß der Leib und das Blut Chriſti wahrhaftig, wirklich und weſentlich im hl. Abendmal zugegen ſei und empfangen werde, aber auf eine Weiſe, die dem menſchlichen Verſtand unbegreiflich iſt und nicht erklärt werden kann, ſondern Gott allein bekannt und in der Schrift nicht geoffenbaret iſt."

Der, mit dem Geiſte des Proteſtantismus ſo ganz vertraute Hugo Grotius äußert ſich in ſ. voto pro pace: „Es iſt unläugbar, daß ſowohl nach der Lehre der Väter, als auch nach der Meinung eines großen Theils der Proteſtanten, uns im Abendmal mit den Zeichen zugleich auch die Sache ſelbſt, jedoch auf eine unſren Sinnen unzugängliche Art vorgeſtellt werde. Was meine Meinung betrifft, ſo glaube ich, daß alle unſre großen Disputirgeiſter vollkommen verſtehen, was die alte Kirche lehrt, daß ſie aber nichts davon verſtehen zu wollen ſcheinen, um jenen etwas darbieten zu können, die ſich mehr nach den Sinnen des Leibs als des Geiſtes richten."

Dr. Ammon ſagt in ſ. Pred. vom Abendm., Kiel 1822: „Das Abendmahl iſt Gott ſelbſt, der darin zugegen iſt." Und an einer andern Stelle: „Im Abendmahl iſt der Leib und das Blut Jeſu Chriſti wahrhaftig, weſentlich und übernatürlich gegenwärtig,

so daß sie mit dem Brot und Wein ausgetheilt und nicht bloß von den Guten, sondern auch von den Bösen empfangen werden."

Noch kräftiger spricht sich Dr. Scheibel in s. heil. Opfermahl des Bundes der Liebe mit dem Herrn, Breslau 1821, aus: „Da das Bekenntniß mit dem Munde zum Heile nothwendig ist, so gebraucht man bei der Austheilung des consecrirten Brotes und Weines sehr weise die folgenden Worte: „„Das ist der wahre Leib und das wahre Blut Jesu Christi."" Ich rufe Christum zum Zeugen an, der zur Rechten des Vaters sitzet, und einst richten wird über die Lebendigen und die Todten, daß ich bis zu meinem letzten Athemzuge, in dem heiligen Mahle der Kirche den Leib und das Blut des Herrn glauben und auch geben werde, und daß ich in diesem Mahle nichts andres empfangen will, als den Leib und das Blut meines Erlösers und meines Gottes."

Ebenso bestimmt erklärt v. Henning, Dr. der Philos.: „Nachdem wir nun gesagt, daß Gott durch seine Menschwerdung sich dem körperlichen Auge der Menschen geoffenbart hat, müssen wir noch beisetzen, daß dieser Gott auch wollte, daß die Menschen ebenfalls auf sinnliche Weise empfangen sollten, was, wie wir wissen, nach der Lehre des Christenthums im Sacrament des Abendmahls realisirt wird. Beschränkte Geister und vorgebliche Lichter der Aufklärung, wollten die Lehre des Christenthums, die eine so tiefe Philosophie in sich enthält, herabstimmen, indem sie im Abendmahl nur eine Figur sehen wollten. Aber die Gegenwart des Gottes der Christen ist eine wahrhafte, und nicht blos eine figürliche, wie diejenige der Götter des Heidenthums."

Noch können wir uns nicht enthalten, eine hieher passende Stelle aus Lavater (s. Kastner über Katholicismus und Nichtkatholic.) anzuführen. Dieser, zwar vielfach von neidischen Zeitgenossen angefeindete, aber nie von ihnen übertroffne, gefühlvolle Humanist, dessen Scharfblick schon zu Ende des verflossenen Jahrhunderts, auch die, nun in den kirchlichen und religiösen Verhältnissen eintretenden, Erschütterungen so ganz entschieden prognosticirte, erwähnt der Anbetungsweise des katholischen Christen beim geheimnißvollen Mahl der Liebe, mit dem gemüthlichen Ausrufe:

Warum wird, als um dich zu loben,
Den Tod der Liebe, Jesus Christ,
Die Hostie emporgehoben?

Weil sie nicht mehr, weil du sie bist!
Dir beugt die gläubige Gemeine
Das Knie; dir macht, nur dir die kleine
Schon früh bekehrte Schaar der Jungen
Das Kreuz, regt Lippen dir und Zungen,
Schlägt dir mit Andacht und mit Lust
Mit kleiner Hand dreimal die Brust! u. s. w.

Welch' tiefe Gefühle diese gottesdienstliche Handlung bei unbefangenen, denkenden Nichtkatholiken zu wecken vermöge, belehrt uns auch D. Jenisch — über Gottesverehrung, Berlin 1803. „Einen göttlich ungeheuren Moment nenne ichs," schreibt er, — „man verzeihe mir diesen kühnen Ausdruck —, ja einen göttlich ungeheuren Moment, wenn in der katholischen Kirche das Hochwürdige in der Monstranz (wohl auch die heil. Hostie unter der Messe) von dem Priester erhoben und dem Volke zur Anbetung dargestellt wird. Das heilige Drei, die Gottheit in eigner Person, Erlösung, Heiligung, ewiges Leben, die Schrecken und die Freuden der Ewigkeit, — Alles schaut und fühlt der gläubige Katholik in diesem Einen, großen Momente; sein Körper, sein Geist sind nicht mehr auf der Erde, sie sind mit Gott, so wie Gott mit ihm. Welcher protestantische Geistliche, welcher Spalding, welcher Reinhard mag sich rühmen, durch die ausgearbeitetste seiner Moral-Predigten diese lebendige Anschauung des Unsichtbaren, diese Vergegenwärtigung dessen, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz gekommen ist, in irgend einem Gemüthe seiner Zuhörer hervorgebracht zu haben! ... Als ich während meines Aufenthaltes in Wien mich an einem Sonntage Vormittags in die Kirche von St. Stephan begeben hatte, und hier nun bei der Emporhebung des Hochwürdigen, eine dichtgedrängte Menschenmenge von Tausenden um mich her andächtig niederstürzte, da sank auch ich unwillkührlich, gleich den Gläubigsten von dieser Confession, Thränen im Auge, unwiderstehliche Rührung im Herzen, auf die Kniee, und betete."

Zu solchen Urtheilen fühlten selbst Gegner der katholischen Kirche, aber Männer von Kopf und Herz, sich gedrungen! —

* * *

Nachdem wir oben die Zeugniſſe der Kirchenväter aus den fünf erſten Jahrhunderten über das urchriſtliche Dogma der weſentlichen Gegenwart angeführt haben, ſo wäre es überflüſſig, auch die Kette derſelben bis in die Mitte des XI. Jahrhunderts zu verfolgen, wo dieſer katholiſche Glaubensſatz, wie wir ſchon früher bemerkten, zum erſtenmal von Berengar, Archidiakon zu Angers, angegriffen ward. Die Stimme der ganzen chriſtlichen Welt erhob ſich alsbald wider ihn. Im kurzen Zeitraum von 1053 bis 1079 traten acht Kirchenverſammlungen, unter Leo IX. — Victor II. — Niclaus II. — Alexander II. und Gregor VII., zuſammen, um den ſo gefährlichen, als bis damals unerhörten Irrwahn auszurotten. Nach vielen Ausflüchten und langem Starrſinn widerrief Berengar ſeine Irrlehre noch kurz vor ſeinem, am 6. Jänner 1088 in ſeinem 90. Lebensjahr erfolgten Tod. Seine letzte Aeußerung hat uns der ausgezeichnete Hiſtoriker Wilhelm von Sommerſet, Bibliothekar von Malmesbury, in ſeiner Anglia sacra P. III. mitgetheilt, wo er ſchreibt: „An ſeinem Todestag — dem Feſt der Erſcheinung des Herrn — erinnerte er ſich aller jener, die er in ſeiner Jugend und in der erſten Hitze ſeiner Streitſucht irre geführt hatte. Er rief im Gefühl der tiefſten Schwermuth aus: „„Jeſus Chriſtus, mein Gott und mein Herr, wird heut am Tage ſeiner Erſcheinung auch mir erſcheinen, und ich hoffe, er werde mich meiner Reue wegen von ſeiner Herrlichkeit nicht ausſchließen, obſchon mich zugleich die Furcht ergreift, die Unbußfertigkeit der von meiner Irrlehre angeſteckten Unglücklichen könnte mir das Verdammungsurtheil zuziehen. Was mich betrifft, ſo glaube ich aus eigner Ueberzeugung, geſtützt auf das Anſehen der alten Kirche, und auf ſo viele neue Wunder, die wir in unſern Tagen erfahren haben, daß unmittelbar auf die Segnung des Prieſters, dieſe Myſterien der wahre Leib und das wahre Blut des Welterlöſers werden.““

Hier können wir zugleich nicht umhin, auf den Contraſt zwiſchen der ruhigen Approbation der Schrift von Paſchaſius Radbertus (S. oben pag. 3.) durch die Kirche, und hingegen jenem ſtrengen Verdammungsurtheile aufmerkſam zu machen, welches ſie über die Irrlehre Berengars auszuſprechen ſich genöthiget ſah. Wäre wirklich — wie Calvin und Luther wähnten — die Transſubſtantiationslehre erſt im neunten Jahrhundert durch jenen Bene-

diktinermönch eingeführt worden, so hätte unausweichlich ein Concilium zusammentreten müßen, um über solch' wichtige Neuerung zu entscheiden. Davon finden wir nun aber in der Kirchengeschichte nicht die geringste Spur. Vielmehr wissen wir, daß zu jener Zeit sich die morgenländischen Kirchen von den abendländischen getrennt hatten, und eine beklagenswerthe Eifersucht bei ihnen in Bezug auf ihre Verhältnisse mit Rom obwaltete, ohne daß sie dennoch je über diesen wichtigsten Glaubenspunkt uneinig gewesen wären. Radberts liber de sacr. corp. et sang. war zwar von Erigena und andern Sectirern angefochten worden, wie etwa eine Abhandlung über die Trinität einen Gegner unter den Arianern aufgeregt haben könnte; daß aber das Werk eines noch so gelehrten und frommen Mannes den Glauben, nicht nur seiner eigenen Kirche, sondern auch jenen der Griechen, Nestorianer, Kopten und Syrer verändert haben sollte, übersteigt wohl die Begriffe eines jeden, der die Ordnung und Authorität der Kirche in Beziehung auf Glaubensänderungen kennt. —

Jener große Mann, welcher auch von den Protestanten als der Pharus seines Jahrhunderts verehrt wird, Erasmus, dessen wir schon öfter gedachten, pflichtet in der Vorrede zur Abhandlung über die Eucharistie von Alger, dem Dogma der wesentlichen Gegenwart, unter Anführung der bündigsten Gründe, gänzlich bei, und erklärt am Schlusse den Wunsch, daß jene, welche Berengarn in seinem Irrthum folgten, ihm auch in seiner Reue folgen möchten.

Ebenderselbe Erasmus, in seinem Brief vom Jahr 1526 an Pellikan, setzt seine Gründe für das alterthümliche Dogma der Eucharistie ganz umständlich auseinander, und fügt die ernsten Worte bei: „Für einen Christen wäre es ein Verbrechen, sich dem Ansehen der Kirchenversammlungen und der, seit so vielen Jahrhunderten bestehenden, Uebereinstimmung aller Kirchen und Nationen nicht anzuschließen. Ich lese in der heiligen Schrift: dieß ist mein Leib, der für euch wird hingegeben —, dieß ist mein Blut, welches für euch wird vergossen werden. Führe mir auch nur eine einzige Stelle an, worin gelesen würde: dieß ist nicht mein Leib, nur das Vorbild meines Leibes, nicht mein Blut, nur das Zeichen meines Bluts! Vergebens bemühest du dich, jenen Beweis zu finden, daß man dem Zeichen der Sache,

den Namen der Sache je gegeben habe. Wie könnte ich dann, nach so vielfältigen Entscheidungen der Kirche, mich noch zu sagen erkühnen: die Eucharistie sei nichts anders als Brot? Ich habe bisher, gemeinschaftlich mit allen Christen, in der Eucharistie den nämlichen Jesus angebetet, der für mich am Kreuze starb; und keine bloß menschlichen Beweggründe werden je mich dahin bringen, die allgemein übereinstimmende Meinung der gesammten Christenheit aufzugeben. Und wenn andre die Ueberzeugung haben sollten, daß in der Eucharistie nichts anders als Brot und Wein enthalten sei, so erkläre ich meines Orts, daß ich mich lieber in Stücke zerreißen und zergliedern lassen, als solcher Meinung anhängen, und daß ich lieber alle Qualen erdulden, als aus der Welt gehen wollte, belastet mit einem so großen Verbrechen, gegen das Zeugniß meines Gewissens."

Und wahrlich, wollte auch der gelehrteste Theolog heutzutag jene Mysterien erklären, er könnte unmöglich sich bestimmter, kräftiger und nachdrücklicher aussprechen, als die ältesten Kirchenväter es gethan haben; ja es bliebe ihm nichts übrig, als die Ausdrücke jener großen Männer zu wiederholen. Jeder, dem es ernstlich darum zu thun ist, den Glauben der ersten Jahrhunderte über die Eucharistie aus den Vätern gründlich kennen zu lernen, wird ihn in ihren Zeugnissen genau und deutlich so finden, wie ihn die katholische Kirche auch jetzt noch bekennt und immer bekennen wird. Wohl haben so manche protestantische Gelehrte allen Scharfsinn aufgeboten, um die Deutlichkeit und Kraft jener Zeugnisse zu schwächen; sie haben die Schriften der Väter durchspäht, um Widersprüche herauszufinden, und ihre klaren, entscheidenden Aeußerungen durch Anführung anderer Stellen zu bestreiten, in welchen sie sich manchmal geheimnißvoll und räthselhaft auszudrücken genöthiget waren. Vorzüglich schärften sie gegen Augustinus ihre Waffen. Wie konnte es aber ihnen entgehen, daß dieser fromme Mann in einem einzigen Worte, sowohl seine persönliche Lehre, als jene der allgemeinen Kirche verbürgt, da er uns sagt: „Niemand ißt von diesem Fleisch, ohne es vorher angebetet zu haben, und nicht nur sündigen wir nicht durch die Anbetung, sondern wir sündigen gerade durch Nichtanbetung desselben." In kritischen Gelegenheiten (worin dieser, mehr als alle übrigen Väter mit Heiden umgebene, Redner

häufig sich befand) verstund er, die Mysterien zu verschleiern, ohne sie zu vernichten. Oder sollte es je jenen spitzfindigen Polemikern unbekannt gewesen sein, daß Augustin täglich zu Hippon jene rührenden und erhebenden Gebete wiederholte, in welchen das Opfer, die Anbetung und die wesentliche Gegenwart durch Verwandlung der Substanz, deutlich ausgesprochen werden, daß er all' diese so wichtigen Wahrheiten oft verhüllen mußte, und sie auch wirklich, aber mit einer, dem Dogma selbst unschädlichen Zartheit, verhüllte? Begreifen sie denn nicht, daß diese so ängstliche Verschwiegenheit durchaus zwecklos gewesen wäre, wenn Augustin die Meinung der Reformirten angenommen hätte, — weil in solchem Fall gar nichts zu verhüllen war? Uebrigens findet man in den Schriften Augustins, wie in jenen anderer Väter, keine Stelle, welche dunkler wäre, als es eben die Umstände erheischten, keine, die man nicht leicht mit der Lehre der Liturgien und der Kirche in genaue Uebereinstimmung bringen könnte. Und wem sollte es nicht einleuchten, daß einzelne dunkle Stellen, wenn auch ein heterodoxer Sinn dabei zum Grunde zu liegen schiene, die Beweiskraft jener Menge klarer, deutlicher Zeugnisse der ältesten Kirchenväter auf keine Weise zu schwächen vermöchten?!

Selbst Luther schrieb hierüber noch kurz vor seinem Tode: „Die Läugner der Gegenwart in der Eucharistie halten den heil. Augustin für ihre Schutzwehr, weil er sich öfters der Ausdrücke: „„Sakrament, Mysterium, unsichtbares Zeichen““ bedient. Nach meinem Urtheil ist der heil. Augustin der vorzüglichste Lehrer, den die Kirche seit den Zeiten der Apostel aufzuweisen hat; allein jene Leute haben diesen ehrwürdigen und heiligen Lehrer so schändlich entstellt und verstümmelt, daß er von ihnen als Bürge einer giftigen und gotteslästerischen Ketzerei aufgeführt wird. Ich werde, so lange ich es vermag, und so lange mir Gott das Leben fristet, mit allen Kräften dagegen streiten, und behaupten, daß man diesem Lehrer Unrecht thut.“

Vergleichen wir nun mit den, bereits so umständlich entwickelten, wahren Gesinnungen der ersten Kirche über das Dogma der Eucharistie diejenigen, welche ihr von den Herolden der neuen Glaubenslehre angedichtet oder aufgebürdet wurden, so geht daraus die handgreifliche Gewißheit hervor, daß die Pseudapostel, —

ſtatt uns zu dem urſprünglichen Glauben der Väter zurückzuführen —, uns vielmehr nur weiter davon entfernten.

Indeſſen dürfen wir uns nicht verbergen, daß man zu jener Zeit nur ſehr mangelhafte Kenntniß vom chriſtlichen Alterthum hatte. Dieß Studium war kaum in ſeiner Kindheit; man fieng erſt nach und nach an, die Schriften der Väter und die Acten der Concilien zu unterſuchen. Die Reformation war nicht ſo glücklich, ſich dießfalls jener großen Vortheile erfreuen zu können, welche wir heutzutage genießen; ſie wirkte in Mitte jener Finſterniſſe, mit welchen das XVI. Jahrhundert bedeckt war, und welche kaum noch im Anfang des darauf folgenden verſchwanden. Dieſe allgemeine Unwiſſenheit, welche damals im Studium des chriſtlichen Alterthums herrſchte, wird auch von Sebaſtian Caſtellio (Chatillon), einem der gelehrteſten Litteratoren unter den Reformirten jener Zeit, ganz freimüthig eingeſtanden. In der Vorrede zur Bibel, Baſel 1573, Fol., ſchreibt er: „Wenn wir die Wahrheit reden wollen, ſo müſſen wir allerdings geſtehen, daß unſer Jahrhundert noch in den dichteſten Finſterniſſen der Unwiſſenheit begraben iſt; unſtreitige Beweiſe davon liefern unſre wichtigen, hartnäckigen und verderblichen Streitigkeiten, die ſo häufigen, aber ſtets fruchtloſen Conferenzen zu Berichtigung unſrer Widerſprüche, und die ungeheure Menge von Büchern, die täglich erſcheinen und deren keines mit dem andern übereinſtimmt.“

Und in der That wird dieſe Unwiſſenheit, insbeſondere in Bezug auf das Dogma von der Euchariſtie, auch beſtätigt durch die Verſchiedenheit in der Lehre der Reformation über dieſen Glaubensſatz, indem die Hälfte der Proteſtanten die weſentliche Gegenwart, die geſammte Reformation aber die Verwandlung der Subſtanz für Meinungen halten, welche den erſten Jahrhunderten unbekannt geweſen ſein ſollten, während es heutzutag auf's klarſte am Tag liegt, daß die Chriſten jenes glücklichen Zeitalters eben dieſes Dogma auf's gewiſſenhafteſte in ihren Herzen verſchloſſen, ſobald ſie unter Nichteingeweihten ſich befanden, daſſelbe aber mit ehrfurchtsvoller Anbetung öffentlich bekannten, ſo oft ſie die Liturgie mit einander feierten, und daß ſie daſſelbe ihren Neophyten mit aller

Klarheit und in den kraftvollsten Ausdrücken erklärten und lehrten.

Leicht ließen sich noch Beispiele der gelehrteren Reformatoren anführen, welche blos aus Mangel hinreichender Kenntnisse des Alterthums, in die gröbsten Irrthümer verfallen sind. Wir berufen uns hier nur auf den Streit zwischen Melanchton und Oekolampad, nach der actenmäßigen Darstellung des Prof. Abr. Ruchat in seiner Gesch. der Ref. in der Schweiz, wobei wir auch den merkwürdigen Umstand herausheben, daß Oekolampad, obschon er sich so viel Mühe gab, den Melanchton, Bucer, Bullinger und andere Gelehrte von der Uebereinstimmung seiner Lehre mit derjenigen der heil. Väter zu überzeugen, doch mit sich selbst nie einig werden konnte. Denn er schrieb an Zwingli, in einem, von Rämund angeführten Briefe: „So viel ich aus den Schriften der Väter vermuthen kann, müssen die Worte „„dieses ist mein Leib““ bildlich verstanden werden. Mein Bruder, bitte Gott, daß er dir und auch mir die Augen öffnen möge, im Fall ich auf dem unrechten Weg wäre, damit wir nicht in Irrthum verfallen, und so viele andere in Gefahr setzen, sich mit uns zu irren.“ Noch bedenklichere Beispiele von Oekolampads Wankelmuth finden wir in Schlüsselbergs calv. Theol. 2. B. Auffallende Beweise aber, daß, wenn man auch im zweiten und dritten Decennium des XVI. Jahrhunderts in der Schweiz sehr vieles von den Kirchenvätern sprach, man sie doch sehr wenig kannte, liefert Räm. Florim. im VI. B. Und daß es sich auf dem übrigen Continent und in England auch nicht besser verhielt, sehen wir aus Jewels Gesch. der englischen Kirche, London 1685.

Freilich mußten dann die neuen, von der Reformation in solchem Zeitpunkt der Unwissenheit, mit Hast und gleichsam im Sturm eingeführten, durch den Unterricht öffentlicher Lehrer bekräftigten, durch blindes Vertrauen ihrer Anhänger auf Treue und Glauben angenommenen, von Vätern auf Kinder fortgepflanzten, und durch gesetzmäßiges Ansehen bestärkten Lehrmeinungen, nach und nach, den Schein und die Macht der Wahrheit gewinnen, und somit auch die Gemüther in eine gefährliche Ruhe und Sorglosigkeit einwiegen. Bald wollte man nicht weiter mehr forschen, und gegen die vorgefaßten, in der Erziehung und Gewohnheit tiefgewurzelten Meinungen durchaus nichts mehr hören. Statt die

unumstößlichen Beweise für die göttliche Offenbarung dieser oder jener Glaubenslehre einer Prüfung oder Aufmerksamkeit zu würdigen, vertraute man lieber blindlings dem Irrwahn des neuen Lehrers. Und könnte es wohl ein undankbareres Geschäft geben, als Menschen zurechtweisen zu wollen, die zum vorhinein jeder Belehrung hartnäckig ihre Ohren verschließen!? Der angesehene prot. Theolog J. A. Turretin in s. nubes testium, Genf 1719, erkühnte sich sogar den Satz auszusprechen: vel sola transsubstantiatio romanæ ecclesiæ fundamentum diruit (der Lehrsatz von Verwandlung der Substanz zernichtet allein schon die Grundlage der römischen Kirche). Dieß Urtheil — vom Catheder gesprochen — ist für Schüler ein Orakelspruch, der mit unbedingter Ehrfurcht angenommen wird. Wohl hätte man zweihundert Jahre früher den großen Genfer Professor zum Theil entschuldigen können. Aber zu jener Zeit, als er Theologie lehrte, war es doch gewiß unverzeihlich, nicht einmal gewußt zu haben, daß die größten Männer des christlichen Alterthums dieß Dogma lehrten, und die ursprüngliche Kirche demselben huldigte, — nicht gewußt zu haben, daß selbst Luther lange Zeit hindurch die Transsubstantiation zugelassen, und auch Faustus Socinus in seinem Brief an Radez von 1636 schrieb: „Wenn man sich in dieser Lehre an die Väter halten muß, so ziehen wir ganz offenbar den Kürzern", — nicht gewußt zu haben, daß auch das Bekenntniß von Wittenberg vom J. 1536 unbedenklich erklärte: „wir halten die Allmacht Gottes für so unbeschränkt, daß er in der Eucharistie die Substanz des Brots und Weins verschwinden machen, und dieselben in seinen Leib und in sein Blut verwandeln könne."

Nachdem wir nun die Lehre von der Transsubstantiation (oder der wesentlichen Gegenwart Christi im Abendmahl, vermittelst Verwandlung der Substanz von Brot und Wein in seinen Leib und Blut) in der, während der ersten Jahrhunderte des Christenthums als allgemeines Grundgesetz eingeführten, Disciplin der Geheimhaltung sowohl, als auch in den authentischen Liturgien der ersten Kirchen, ganz klar und fest begründet gefunden, und diese beiden Hauptbeweise jener Glaubenslehre, mit unverwerf-

lichen Zeugnissen der angesehensten Gewährsmänner aus den Zeiten des Urchristenthums unterstützt haben, schreiten wir zu sorgfältiger Prüfung der ursprünglichen

Stiftung der Eucharistie,

nach Anleitung der heiligen Geschichtschreiber; indem wir zuerst von der

Verheißung,

oder Zusicherung derselben durch den Welterlöser, welche uns einzig Johannes erzählt, und sodann von ihrer, — ein Jahr nachher wirklich erfolgten —, eigentlichen Einsetzung sprechen, welch' letztere nur die übrigen drei Evangelisten aufgezeichnet haben.

Wir zergliedern demnach zuvorderst das sechste Hauptstück jenes Verfassers, „welcher von allen diesen Dingen zeugt, und welchen der Herr lieb hatte", in seinem ganzen Zusammenhang.

Zuerst erzählt uns derselbe die wunderbare Sättigung der fünftausend Männer, welche dem Erlöser in die Wüste nachgefolgt waren. V. 1—14.

Jesus entzog sich ihnen, weil sie aus Ehrfurcht für seine Wunderthaten ihn zum König ausrufen wollten; er begab sich allein auf den Berg. V. 15.

Abends wandelte er auf dem See, und nahte sich dem Schiffe, worin seine, wegen eines heftigen Sturms geängstigten, Jünger sich befanden. V. 16—23.

Am folgenden Tage suchte ihn das, so wunderbar von ihm gesättigte Volk in Kaphernaum auf. V. 24.

Nun beginnt die höchst merkwürdige, gehaltvolle Unterredung Jesu mit dieser Judenmenge; er tadelte ihre gierige Sorge für die vergängliche, und dagegen ihre Gleichgültigkeit für die ewige Nahrung; er fordert von ihnen: „Glauben an den von Gott Gesandten", als das einzige Mittel, um der ewigen, unvergänglichen Speise theilhaftig zu werden. Er machte ihnen Vorwürfe, daß sie, — der vielen vor ihren Augen verrichteten Wunder-

thaten ungeachtet —, dennoch nicht zum Glauben an ihn sich zu erheben vermögen. V. 25—30.

„Das Manna, von welchem ihr sprechet," — sagt er —, „und das euere Väter in der Wüste gegessen haben, ist nicht das wahre Himmelsbrot. Ich bin vom Himmel gekommen, euch zu erlösen. Ich allein bin das vom Himmel gekommene Brot." V. 32—35.

Bei diesen Worten konnten die Juden nicht länger ihren Unwillen zurückhalten; sie sprachen zu einander: wie kann er — dessen Vater und Mutter wir ja kennen — uns sagen, er sei vom Himmel gekommen? V. 42.

Jesus, ohne ihnen das Geheimniß seiner Menschwerdung zu enthüllen, führt sie nochmals auf seine göttliche Sendung zurück, und dringt — stärker noch als zuvor — auf ihre Pflicht, seinem Wort und Zeugniß vollen Glauben zu schenken. V. 43—47.

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben." V. 47.

In dieser Einleitung macht sich der Erlöser nur zum Theil und stufenweise verständlich; er wiederholt aber öfters dem Volke, daß es seine Pflicht sei, an ihn, an seine Wunder, seine Gottheit zu glauben. Mit solcher Vorbereitung konnte er wohl nur, seine Zuhörer für den Vortrag einer, ganz besonders wichtigen und schwer begreiflichen Lehre empfänglich zu machen suchen, da er sich sonst ohne dergleichen Umschweife sogleich deutlich würde erklärt haben.

Wirklich steht er auch im Begriff, ihnen ein Wunder zu verkündigen, wodurch ihr Verstand, — mehr als durch irgend eines der bisherigen —, in Erstaunen gerathen mußte. Die, gerade am Tag zuvor Statt gefundene, so wunderbare Brotvermehrung, wovon sie alle Zeugen waren, war in der That die passendste Einleitung zu der nun folgenden Abendmahllehre. (Chrisostomus bemerkt hierbei: Jesus bewirkte das Wunder der Brotvermehrung unmittelbar vorher, damit die Juden gegen das, was er in der Folge ihnen vorzutragen gedachte, nicht ungläubig sein möchten.)

Nachdem er seine Ansprüche auf ihr gläubiges Vertrauen ihnen recht anschaulich gemacht hatte, eröffnete er ihnen nun ganz klar das, bisher verhüllte Geheimniß, so daß der Sinn der wesentlichen Gegenwart unmöglich deutlicher ausgesprochen werden

konnte, V. 48—51. „Ich selbst bin das vom Himmel gekommene, lebendige Brot; wer von diesem ißt, wird ewig leben; das Brot, welches ich euch geben werde, ist mein Fleisch, welches ich für das Leben der Welt hingeben werde."

Werden wohl die Juden diesem, so klar ausgesprochenen Wort des göttlichen Wunderthäters Glauben beimessen?

Nein; sie dachten sich nur einen Genuß des gemeinen Fleisches. „Wie kann dieser da (οὗτος) uns sein Fleisch zu essen geben?" V. 52. (So schlicht als treffend bemerkt hierüber der eben erwähnte Kirchenvater: Warum habt ihr nicht auch nach dem Wunder der fünf Brote gefragt, wie diese Vermehrung möglich war?)

Sie begriffen also doch so viel wenigstens recht gut, daß von einem wirklichen Genusse die Rede war.

Nicht sorgfältig genug können wir in der That alle einzelnen Umstände dieses Herganges zergliedern und beherzigen. Wir stehen hier bei der Ursprungsperiode aller Spaltungen. Hier zuerst hat sich der Skeptizismus und die Auflehnung des Privaturtheils gegen die Glaubensauthorität kundgegeben. In dieser Aeußerung der Juden von Kapharnaum gegen den Weltheiland erblicken wir den Keim aller spätern Häresie. Hier zuerst protestirte der Rationalismus gegen die großen Geheimnisse der christlichen Kirche. Wir werden jedoch bald hören, welch' ernste Zurechtweisung Christus diesem vermessenen Zweifelgeist entgegensetzte.

Und benehmen sich nicht unsre Calviniſten und Zwinglianer genau wie jene Kapharnaiten? Erwiedern nicht auch sie, wenn von dem Geheimniß der Eucharistie gesprochen wird, gleich jenen Juden des Evangeliums, höhnisch: Wie könnte er uns sein Fleisch als Speise darreichen? Mag man auch noch so nachdrucksam Christi eigene Versicherung ihnen zu Gemüthe führen: daß er als das lebendige Brot vom Himmel gekommen sei, — daß sein uns darreichendes Brot eben dasselbe sei, welches er für das Leben der Welt dahin gab, daß Gott von uns Glauben an seinen Gesandten fordere, daß dieser Glaube uns auch ewiges Leben zuwegbringe; alles umsonst; mit beharrlichem Unglauben entgegnen sie: wie könnte Christus uns sein Fleisch zu essen geben?

Freilich mag dieser wirkliche, wesentliche Genuß des Leibs Christi im Abendmahl unsre beschränkte Fassungskraft übersteigen; allein es wäre ja doch ganz vernunftwidrig, an Christi eignem Wort, an seiner eignen, so klaren Zusicherung sich noch einem Zweifel zu überlassen. Und in dem ganzen Vortrag des Erlösers ist nun einmal nirgends, auch nur die leiseste Andeutung von einer symbolischen, figürlichen Vorstellung enthalten.

Denken wir uns einen protestantischen Missionär, welcher diese nämliche Lehre einem ungläubigen Volk vortrüge, und dieses würde sie von einem wirklichen, wesentlichen Genuß verstehen, würde solch eine Vorstellung anstößig finden, und dem Lehrer einwenden: wie soll dieß zugehen, wie kann euer Gott uns sein eigenes Fleisch zur Speise geben? Müßte und würde er nicht seinen Zuhörern alsbald erwiedern: ihr habt den Sinn meiner Rede unrichtig aufgefaßt, es ist nur eine figürliche Speise gemeint, — das Brot ist nur ein Sinnbild des Leibs Christi, — nur ein von ihm selbst geweihtes Zeichen, zum Trost für seine Abwesenheit, als Denkmal seiner Liebe! —

Doch, wie ganz anders benimmt sich Jesus! Der wichtige, für alle Zukunft entscheidende Augenblick ist vorhanden, wo die Frage zwischen Vernunft und Glauben, zwischen Selbstprüfung und Authorität, feierlich gelöst werden soll. Weit entfernt, die Zweifelsucht der Hörer zu beachten, den Eindruck seiner erschütternden Rede zu mildern, oder eine unrichtige Auffassung seiner vorgetragenen Lehre, ihnen vorzuwerfen, — weit entfernt, ihnen Brot und Wein als Zeichen oder Symbole seines Leibs und Bluts, und den Genuß derselben als einen bloßen Act ihres Glaubens, darzustellen, würdigt er ihre Einwürfe und ihr Murren keiner andern Antwort, als daß er seine frühere Erklärung, in gesteigerten Ausdrücken, wiederholt, und mit bedeutungsvollem Nachdruck ihnen erklärt: Wahrlich, wahrlich, wenn ihr das Fleisch des Menschensohns nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so habt ihr auch das Leben nicht in euch, V. 53. Nur wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, wird ewig leben, V. 54. Denn mein Fleisch dient in Wahrheit zu einer Speise, und mein Blut in Wahrheit zu einem Trank, V. 55. (welcher Exegete getraute sich, hier — und im V. 51. — ἐστί (ist) mit

„bedeutet“, oder wohl gar ἀληθῶς (wahrhaft) mit „figürlich“ zu übersetzen?) Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, bleibt auf's innigste mit mir verbunden, V. 56. Wer dieses vom Himmel gekommene Brot ißt, wird in Ewigkeit leben, V. 58.

Weit entfernt also, von einem figürlichen Genuß, von einer idealischen Speise zu reden, erklärt Jesus vielmehr in den bestimmtesten, unzweideutigsten Worten, welche die Sprache nur immer darbieten konnte, — auf's bündigste und entschiedenste, — daß sein Fleisch eine wirkliche, wahrhafte, eigentliche Speise sei. Nicht nur widerspricht er der, von den Juden geäußerten Vorstellung eines wirklichen Genusses im allergeringsten nicht, sondern er bestätigt diese vielmehr, und bekräftigt sie in den stärksten Ausdrücken, gleichsam durch eine Betheurung. Ein angesehener und in der Sprachforschung vorzüglich bewanderter Theologe Deutschlands macht hiebei auf den wichtigen Umstand aufmerksam, daß, wenn der Ausdruck Christi: „dieß ist mein Leib“ nur zu verstehen wäre, als wollte er damit sagen: „dieß bedeutet meinen Leib“, in diesem Fall die Sprache, deren sich Jesus bediente, ihm wohl vierzig Bezeichnungen hiefür dargeboten hätte.

Wie leicht wäre es dem Erlöser gewesen, jene mürrischen Zuhörer zu beschwichtigen und ihre Zweifel zu lösen! Und warum sollte er dieß nicht gethan haben? Er, der jeden Mißverstand seiner Jünger immer aufklärte (vergl. Math. XVI., 11. XV. 16.), der so eben durch die wunderbare Sättigung diese große Judenschaar auf's neue an sich gefesselt hatte, sollte sie um eines bloßen Mißverständnisses willen gegen sich aufgebracht und erbittert lassen, — ja er sollte sogar absichtlich durch geschraubte, räthselhafte Redensarten seine eigenen Jünger irregeleitet haben? Nein, wahrlich ganz und gar nicht darin fehlten die Juden, daß sie Jesum unrichtig verstunden, sondern lediglich darin, daß sie seinen — obschon richtig verstandenen — Worten dennoch nicht glauben wollten; sie wußten von keiner andern Art, das Fleisch zu essen, als dasselbe — roh oder zugerichtet — mit den Zähnen zu zermalmen, während er ihnen doch wiederholt vom Genuß seines Fleisches unter der Gestalt des Brots sprach, und während er durch die Ankündigung seiner Himmelfahrt ihnen doch deutlich genug zu erkennen gab, daß er keineswegs auf eine sichtbare Art sein Fleisch als Speise darzureichen gemeint sei.

Unglaube war es also, was jene jüdischen Protestanten sich zu Schulden kommen ließen. Doch, brechen wir nicht den Stab über die Verblendeten! Noch kannten sie ja weder die Auferstehung und Himmelfahrt des Welterlösers, noch die von ihm verheißene Sendung des heiligen Geistes, noch all' jene spätern wundervollen Ereignisse. Wir protestantische Christen hingegen bekennen die Gottheit Jesu, wir glauben all' jene erhabenen göttlichen Wunder, und — dennoch versagen wir seinen eigensten Worten und seiner nachdrucksamsten Versicherung unsern Glauben. — Gleich jenen Juden des Evangeliums, fahren auch wir noch immer fort, mit ungläubigem Hohn auszurufen: wie könnte Christus uns sein Fleisch zu essen geben?

Um seine Erzählung gleichsam glaubwürdiger zu machen, fügt Johannes noch bei, daß diese Unterredung in der Synagoge zu Kapharnaum vor einer großen Judenschaar gehalten worden. V. 59.

Noch waren die Zuhörer Jesu durch seine Erläuterungen nicht überzeugt geworden. Auch viele seiner Jünger beharrten noch in ihrem Unglauben; sie fanden diese Lehre gar zu seltsam und unbegreiflich. V. 60.

Ihre Zweifelsucht, ihr Unmuth entgiengen Jesu nicht; er spricht nun, V. 61 und 62, jene inhaltschweren Worte: „Ihr ärgert euch jetzt schon ob meiner Rede, daß ich — während ich noch auf Erde vor euern Augen stehe — euch mein Fleisch zur Speise geben werde; wie viel ungläublicher muß euch erst dann der wirkliche Genuß meines Fleisches vorkommen, wenn ich vor euern Augen entschwunden sein werde, wenn ihr mich werdet gesehen haben gen Himmel steigen, — an jenen Ort zurückkehren, woher ich gekommen war?"

Christus spricht es also hier klar aus, daß seine Lehre vom Abendmahl nach seiner Himmelfahrt schwieriger zu verstehen sei, als vor derselben. Schon in dieser Hinsicht konnte also unmöglich jene Lehre gemeint sein, welche die Reformirten ihm unterschieben; denn ein geistiger, figürlicher Genuß wäre ja nach seiner Himmelfahrt nicht nur nicht schwerer zu begreifen gewesen, als vor derselben, sondern es mußte vielmehr nachher den Jüngern leichter sein, nachdem das majestätische Schauspiel der Himmelfahrt ihnen den auffallendsten Beweis für seine Gottheit gegeben hatte, an ihn zu glauben und mit dem Genuß

des Denkmals seiner Liebe auch die dankbarste Erinnerung an ihn zu verbinden. Nur nach dem katholischen Lehrbegriff des wirklichen Genusses konnte und mußte der Glaube an dieß Geheimniß durch die Himmelfahrt, — die Entfernung seiner Person, die Abwesenheit seines sichtbaren, natürlichen Leibes, — erschwert werden.

Wenn daher unsre protestantischen Theologen eben auf die Himmelfahrt Christi ihren Hauptbeweis für die Unmöglichkeit seiner wirklichen Gegenwart im Abendmahl stützen, so übersehen sie in ihrer leidenschaftlichen Verblendung ganz, daß ja, nach des Erlösers eigenem, klarem Ausspruch, eben gerade durch seine Himmelfahrt dieß Geheimniß des wirklichen Genusses allerdings in einen, noch tiefern Schleier der Unbegreiflichkeit gehüllt werden durfte und sollte. — Der von den Protestanten angenommene, bloß figürliche Sinn der Rede Jesu ist ja doch wahrlich an sich selbst schon so einfach und faßlich, daß theils die Jünger sich nie im mindesten dagegen hätten sträuben können, theils aber Jesus selbst auch keines solch' mächtigen Beweises, wie die Himmelfahrt es war, bedurft hätte, um die Wahrheit seines göttlichen Ursprungs, und somit auch die Glaubwürdigkeit seiner Rede ihnen anschaulicher zu machen. Demnach kann unmöglich die figürliche Bedeutung der wahre Sinn jener Worte sein, sondern der einzig mögliche bleibt derjenige seiner wirklichen, wesentlichen Gegenwart im Abendmahl.

Nun folgt V. 63, aus welchem die Calviniſten und Zwinglianer schlechtweg den Schluß ziehen, daß die ganze vorhergegangene Rede Jesu lediglich auf einen geistigen, figürlichen Sinn deute: „der Geist nur macht lebendig, das Fleisch hilft zu nichts; die Lehren, welche ich euch vortrage, sind Geist und Leben.“

Wenn nun aber die, von Jesu vorher gesprochenen Worte — sowohl einzeln als in ihrem ganzen Zusammenhange — unläugbar die wesentliche Gegenwart beurkunden, wie wir bereits hinlänglich bewiesen haben, wie könnte dann dieser Schlußsatz gerade das Gegentheil davon, nämlich den figürlichen Sinn bezeichnen? wie könnte es des Erlösers Absicht gewesen sein, in der nämlichen Rede — ebendemselben, ernsten und hochwichtigen Gegenstand — und mit den gleichen Worten, dennoch zwei so ganz verschiedene, ja vielmehr ganz entgegengesetzte Deu-

tungen zu unterlegen, und durch den Schlußsatz seine ganze frühere Rede zu entkräften und umzustoßen? Es dringt sich uns aber noch ein zweiter, entscheidender Beweisgrund auf. Wenn Jesus am Schluß seiner Rede umgelenkt und erklärt hätte, daß seine Ausdrücke, welche jenen Juden sowohl als auch den Schülern so anstößig vorgekommen waren, nur in figürlichem Sinne zu verstehen seien, so würden sich diese Zuhörer ja um so leichter und inniger wieder an ihn angeschlossen haben. Allein statt dessen lesen wir im Gegentheil, V. 66: „Von dieser Zeit an traten viele seiner Jünger von ihm zurück, und verließen ihn gänzlich.“ Wer muß nicht in diesem Abfall der Jünger einen unwiderlegbaren, neuen Beweis finden, daß sie in jenen Schlußworten nicht nur keineswegs die Erklärung eines figürlichen Sinnes, sondern vielmehr eben gerade die Bestätigung der, in seinem ganzen Vortrag so klar ausgesprochenen, Lehre vom wirklichen Genuß erkannt hatten! —

Betrachten wir daher die eigentliche Bedeutung jener Schlußworte näher und gründlich.

Wie oft wird nicht in den heiligen Schriften unter Fleisch die körperliche Sinnlichkeit — die fleischliche Denkungsart, unter Geist aber die Gnade Gottes — die Eingebung des heiligen Geistes — verstanden! Vergl. Röm. VIII., 1., Gal. V., 19. 22. Bei Math. XVI. spricht der Heiland zu Petrus: „Selig bist du Simon, denn Fleisch und Blut haben dir dieß nicht geoffenbaret, was du eben gesagt hast, sondern mein himmlischer Vater“; und den Corinthern schreibt Paulus: „Das sage ich euch aber, ihr Brüder, daß Fleisch und Blut nicht das Reich Gottes zu erlangen vermögen.“ Die ganz einfache, natürliche, ungezwungene, mit der ganzen Rede Jesu übereinstimmende Bedeutung jenes Schlußsatzes ist demnach keine andere, als: die euch vorgetragene Lehre von dem wesentlichen, wirklichen Genuß meines Fleisches, als einer Speise, kann nur durch den belebenden Geist, durch die Gnade und Erleuchtung Gottes, verstanden und geglaubt werden, nicht aber durch fleischliche, sinnliche Denkungsart, welche hierzu gar nicht behülflich ist. (Chrisostomus erläutert diese Stelle kurz und bündig: „die Worte sind Geist und Leben, d. h. sind göttlich und geistig, haben nichts sinnliches an sich, und hangen nicht von den gewöhnlichen Naturgesetzen ab.“) Deßwegen fügt auch Jesus gleich unmittelbar

— V. 64 u. 65 — hinzu: „aber einige aus euch glauben nicht, darum habe ich euch gesagt, daß Niemand an mich glauben könne, wenn es ihm nicht von meinem Vater gegeben wird“ (genau was er oben zu Petrus gesprochen hatte). Das heißt doch wohl nichts anders, als: nur die Hülfe und besondre Gnade des Vaters im Himmel vermag, den Glauben an meine Lehre vom wirklichen Genuß im Abendmahl zuwegzubringen. Zu dem blos figürlichen Nachtmahlgenuß erforderte es ja ganz und gar keinen Glauben, da man nur glauben kann, was man nicht mit den Sinnen begreift. (Hebr. XI., 1.)

Ueber dieß alles hinaus, kann offenbar diese Stelle: „das Fleisch ist gar nichts nütze“, auch schon deßwegen ganz unmöglich im Zwinglischen Sinne zu verstehen sein, weil der Welterlöser unmittelbar vorher selbst erklärt: „das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, und wer mein Fleisch ißt, hat das ewige Leben; wer mein Fleisch ißt, der bleibt in mir und ich in ihm“.

Wenn Jesus den Jüngern — im 64. V. — Unglauben vorwirft, so kann ja dieß nur allein auf die wirkliche Gegenwart sich beziehen, welche ihnen so ganz und gar nicht einleuchten wollte; der Begriff eines figürlichen Genusses hingegen wäre allzu faßlich und einfach gewesen, als daß ihr Glaube an denselben auch nur einen Augenblick hätte wanken können. Und zudem hätte, nach den Grundsätzen unsrer reformirten Theologen, dieser Unglaube keine Vorwürfe nach sich ziehen können, weil die Jünger ja allerdings mit Recht die wesentliche Gegenwart verworfen hätten.

Wenn es dann — V. 66 — heißt, daß „von dieser Zeit an viele Schüler sich von Jesu zurückzogen, und nicht mehr mit ihm giengen,“ wie könnte man diese bedauerliche Trennung zwischen einem solchen Lehrer und seinen Jüngern durch ein bloßes Mißverständniß erklären wollen? Würde Jesus, der ihr Innerstes durchschaute, es haben unterlassen können, die liebenden und geliebten Jünger über eine redneriſche Figur, oder verblümte Redensart aufzuklären, von deren richtigem Verstand nichts geringeres als ihr ewiges Seelenheil abhieng? Würde er nicht vielmehr alsbald sie belehrt, und sich dadurch auf's neue ihrer Anhänglichkeit versichert haben? Wahrlich, wie man auch immer den Grund dieser Trennung sich zu erklären versuchen mag: nie wird man einen

andern, als eben nur die Unbegreiflichkeit des Geheimnisses, zu erforschen im Stande sein. Vergeblich berief er sich auf seine himmlische Sendung, — seine Gottheit, — seine Wunder; nichts konnte ihre Abneigung gegen die Idee des wirklichen Genusses besiegen, da sie denselben nur nach dem Fleische —, das heißt: nach ihren körperlichen Sinnen und einer beschränkten, befangenen Vernunft — auslegten.

(Sind übrigens nicht auch wir heute noch Zeugen des nämlichen Abfalls? Ebendieselbe, rationalistische Abneigung gegen den Glauben des nämlichen Geheimnisses entfremdete zur Zeit der Reformation — und auch jetzt noch immer — so viele Kinder dem Schooße der Mutterkirche. In diesem Contrast, zwischen wirklicher Gegenwart und figürlicher Bedeutung, erblicken wir die vollständige Geschichte des, auch jetzt noch zwischen den Bekennern der katholischen und der protestantischen Lehre obwaltenden Widerspruchs.)

Nun wendet sich Jesus zu allen zwölf staunenden und schweigenden Aposteln, mit der herzergreifenden Frage: Wollt auch ihr von mir scheiden? V. 67.

Petrus antwortet in Aller Namen: „Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und gläubig erkennen wir dich als den Sohn des lebendigen Gottes."

Wohl mögen auch sie, nicht weniger als jene Abtrünnigen, auf wesentlichen, wirklichen Genuß geschlossen, aber — in ihrem Urtheil mehr vom Geist als vom Fleische geleitet — dem Herrn selbst die Art und Weise der Erfüllung seines Wortes gläubig anheimgestellt haben; sie glaubten daher, was sie auch nicht begriffen, weil sie in ihm den Sohn des lebendigen Gottes erkannten, und nur Worte der Wahrheit und des ewigen Lebens aus seinem Mund zu vernehmen gewiß waren. Für den, so leicht begreiflichen, figürlichen Sinn seiner Worte hätten sie doch wahrlich ihren Glauben auf keinen so mächtigen Beweggrund zu stützen bedurft. Was lag ihnen aber näher, als der Gedanke: in solch' einer Seele liegt kein Betrug, solch' einem Munde entsteigt keine Lüge; zwar begreifen wir nicht, wie er uns sein Fleisch als Speise zu geben Willens ist, allein da er's nun selbst so klar und wiederholt versichert, ja gewissermaßen betheuert, (wahrlich, wahrlich, ich sage euch!) so muß es wohl auch geschehen

können, und er muß wohl auch Mittel dazu besitzen, die wir nicht kennen. Der heilige Mann und Wohlthäter, dessen Unterricht, und so eben neuerdings vollbrachtes Wunder, uns mit Ehrfurcht für ihn erfüllen, kann mit unserm gläubigen Vertrauen nicht sein Spiel treiben wollen; er ist von Gott gesandt, ist Gott selbst in Menschengestalt, vermag also, was er will; seinem Wort dürfen und sollen wir unbedingten Glauben schenken.

Ziehen wir nun schließlich alles Gesagte in einige wenige Aphorismen zusammen.

Jesus beginnt seine Rede damit, daß er die — durch das, am Tag zuvor verrichtete, Wunder der Brotvermehrung ihm anhänglich gewordenen Zuhörer, an jene mächtigen Beweggründe erinnert, welche ihnen die gläubige Annahme seiner Worte zur Pflicht machen. Durch diese Einleitung sollten sie aufmerksam gemacht werden, daß er ihnen etwas vorzutragen im Begriff stehe, das an und für sich schwer zu glauben sei.

Hierauf stellt er sich ihnen als das lebendige Brot dar, und erklärt: daß das Brot, welches er ihnen zu essen geben werde, sein eigenes Fleisch sei, — das nämliche, welches er für das Heil der Welt aufopfern werde. Die Juden verstehen dieß im natürlichen Sinn, welchen sie verwerfen, weil ihnen der wirkliche, wahrhafte Genuß seines Fleisches unmöglich scheint.

Wäre diese ihre Vorstellung des wirklichen Genusses irrig gewesen, so würde der Erlöser ihnen den Irrthum sogleich benommen und berichtiget haben. Weit entfernt aber, dieß zu thun, wiederholt er vielmehr seine erste Behauptung, und zwar sechs Male nach einander — mit immer stärkern Ausdrücken — ja mit einer Art von Betheurung. Er hatte folglich die wirkliche Gegenwart seines Leibs beim Abendmahl im Auge, und wollte, daß man an diese glaube.

Einige seiner Schüler erschracken hierüber, und fanden diese Lehre hart, — schwerbegreiflich; sie mußten also ganz richtig den Sinn der wirklichen Gegenwart, — der allerdings für die menschliche Fassungskraft unverständlich ist —, nicht aber den bloß figürlichen Sinn, der ja so ganz leicht unsern Vernunftbegriffen sich anpaßt —, verstanden haben. — Statt nun die Ausdrücke zu mildern, welche sogar schon den Abfall einiger seiner Jünger verursachten, erklärt Jesus vielmehr, daß, wenn sie jetzt

schon ob dieser Lehre sich ärgern, ihnen dieselbe nach seiner Himmelfahrt noch weit unbegreiflicher vorkommen müsse. Nun wird aber die figürliche Gegenwart nach der Himmelfahrt viel leichter, die wirkliche Gegenwart aber viel schwerer zu glauben; folglich war es nicht jene erstere, sondern diese letztere Lehre, welche der Erlöser verkündigte.

Jesus wirft den Jüngern keineswegs je vor, daß sie den Sinn seiner Rede nicht verstunden, sondern daß sie ihn nicht glaubten; und dieser ihr Unglaube konnte sich nur auf die wesentliche Gegenwart beziehen, da für den Glauben an einen figürlichen Genuß sich ja nicht einmal irgend etwelche Schwierigkeit auch nur denken ließe.

Jesus erklärt, niemand könne in Hinsicht dieses wirklichen Genusses an seine Worte glauben, es sey denn, daß er hierzu die Gnade von seinem himmlischen Vater erhalten habe. Um aber an einen figürlichen Genuß zu glauben, bedarf es weder einer besondern Erleuchtung, noch überhaupt irgend einer Anstrengung, folglich kann er auch nicht von solch' einem figürlichen Genuß gesprochen haben.

Die Apostel blieben dem Herrn treu; sie gründeten ihren Glauben auf die Ueberzeugung von seiner Gottheit und Allmacht, während die Schüler lieber von ihm sich trennen, als ihm glauben wollten. Nun hätten aber letztere gewiß ihren Lehrer nicht verlassen, wegen Verweigerung ihres Glaubens an etwas, das ja so leicht zu begreifen und zu glauben war, wenn es sich (wie die Reformatoren behaupten) nur um die figürliche Gegenwart gehandelt hätte; und erstere würden doch wahrlich, um sie zu glauben, nicht auf die höchsten Beweggründe seiner Gottheit und Allmacht sich zu berufen nöthig gehabt haben; also können weder die treu gebliebenen Apostel noch die abtrünnigen Schüler diesen Genuß in figürlichem Sinn verstanden haben, und die wirkliche, wahrhafte Gegenwart ist somit der einzig richtige Sinn, durch welchen das entgegengesetzte Benehmen — sowohl der Apostel als der Schüler — zugleich erklärt werden kann.

Sehr begierig wären wir doch in der That, gegen die Richtigkeit dieser unsrer, so einfachen Schlußfolgerungen irgend welche gründliche Einwendung zu vernehmen.

Wir glauben, diesen Abschnitt am passendsten mit einer Stelle aus der, auch von dem großen Historiker Johann von Müller sehr gepriesenen und empfohlenen, Stollbergischen Religionsgeschichte (welch' klassisches Werk durch des trefflichen, reichbegabten Fr. von Kerz Fortsetzung bereits bis zum XXXVIII. Bd. gediehen ist), V. 273, zu schließen: „Diejenigen unsrer von der Kirche getrennten Brüder, welche im Punkt der wesentlichen Gegenwart Jesu Christi im heil. Altarssakrament von ihr abweichen, mögen beherzigen, daß viele der Jünger unsers Herrn eben da Anstoß nahmen, wo auch sie, da dieselben nämlich Jesum deßwegen verließen, weil er gesagt hatte, daß die Seinigen sein eigenes Fleisch essen und sein eigenes Blut trinken sollten. Sie nahmen Jesu Worte in ihrem natürlichen Sinn, ärgerten sich daran und sprachen: das ist eine harte Rede, wer kann sie hören! Wie wäre es nun möglich zu glauben, daß unser Heiland, — Er, der die Liebe selbst ist —, seine Jünger hätte gehen lassen, wenn er die ihnen so anstößigen Worte nicht im natürlichen, sondern im bildlichen Sinn gemeint hätte? daß er einen Stein, an welchen sie so hart stießen, nicht sollte mit einigen erläuternden Worten gehoben haben, — und noch dazu einen solchen Stein des Anstoßes, welchen er selbst ihnen in den Weg gelegt hatte? Statt dessen läßt er sie gehen, — weggehen von ihm die geliebten Jünger. — Gehen wir doch nicht mit ihnen! o nicht weg von ihm! Bleiben wir bei ihm, wie die zwölf Apostel bei ihm blieben! Sprechen wir mit demjenigen, auf welchen er seine Kirche gründete, sprechen wir mit seiner heiligen Kirche selbst: „Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!“

* * *

Wir haben nun die nähern Umstände, unter welchen der Gottmensch die Lehre von seiner wirklichen Gegenwart in der Eucharistie vorgetragen, und dadurch die Seinigen auf diese Abendmahlfeier selbst vorbereitet hatte, mit verdienter Sorgfalt geprüft. Diesem hochwichtigen Ereigniß folgte — ein volles Jahr später — die Stiftung und wirkliche

Einsetzung

des Abendmahls selbst, welche uns Math. im XXVI., Markus im XIV. und Lukas im XXII. Hauptstück erzählen,

Wohl mochten die, so auffallende, sonderbare Lehre, welche Jesus in der Schule zu Kapharnaum vorgetragen hatte, — die dadurch unter den Zuhörern entstandenen Zwiste, — der feste Ernst, mit welchem Jesus auf seiner Erklärung beharrte, — die Zweifelsucht und der Abfall seiner Jünger, im Gegensatz mit der treuen Anhänglichkeit der Apostel, einen tiefen Eindruck hervorgebracht haben. Gewiß schmerzte es die Apostel, jene abtrünnigen Jünger nicht mehr an ihrer Seite zu erblicken, und daher mögen sie wohl oft an die so merkwürdige Ursache ihrer Entfernung zurückgedacht haben. Auch der Erlöser selbst, welchem keiner ihrer geheimsten Gedanken verborgen blieb, kam ohne Zweifel bisweilen auf jene Unterredung zurück, und legte ihnen ermunternde Lehren ans Herz, um ihr gläubiges Vertrauen zu stärken. Freilich melden die Evangelisten nichts hievon, allein wir wissen, daß sie nur einen Theil der Handlungen und Reden Jesu aufzeichneten, und Johannes selbst schloß ja sein Evangelium mit der Erklärung, daß, wenn er Alles hätte aufschreiben wollen, selbst die ganze Welt die damit angefüllten Bücher nicht zu fassen vermocht hätte.

Mit Vertrauen gewärtigten nun die Apostel die Erfüllung des, von ihrem Meister gegebenen Versprechens. Ein volles Jahr verstrich. Das Lehramt Jesu nahte sich seinem Ende. Schon verkündete er den Jüngern, welche er nicht ferner als Untergebene, sondern als Freunde behandelte, seinen baldigen Tod. Er äußerte das Verlangen, noch das Osterlamm mit ihnen zu essen, und machte bei diesem, durch das Gesetz vorgeschriebenen Abendmahl sie auf sein nahes Ende mit den Worten — Luk. XXII., 16, 18. — aufmerksam: „Ich werde nicht mehr hiervon essen, noch von dem Gewächs des Weinstocks trinken, bis das Reich Gottes kommt.“ Dann erhebt er sich, um seinen Jüngern und Freunden durch die Fußwaschung das eindringende Beispiel der Demuth und wechselseitigen Liebe zu geben. Hierauf setzt er sich nochmals mit ihnen zu Tische, jedoch nicht um sich fernerhin mit der Nahrung ihres Körpers zu beschäftigen, sondern um ihnen eine Seelenspeise darzureichen. Der hehre Augenblick ist vorhanden, welcher seine Verheißung in Erfüllung bringen soll.

Drei Evangelisten erzählen uns nun, in wenigen, klaren Worten, Math. XXVI, 26 — 28., Mark. XIV, 22 — 24. und

Luk. XXII, 19 — 20. die Stiftung des geheimnißvollen, hochheiligen Mahls der Liebe. —

Aber warum erwähnt nicht auch der Jünger „den Jesus lieb hatte“ dieses so wichtigen Ereignisses? Er, der weit später als die drei andern Evangelisten, wie wir schon oben bemerkt haben, nämlich in seinem Greisenalter zu Ephesus, unter Kaiser Nerva im Jahr 96 schrieb, ließ manches unberührt, was jene bereits vor ihm geschrieben, besonders was sie schon alle drei erzählt hatten. Wohl mochte es auch der heilige Geist in diesem Fall so gelenkt haben, damit wir desto weniger zweifeln, daß jene, von Johannes allein aufgezeichnete Rede, welche Jesus ein Jahr vorher über dieses — damals noch nicht gestiftete Sakrament gehalten hatte, nicht von einem bloß geistigen Genusse des Fleisches und Bluts Christi handle, sondern vom wirklichen Genuß derselben im Abendmahl. (So ist übrigens auch Johannes der einzige, welcher uns die Verwandlung des Wassers in Wein beim Hochzeitsmahl zu Cana erzählt.)

Diese Verwandlung, so wie die wunderbaren Speisungen des Volks durch die Brotvermehrung, mußten — in Verbindung mit jener Rede Jesu — die Apostel zum gläubigen Empfang des Sakraments hinlänglich vorbereitet haben. Die Handlung des wirklichen Vollzugs stund mit jenem frühern Versprechen — hinsichtlich der Sache selbst sowohl, als auch der Worte —, in solch vollkommenem Einklang, daß es gar nicht zu verkennen war, jene Verkündung sei nun eben in Erfüllung übergegangen. Ohne die leiseste Aeußerung von Zweifel oder Mißtrauen, mit Ehrfurcht und Anbetung empfangen die Apostel, aus der Hand des Erlösers, dieß Fleisch als wahrhafte Speise, und dieß Blut als wahrhaften Trank.

Lassen wir hier ja nicht unbeachtet die Uebereinstimmung aller einzelnen Ausdrücke, dort bei Johannes über die, ein Jahr früher von Jesus den Jüngern gegebene Verheißung, und hier bei den drei übrigen Evangelisten in den förmlichen Einsetzungsworten selbst, wodurch die Gewißheit bestärkt wird, daß beides ein und dasselbe Geheimniß, eine und dieselbe Wahrheit sei.

Merkwürdig ist ferner, daß die drei Evangelisten, welche die nämliche Thatsache erzählen, und doch zu weit von einander entfernt waren, als daß ein besonderes Einverständniß zwischen

ihnen denkbar wäre, — so wie auch der Apostel Paulus, — mit genauester Gleichförmigkeit die Worte anführen: „dieß ist mein Leib, dieß ist mein Blut.“ (Ja, nach dem Ausdruck des Originals wäre ganz eigentlich zu lesen [Proleg. Bibl. polygl.]: „dieß ist mein Leib, mein eigener Leib, welcher für euch gegeben ist; dieses ist mein Blut, mein eigenes Blut.“ Daher heißt es in der syrischen Uebersetzung, welche dem heil. Markus zugeschrieben wird: „dieß ist mein eigener Leib selbst,“ und in der Liturgie der Griechen: „das uns dargereichte ist der eigene Leib Jesu, sein eigenes Blut.“)

In diesen wenigen, klaren Einsetzungsworten fanden übrigens alle Apostel den wirklichen Sinn der wesentlichen Gegenwart und der Transsubstantiation, und nach den Aposteln alle spätern Jahrhunderte bis auf Berengar, dessen Irrlehre, wie wir oben sahen, die Kirche nur auf kurze Zeit beunruhigt hatte.

Dem Rationalismus des sechszehnten Jahrhunderts war der traurige Ruhm vorbehalten, mit kühnerem Starrsinn gegen die heilige Wahrheit dieser Glaubenslehre sich zu empören. Und doch wagte es selbst das Oberhaupt der Reformation, Luther, nur zum Theil, sich zu solch gewaltigem Schritt zu entschließen. Von der Einfachheit und Kraft der Einsetzungsworte zu sehr ergriffen, vertheidigte er sogar das Dogma der wirklichen Gegenwart an sich und erklärte sich bloß gegen die allgemein angenommene Art und Weise derselben, wie wir schon früher gezeigt haben. In einem Brief an den Senat von Speyer gesteht er ganz unbefangen: „Ich will und kann nicht läugnen, daß, wenn Carlostad oder ein anderer mich vor fünf Jahren hätte bereden können, daß im Sakrament der Eucharistie lediglich Brot und Wein vorhanden sei, ich ihm nicht wenig Dank dafür gewußt hätte; denn damals gab mir dieser Gegenstand sehr viel zu schaffen, indem es mir nicht entgehen konnte, daß ich dem Papstthum einen gewaltigen Streich dadurch versetzen würde. (Welch' aufgeblasene, verwerfliche Selbstsucht!) Allein die Worte des evangelischen Textes sind allzu klar, bestimmt und deutlich, als daß sie eine andere Auslegung gestatten könnten.“

Auch Zwingli erklärt in s. Antw. an Pellikan: „Allerdings, wenn das Wort ist in seiner eigentlichen Bedeutung angenommen wird, so haben die Papisten Recht, und man muß glau-

ben, daß das Brot Christi Leib sei.“ In seiner Abhandl. über das Abendm. sagt er: „Wenn man das Wort ist nicht im figürlichen Sinn nimmt, so ist es unmöglich, daß nicht das Wesen des Brots in jenes des Leibs Jesu Christi verwandelt werden sollte, und folglich das, was vorher Brot war, nun nicht mehr Brot sei.“ In einem Schreiben an Luther spricht er sich eben so bestimmt aus, und im nämlichen Brief hatte er ihm früher erklärt: „Wenn du hartnäckig darauf beharrest, keine figürliche Vorstellung anzunehmen, so folgt daraus, daß die Papisten mit allem Recht behaupten, daß das Brot in den Leib Christi verwandelt werde.“ Allein Luther ließ sich nicht wankend machen; und nie hat er wohl seine Geistesstärke, und die mit seinem brausenden, heftigen Charakter verbundene Kraft der Beredtsamkeit in hellerem Lichte gezeigt, als damals, da er den buchstäblichen Sinn der Einsetzungsworte in Schutz nahm. Er konnte sich der eigenen Lobrede hierüber nicht enthalten, und schrieb — Ap. Hosp. Ep. Luth. ad an. 1534: „Die Papisten selbst müssen es mir zur Ehre eingestehen, daß ich viel besser noch als sie, die Lehre des buchstäblichen Sinnes verfochten habe.“

Wenn übrigens Luther auch die Beibehaltung der katholischen Abendmahlslehre, — wie wir oben bereits gesehen haben —, zuzugeben sich nicht erwehren konnte, so mag wohl ohne Zweifel nicht wenig das Gedränge dazu beigetragen haben, in welches er durch die Vorstellungen Zwingli's gebracht wurde. Indem nämlich Luther auf streng buchstäblicher Bedeutung der Einsetzungsworte des göttlichen Stifters bestund, machte ihn Zwingli auf die unausweichliche Folgerung aufmerksam, daß Brot und Wein der Leib und das Blut Christi wirklich seien, nicht aber Brot und Wein und zugleich auch noch der Leib und das Blut Christi im Abendmahl zugegen sein können, weil Christus sage: „dieß ist mein Leib“, und nicht: „dieß ist mein Leib und Brot zugleich“; daß folglich Luther schon über die Strenge des Buchstabens sich hinwegsetzen müße, um seine Lehre darin begründen zu wollen, und daß nur die Katholiken die Einsetzungsworte streng auslegen. Ein Argument, gegen welches allerdings Luthern keine Ausflucht übrig blieb.

Aber selbst auch Calvinisten erklären sich eben so deutlich für die wesentliche Gegenwart. In dem von Beza und Farel (dem heftigsten und ungestümsten unter den Reformatoren, welcher — nach

der eigenen Versicherung neuerer prot. Geschichtschreiber der Schweiz — überall Verwirrung und Aufruhr stiftete, auch von Erasmus als „der lügenhafteste, störrigste und boshafteste Mensch“ geschildert ward), Namens der reformirten Kirchen Frankreichs, den in Worms versammelten Ständen der Augsburger Confession übergebenen Glaubensbekenntniß heißt es: „daß man in dem Abendmahl nicht nur die Wohlthaten Jesu Christi, sondern selbst seine Wesenheit und sein eigenes Fleisch empfange, daß uns darin der Leib des göttlichen Sohnes nicht bloß als bildliche Darstellung, oder als symbolische Bedeutung, — gleichsam als ein bloßes Erinnerungszeichen an den abwesenden Gottmenschen —, dargereicht werde, sondern daß er wahrhaft und gewiß mit diesen Symbolen selbst gegenwärtig sei.“ Dann heißt es ferner: „Wenn wir die Art der Darreichung dieses Leibs symbolisch und sakramentalisch heißen, so verstehen wir darunter nicht eine bloß figürliche, sondern, daß uns Gott, unter den Gestalten sichtbarer Dinge und in Symbolen, dasjenge wirklich giebt und vergegenwärtigt, was uns unter denselben bezeichnet wird. Wir erklären also, daß wir die Lehre der wesentlichen Gegenwart des wahren Leibs und Bluts Christi im Abendmahl ganz und gar nicht verwerfen, und daß, wenn es allenfalls noch auf was immer für einen Streit ankommen sollte, derselbe nur die Art und Weise, unter welcher er uns gereicht wird, betreffen könne.“ Hospin. ad an. 1557.

In England war die gleiche Lehre von der wesentlichen Gegenwart unter der Regierung Elisabeths, Jakobs I. und Carls I. von den angesehensten Mitgliedern der reformirten Kirche behauptet worden. Unter Eduard VI. äußerte sich der, durch Wissenschaft und Tugend berühmte, im Jahr 1555 mit dem achtzigjährigen Hugo Latimer, Bischof von Worcester, wegen ihrer standhaften Anhänglichkeit an den Protestantismus, zu Oxford hingerichtete Londoner Bischof Niklaus Ridley: „Wir stimmen mit den Katholiken dahin überein, daß im heiligen Sakrament der natürliche Leib Jesu Christi wahrhaft gegenwärtig ist, der nämliche, der von Maria der Jungfrau geboren ward, gen Himmel fuhr, und zur Rechten Gottes des Vaters sitzt. Nur über die Art, wie dieser Leib darin gegenwärtig ist, sind wir nicht mit einander einig.“

Bilson, Bischof zu Wincheſter, Uebersetzer der Bibel in's

Englische, London 1612, unter Jakob I. — dem Freund theologischer Controversen — sagt: „Gott verhüte, daß es je uns beifalle zu läugnen, daß das Fleisch und Blut Jesu wahrhaft gegenwärtig sei, und am Tisch des Herrn wahrhaft von den Gläubigen empfangen werde. Diese Lehre verkünden wir andern, und trösten uns selbst durch sie.“ Eben so bestimmt sprechen sich hierüber aus: der Bischof von Wincheſter, Andrews (Andreas Lancelot), in seinem Brief an Bellarmin, Forbes, Taylor, Cosin, Thorndyke, Montague u. a.

Der 10. Art. der Augsb. Confeſſ. von 1530, wie er dem Reichstag vorgelegt wurde, lautet in seiner ersten Textirung wörtlich: „Von dem Abendmahl wird gelehrt, daß der wahre Leib und das wahre Blut Jesu Christi, unter der Gestalt des Brots und Weins, wahrhaft gegenwärtig sind, daß sie in demselben ausgetheilt und empfangen werden. Die entgegengesetzte Lehre wird daher verdammt.“

Molanus (van der Mülen), der berühmte Mathematiker und Theolog, Abt zu Lokum und Gen.-Sup.-Intend. in Hannover, — deſſen ireniſche Schriften in Boſſuets Oeuvres posthumes sich vorfinden — giebt in seinem Vorschlag einer Vereinigung zwischen den Katholiken und den Proteſtanten der Augsb. Confeſſ. folgende wichtige Aeußerung von sich: „Ich bin der Meinung, daß nichts dem Glauben Widersprechendes in der Behauptung enthalten sei, es gehe durch die Einsetzungsworte in dem Abendmahl, oder in der Consecration, eine gewisse geheimnißvolle Veränderung vor, durch welche der in den Schriften der Väter so vielfältig gebrauchte Ausdruck „das Brot ist der Leib Christi“ sich auf eine unerforschliche Weise erwahret. Man muß also die Katholiken ersuchen, daß sie, ohne sich in eine weitere Untersuchung einzulaſſen, auf welche Weise die Veränderung des Brots und Weins in der Eucharistie vor sich gehe, sich begnügen, darin übereinzustimmen (und dieß würden sie gewiß sich gefallen laſſen): daß diese Weise unbegreiflich und unerklärbar sei, jedoch die geheimnißvolle und bewunderungswürdigem Verwandlung des Brots in den Leib Christi hervorbringe; und zugleich muß man die Proteſtanten, denen diese Lehre neu vorkommen könnte, ersuchen, sich kein Bedenken zu machen, nach dem Beispiel der ersten Reformatoren anzuerkennen, daß das Brot wirklich

der Leib Jesu Christi und der Wein sein Blut sei, weil diese Ausdrücke ehemals so allgemein waren, daß es unter den Vätern des Urchristenthums kaum Einen gab, der sich nicht ihrer bedient hätte."

In einer andern Stelle sagt derselbe Molanus: „Ich behaupte, daß der Leib Jesu Christi auf dem Altar wirklich und wesentlich der nämliche sei, der im Himmel ist, und an dem Kreuze war, nur daß er auf dem Altar auf eine andere Weise vorhanden sei. Am Kreuze war er auf eine natürliche und blutige Weise, im Himmel ist er auf eine sichtbare, glorreiche Weise, auf dem Altar hingegen auf eine unsichtbare, unblutige und unzugängliche Weise, aber es ist doch immerhin der nämliche Leib. Ich anerkenne also, mit den Vätern der beiden Kirchen des Morgen- und Abendlandes, die in der Eucharistie vor sich gehende Verwandlung, welche man mit den Worten transmutatio, transelementatio und transsubstantiatio ausdrückt, wodurch angedeutet wird, daß, sobald die Worte des Erlösers ausgesprochen sind, sich wirklich, durch die Kraft der Vereinigung mit den sichtbaren Gestalten, dasjenige auf dem Altar befinde, was vorher nicht darauf war, nämlich die Person Jesu Christi."

So sprach ein berühmter, gründlich gelehrter, der protestantischen Confession anhängender Theolog, der gewiß keineswegs gesonnen war, im Punkt der Eucharistie im geringsten seiner Partei zu nahe treten zu lassen.

Noch können wir uns nicht enthalten, einige Zeugnisse angesehener Theologen der reformirt anglikanischen Kirche hier anzuführen. So sagt z. B. der Bischof Forbes: „Es liegt zu viele Verwegenheit urd zu viele Gefahr in der, von mehreren Protestanten aufgestellten Behauptung, Gott habe die Macht nicht, das Brot in den Leib Christi zu verwandeln. Darüber ist freilich die ganze Welt einig, daß das nicht geschehen könne, was einen Widerspruch nach sich zieht. Da aber niemand im einzelnen die Wesenheit einer jeden Sache genau und gründlich kennt, und folglich auch nicht gewiß weiß, was eigentlich in einen Widerspruch verwickelt oder nicht, so ist es von jedem, wer er immer sei, eine auffallende Kühnheit, Gottes Allmacht Gränzen setzen zu wollen. Ich trete daher ganz der Meinung der Wittenberger Theologen bei, die sich nicht scheuen zuzugestehen, daß Gott mächtig

genug sei, das Brot und den Wein in den Leib und das Blut Jesu Christi zu verwandeln."

Auch Thorndyke, der berühmte Canonicus von Westminster, nimmt diese Verwandlung an, und sagt, daß die innern Bestandtheile gewöhnlichen Brots und Weins wahrhaft verwandelt werden in den Leib und das Blut Jesu Christi, welcher geheimnißvoll darin gegenwärtig ist wie in einem Sakrament, und zwar durch die Kraft der Consecration, und keineswegs durch den Glauben dessen, der es empfängt.

Montague erklärt: daß die Verwandlung durch die Consecration der innern Bestandtheile hervorgebracht werde, und stützt seine Behauptung auf mehrere Beweisstellen aus dem heiligen Cyrill von Jerusalem, und aus der Liturgie des heiligen Basilius, Cyprian und Ambrosius.

S. Parker, Bischof zu Oxford, sagt: „Es ist einleuchtend für jedermann, selbst für jene, welche in der Theologie noch so oberflächlich bewandert sein mögen, daß die alten Väter, von einem Jahrhundert zum andern, mit den deutlichsten, kräftigsten Ausdrücken, die Lehre der wesentlichen, wirklichen Gegenwart behauptet haben. Die Lateiner nennen sie conversio, transmutatio, transfiguratio, transformatio, transelementatio, und endlich transsubstantiatio (gr. *μεταστοιχέωσις*). Mit all' diesen verschiedenen Ausdrücken wollen sie nicht mehr und nicht weniger andeuten, als eine wesentliche und wirkliche Gegenwart in der Eucharistie, mittelst Verwandlung der Substanz."

Was nämlich die Kirche in den ersten Zeiten „Sanctification, Benediction, Invocation", und im achten Jahrhundert „Consecration" nannte, und zum Theil auch wohl jetzt noch so nennt, begann das Concil zu Rom unter Gregor VII. im J. 1079, und das vierte Lateranensische unter Innocenz III. im J. 1215 passend und eigentlich „Transsubstantiation" zu nennen. Wer etwa an diesem Ausdruck Anstoß nehmen möchte, den erinnern wir, daß schon bei den alten und angesehensten Kirchenschriftstellern die — ganz gleichbedeutenden — Benennungen: Conversion, Transformation u. s. w., wie oben erwähnt, gar häufig vorkommen. Mögen auch diese Ausdrücke noch so verschieden lauten, so waltete doch darüber niemals der geringste Zweifel, daß in der katholischen Kirche eine solche Veränderung des Brotes und Weines geglaubt ward, vermöge

welcher, was vorher nur irdisches, gemeines Brod und Wein war, durch Christi Wort und Anrufung der göttlichen Allmacht, consecrirt und zum Sakrament des Leibes und Blutes Jesu umgewandelt wird. Die Griechen bezeichnen diese Verwandlung eben so scharf mit „μετασίωσις, μεταβολή, μεταστοιχέωσις“; die Russen ebenfalls mit „Transsubstantiation“.

So fand das Dogma der wesentlichen Gegenwart zahlreiche Vertheidiger unter den Lutheranern und Calviniſten sowohl, als auch unter den englisch reformirten Theologen.

Nur Zwingli war, nach dem frühern Beispiel der Waldenser im zwölften und der Wikleſiten im vierzehnten Jahrhundert, auf der bloß figürlichen Bedeutung der Einsetzungsworte, und zwar mit solchem Starrsinn beharrt, daß er — (in der Zueignungsschrift seines Subs. de euchar.) — diejenigen schlechtweg der Blindheit, verkehrten Sinnes, und der Albernheit beschuldigte, welche an die wahrhafte Gegenwart Christi in der Eucharistie glaubten, wobei er sogar die kecke Behauptung aufzustellen sich nicht entblödete, daß die Apostel so wenig als die Christen der ersten Jahrhunderte die Einsetzungsworte je im buchstäblichen Sinne verstanden haben. Indessen wird uns die Unhaltbarkeit seiner Orakelsprüche, bei näherer Zergliederung bald einleuchten; und so viel Aufhebens er auch anfänglich mit seiner vorgeblichen Erfindung machte, daß das Wörtchen ἐστί — „ist“ — so viel heiße als „bedeutet,“ so sah doch auch selbst sein treuer und gelehrter Freund Hausschein (Oekolampad) bald ein, daß er nur die bloße Möglichkeit einer solchen Bedeutung bewiesen habe, daß aber in keiner einzigen Schriftstelle „ist“ statt „bedeutet“ vorkomme, als wo ein offenbarer, unzweifelhafter Tropus sei. Dieser Zwist hatte dann auch zur Folge, daß Hausschein den Zwingli gänzlich verließ, und die Figur nicht mehr im Wort ist, sondern im Wort σῶμα — „Leib“ — suchte, welche Meinung dann auch bald mehr Beifall fand, als jene erstere. Ebenfalls trennte sich auch Bodenstein von Zwingli, indem er die Figur im Wort τοῦτο — „dieß“ — entdeckte, daher seine Lehrmeinung Toutismus genannt wurde. (Im Verfolg nahm dann freilich die Hermeneutik einen solchen Schwung, daß — wie wir schon oben Bd. 1, Abth. 2, S. 47, bemerkt haben —, nach des berühmten Bellarmins Versicherung, noch vor Ablauf des sechszehnten

Jahrhunderts, unter den Protestanten nicht weniger als zweihundert verschiedne Auslegungen der Einsetzungsworte gezählt wurden.)

Welches Urtheil Luther selbst über diese Zwinglische Lehrmeinung fällte, haben wir bereits im 1. Bd., 1. Abth., S. 195—199, umständlicher angeführt. Bis an sein Lebensende hörte er nicht auf, die Protestanten, welche die wirkliche Gegenwart läugneten, zu verdammen, wozu er sich bald der Pfeile seines rohen Spottes, bald des Donners seiner heftigen Bannstrahlen und Flüche bediente. So sagt er: „der Teufel scheint diejenigen zum Narren gehalten zu haben, denen er eine so lächerliche und der Schrift so widersprechende Irrlehre eingegeben hat, wie die der Zwinglianer, welche die Einsetzungsworte durch einen figürlichen Sinn wegerklären"; bald vergleicht er diese Auslegungen mit folgender, profaner Parodie der Anfangsworte der heiligen Schrift: In principio Deus creavit coelum et terram; — „Im Anfang fraß der Kukuk den Sperling und seine Federn." — Bei einer Gelegenheit nennt er diejenigen, welche die wirkliche und körperliche Gegenwart läugnen, „eine verdammte Secte, lügenhafte Ketzer, Brotbrecher, Weintrinker und Seelenverderber"; dann heißt er sie wieder „eingeteufelt und überteufelt"; endlich verwünscht er sie zu den ewigen Flammen und baut seine eigene Hoffnung, vor dem Richterstuhle Christi Barmherzigkeit zu finden, darauf, daß er den Carlstad, Zwingli und andere, welche an die symbolische Gegenwart glaubten, von ganzer Seele verdammt habe.

Uebrigens werden wir nun bald uns überzeugen, daß die verschiedenen Schriftstellen des N. und A. Testaments, worauf Zwingli seine Meinung gründete, bei genauer Prüfung ihre Beweiskraft gänzlich verlieren.

Wenn der Erlöser bei Joh. X. und XV. sagte: „Ich bin die Thüre, ich bin der Weinstock," so waren seine Zuhörer vorher schon auf diese Gleichnisse vorbereitet, und er stellte sich ihnen auch keineswegs als Zeichen oder Sinnbild vor, sondern er legte sich solche Eigenschaften bei, wovon Thüre und Weinstock schwache, aber sehr faßliche Bilder waren. Zudem ist wohl zu bemerken, daß er selbst zugleich den Sinn solcher Metaphern unmittelbar nachher erläuterte, z. B. bei Joh. X.: „wer durch mich eingeht, wird selig werden", und Joh. XV.: „jede Rebe an mir, die nicht Frucht bringt, wird der Weingärtner wegschneiden; ihr könnet

aber nicht Früchte bringen, wenn ihr nicht an mir, als dem Weinstock, bleibt". So auch bei Math. XIII.: „Der Same ist das Wort Gottes, der Acker ist die Welt;" wo Jesus ebenfalls die Bedeutung der Parabel entwickelt. (Als Christus sagte: ich bin der Weinstock, die Thür u. s. w., erzählte er ein Gleichniß, und hielt nicht den Weinstock, die Thür u. s. w. in der Hand — wie das Brot, als er sagte, dieß ist mein Leib; er setzte kein Sakrament ein; er consecrirte nicht.)

Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit den Gegenständen, welche durch Sprachgebrauch schon als Zeichen anerkannt sind; da mag solch' eine Redensart wohl zulässig sein. Z. B. dies Bild ist der Reformator Zwingli; dieser Fleck auf der Landkarte ist die Schweiz u. s. w. Nie ward aber das Brot, schon vor Einsetzung des Abendmahls, als Zeichen oder Sinnbild irgend einer Sache, sondern allgemein nur als eigene, für sich bestehende Sache betrachtet und anerkannt. Auch darf nicht unbeachtet gelassen werden, daß der Menschensohn immer nach dem allgemeinen Sprachgebrauch sich richtete, um nie seine Schüler zu Irrthümern zu verleiten, sie, zu denen er gesagt hatte: es naht die Zeit, wo ich mit euch offenbar und nicht ferner in Gleichnissen reden werde, — sie, denen er eben, bei Einsetzung des Abendmahls, seinen letzten, wichtigsten Unterricht zu ertheilen, und das am Vorabend seines Todes für sie eingesetzte Testament zu eröffnen, im Begriff stund.

Indessen genügte dennoch, — wer sollte es glauben! — jene seichte Auslegung des Reformators, um das, so gelehrige als ungelehrte, Handwerker-Rathscollegium, — dessen Haupt, laut öffentlich abgelegtem selbsteigenem Geständniß, von solchen Sachen so viel als ein Blinder von den Farben verstund —, zu bestimmen, „im Namen der ganzen Kirche" (totius ecclesiæ nomine) das heilige Meßopfer von Stunde an abzuschaffen!! Mit solch' gewissenhafter Besonnenheit und canonischer Ordnung verfuhr, in dieser höchsten Heilsangelegenheit, ein bürgerliches Concilium des sechszehnten Jahrhunderts!! — (Vergl. 1. Bd., 1. Abth., S. 179.)

Auch mit jener Beweisstelle aus Exod. XII.: „Es ist Phase, das ist, der Vorübergang des Herrn", worauf Zwingli gar so übergroßes Gewicht legte, hat es ebendieselbe, unerbauliche Beschaffenheit.

denjenigen Sinn, welchen jetzt die Anhänger der Calviniſchen und Zwingliſchen Lehrmeinung hineinlegen; und ebenſogewiß iſt es, daß auch ſelbſt die, welche zuerſt die Lehre einer bloß figürlichen Gegenwart aufſtellten, dieſelbe ganz und gar nicht aus dieſen (nur bei Lukas vorkommenden) Zuſatzworten herleiteten.

Es iſt geſchichtlich erwieſen, daß Zwingli lange genug aus der heiligen Schrift eine figürliche Gegenwart herauszuklügeln ſtrebte, ohne ſie je in dieſen Worten wahrzunehmen, ſo oft ſie ihm doch mußten unter die Augen gekommen ſein. Erſt in dem Briefe eines Holländers fand er dieſe „koſtbare Perle“, wie er ſich ausdrückte; auch glaubte der überglückliche Mann, ſie mit mehr Erfolg vertheidigen zu können, als jenes berüchtigte Traumbild. Doch wie ſehr täuſchte er ſich auch hierin! Um dieſe Lehre zu begründen, mußte man eine Verbindung dieſer Stelle mit den voranſtehenden Einſetzungsworten erkünſteln, und dieſen Zuſatz als eine Erläuterung oder Erklärung jener Einſetzungsworte anſehen. Wäre aber dieſe vermeinte Verbindung wirklich im Texte ſelbſt, — und nicht vielmehr in einem gefaßten Vorurtheil —, gegründet, wie hätte ſie ſo lange ganz unbekannt bleiben können? Wie hätte ſie, während vielen Jahrhunderten, allen Chriſten, und ſelbſt auch den Häretikern, — denen doch am meiſten an ihrer Entdeckung liegen mußte —, entgehen können! ſie ward ja doch erſt nach ſchon angenommener Lehre aufgefunden, und man gerieth ja keineswegs von der, angeblich nothwendigen Verbindung beider Stellen auf die Idee der figürlichen Bedeutung, ſondern gerade umgekehrt, von der bereits ſchon feſtgeſtellten Lehre des figürlichen Sinnes, erſt auf jene neue willkührliche Behauptung! —

Ein zweiter Umſtand widerlegt ebenfalls die Anſicht einer nothwendigen Verbindung zwiſchen den Einſetzungsworten ſelbſt und dem bei Lukas enthaltenen Zuſatz. Wären nämlich die Zuſatzworte: „dieß thut zu meinem Andenken“ nothwendig, um die Einſetzungsworte „dieß iſt mein Leib, der für euch hingegeben wird“ zu erklären und zu verſtehen, und würden letztere Worte, in Folge dieſer Erklärung, ſtatt der wirklichen Gegenwart, nur die figürliche andeuten; ſo hätte der göttliche Erlöſer den ſcherzhaften Gebrauch vieler Menſchen nachgeahmt, welche durch pomphafte Einleitung etwas ſehr Wichtiges, Außerordentliches

zu erzählen ankündigen, und dann doch nur etwas ganz Geringfügiges, Alltägliches vortragen. Wäre es aber nicht wahre Gotteslästerung, zu behaupten, daß der Erlöser, in dieser so hochwichtigen Sache, bei seinem Abschiedsunterricht, sich so benommen hätte? Nicht nur wäre eine solche Art der Unterredung schon überhaupt mit dem Geiste des Evangeliums im Widerspruch, sondern sie würde auch ganz besonders noch, im ernsten Augenblick des letzten Abendmahls, bei der Vergegenwärtigung des nahen Leidens und Kreuzestodes höchst unpassend gewesen sein; überdieß noch widerstrebte sie auch der ganzen Sinnes- und Gemüthsart des Gottmenschen, von welchem wir nirgends lesen, daß er je einen Scherz sich erlaubt, oder daß man je ein Lächeln auf seinen Lippen erblickt hätte.

Noch kommt ein anderer, erheblicher Widerlegungsgrund hinzu: Wenn die Einsetzungsworte, für sich allein betrachtet, die wesentliche Gegenwart aussprechen, und erst durch die Zusatzworte den figürlichen Sinn erlangen, so müßten ja nothwendig diese letztern die Erklärung der vorhergehenden sein, so zwar, daß nicht die einen ohne die andern könnten stehen bleiben; denn würden letztere Zusatzworte weggelassen, so müßte man die Bedeutung der wesentlichen Gegenwart annehmen, welche aber Christus (nach obiger Voraussetzung der reformirten Glaubenslehre) durch die Zusatzworte: „dieß thut zu meinem Andenken“ ganz förmlich ausschließen wollte. Es wäre also, in dieser Voraussetzung, dem Zweck und Willen des Erlösers in diesem allerwichtigsten Punkt straks zuwider gehandelt, und höchst vermessen, die erstern Worte (welche die wesentliche Gegenwart unläugbar aussprechen) ohne die letztern (wodurch die wesentliche Gegenwart wieder aufgehoben, und in die figürliche umgewandelt wird) vorzubringen. Und doch haben — was wohl beachtet werden muß — Mathäus und Markus, welche die ersten und — während mehrerer Jahre die einzigen — Evangelisten waren, diese letztern Worte ganz mit Stillschweigen übergangen. Von sämmtlichen Evangelisten hat einzig Lukas sie uns aufgezeichnet!! Jene andern müssen sie also nicht für nothwendig gehalten, nicht als Erklärungsworte der vorhergehenden betrachtet, auch ganz und gar nicht jene wesentliche Verbindung darin gefunden haben, welche nun ein Theil der Reformirten darin zu finden sich einbildete.

Endlich kommt noch ein vierter Widerlegungsgrund hinzu. Aller Logik zuwider ist nämlich die Behauptung: daß das Andenken nothwendig eine Abwesenheit voraussetze, und Jesus folglich nicht hätte befehlen können, daß man sich seiner erinnere, wenn er im Abendmahl wirklich zugegen wäre. Mag auch sehr oft die Erinnerung auf abwesende Dinge Bezug haben, so ist sie doch nicht eigentlich Gegensatz der Abwesenheit, sondern der Vergessenheit. Wie viele Dinge giebt es nun nicht, die zwar gegenwärtig sind, doch aber leicht vergessen werden, weil ihre Gegenwart nicht fühlbar ist, und nicht in die Augen fällt. So ist auch Gott — Seele — Schutzengel u. s. w. den Sinnen unfühlbar, nur unserm Glauben gegenwärtig, und werden gar zu oft in Vergessenheit gestellt.

Die wahre, richtige Bedeutung jener Zusatzworte ist doch wohl unschwer zu begreifen; sie stehen in keiner wesentlichen Verbindung mit den vorhergehenden Einsetzungsworten, — eine Verbindung, von welcher weder Mathäus und Markus, noch irgend ein Bischof oder Kirchenlehrer, bis auf die Zeit der hocherleuchteten Reformations-Apostel, je etwas wußte —; keine Stelle hängt von der andern ab; jede hat für sich ihre eigene Bedeutung. Die erste spricht allerdings die wirkliche Gegenwart aus; und durch die zweite wird uns die Geistesverfassung eingeschärft, mit welcher wir Christi Leib empfangen und genießen sollen. Wir sollen nämlich, nach den Worten Pauli 1. Cor. XI, bei diesem Genuß uns erinnern, „daß der Erlöser für uns gelitten, und sich für uns geopfert habe.“ Wir sollen dabei von der Erinnerung an sein Leiden und seinen Tod vollkommen durchdrungen sein.

Zudem können wir, wenn schon das Andenken noch keineswegs eine Abwesenheit nothwendig voraussetzt, dennoch auch sagen, daß der Gegenstand unsers Andenkens, nämlich der Tod Jesu, in der Eucharistie nicht anwesend sei.

Es hat demnach mit den, von Zwingli, zum Behuf seines figürlichen Systems angeführten, Beweisstellen, eine sehr wenig erbauliche Bewandtniß.

Uebrigens dringt sich uns in Bezug auf den richtigen Verstand der Abendmahllehre noch eine wesentliche Betrachtung auf. Unmöglich konnte es nämlich Jesu verborgen sein, daß seine Apostel keineswegs die Lehre von der figürlichen Gegenwart predigen, sondern

daß alle Christen den Sinn der wirklichen Gegenwart annehmen, — daß aber in spätern Jahrhunderten sich Viele gegen diese Lehre empören werden. Obschon der Allwissende alles Unheil solcher Spaltung vorhersah, legte er dennoch in den Mund und die Feder der von ihm begeisterten, heiligen Schriftsteller, überall und immer nur das Wort „mein Leib", nirgends aber „das Bild meines Leibs". Wäre nicht dieß Benehmen des Erlösers, in einer so hochwichtigen Angelegenheit, ganz unbegreiflich, und mit seiner Güte, — Weisheit, — Gerechtigkeit und Liebe gegen die, von ihm gestiftete Kirche ganz unvereinbar? Zu welchen Irrwegen hätte er selbst uns verleitet, wenn die Worte „wahrhafte Speise, wahrhafter Trank, Leib — Blut Jesu Christi", welche wir in seinem Evangelium überall, klar und deutlich lesen, in ganz entgegengesetztem Sinne zu verstehen wären, und nur „Figur — Zeichen — Sinnbild" bedeuten sollten, welche Worte gar nirgends in den heiligen Schriften zum Vorschein kommen! —

Und welche Ausflucht könnte auch in der That den Anhängern Calvins und Zwinglis noch übrig bleiben, wenn ihnen von Katholiken und selbst Lutheranern vorgestellt wird, daß, nach dem Hauptgrundsatz ihrer großen Lehrmeister, nur dasjenige geglaubt werden durfte, was klar und deutlich in den heiligen Schriften enthalten war! Oder vermögen sie dann etwa auch nur eine einzige Stelle in den gesammten heiligen Büchern aufzufinden, die für eine figürliche Bedeutung irgend etwelchen Grund oder Beweis lieferte, worin das Wort „Zeichen, Figur" oder ein ähnliches, in Verbindung mit der Eucharistie wäre gebraucht worden? Der Apostel Paulus wiederholt, unter ausdrücklicher Berufung auf einen hierüber unmittelbar vom Herrn erhaltenen Auftrag — 1. Cor. XI, — genau die nämlichen Worte, deren schon Johannes, in der Rede Christi von der Verheißung dieses Geheimnißmahls, sich bedient hatte. Ueberall und immer, ist nur vom Leib und Blut Christi, als wahrhafter Speise und wahrhaftem Trank, die Rede. (Und wie konnte Paulus sagen: „Wer unwürdig dieß Brot ißt, oder von diesem Kelch trinkt, versündigt sich am Leibe und Blut des Herrn, — er ißt und trinkt sich selbst die Verurtheilung, indem er den Leib des Herrn nicht unterscheidet, d. i. wahrnimmt, richtig begreift und beachtet", wenn nur von gemeinem Brot und von einem Gedächtnißmahl

die Rede geweſen wäre? —) So machen ſich dann die neuen Reformations-Apoſtel der Vergeſſenheit, oder des Widerſpruchs mit ſich ſelbſt ſchuldig, wenn ſie mit unbiegſamem Sinne darauf beſtehen, die von der heiligen Schrift ſo oft und klar ausgeſprochene Lehre, der wirklichen Gegenwart des Leibs und Bluts Chriſti im Abendmahl, dennoch zu verwerfen, und dafür die Lehre eines bloßen Zeichens und einer bildlichen Vorſtellung, — auf welche doch nirgends in den heiligen Schriften hingedeutet wird, — ſo ganz eigenmächtig und willkührlich aufzuſtellen! — —

Doch, wer auch nur einigermaßen in der kirchlichen Revolutionsgeſchichte des XVI. Jahrhunderts bewandert iſt, dem kann auch das unbegränzte Infallibilitätsgefühl, die Anmaßung, — und die ſtarre Eigenmacht in der Schriftauslegung, nicht unbekannt ſein, womit jene neuen Glaubensherolde ihre kurzſichtigen Zeitgenoſſen zu überliſten und zu unterjochen befliſſen waren. Wir führen hier nur Zwingli als Beiſpiel an. Am Schluß der oben erwähnten Diſputation erklärte er kurz weg: „Das Urtheil iſt ſchon gegeben; der Geiſt Gottes urtheilt; wenn meine Obrigkeit etwas erkennen und urtheilen würde, das wider das Urtheil Gottes (d. h. wider meine eigene Meinung) wäre, ſo wollte ich dawider predigen und handeln: ich gebe ihr das Urtheil nicht in ihre Hand; ſie ſoll auch über das Wort Gottes ganz nicht urtheilen, nicht nur allein ſie — ja auch alle Welt nicht!“ Und in ſeiner Antwort an den biſchöflichen Vikar läßt ſich der große Glaubensheld alſo vernehmen: „Ich verſteh' die Schrift nicht anders, als wie ſie ſich ſelbſt durch den Geiſt Gottes (d. h. meinen eigenen Verſtand) auslegt, und bedarf keines menſchlichen Urtheils. Wir wiſſen, das Geſetz Gottes iſt geiſtlich, und will nicht von fleiſchlicher, menſchlicher Vernunft ausgelegt ſein. Darum will ich keinen Menſchen zu einem Richter über die Schrift haben noch zulaſſen“ (ſondern bloß meine eigene Willkühr). Wo hat je ein katholiſches Kirchenhaupt auf dem Stuhl Petri ſich ſolch' vermeſſene Sprache zu Schulden kommen laſſen? — ! —

Bei dem allem ſind wir dennoch eher zu der Muthmaßung geneigt, daß keineswegs der Text der heiligen Schrift es war, was die Gegner der weſentlichen Gegenwart und der Transſubſtantiation bewog, dieſe Dogmen zu beſtreiten. Denn gerade dieſer Text mußte ſie vielmehr zur Annahme derſelben beſtimmen, und

unmöglich konnten sie die figürliche Bedeutung aus der Schrift herausklügeln, ohne sie recht eigentlich mit Gewalt zu drehen und zu verstümmeln. Um ihrer vermeinten Metapher etwelche Grundlage zu verschaffen, mußten sie die gesammte heilige Schrift durchspähen, bis sie, mit Aufwand all' ihres Scharfsinnes, nur einzelne, scheinbare Beispiele ausfindig machen konnten, welche dann bei näherer Prüfung, auf den vorliegenden Fall ganz und gar nicht paßten, und die bündige Energie der Einsetzungsworte nicht im mindesten zu schwächen vermochten.

Weit eher mag wohl — genau untersucht — die Widersetzlichkeit der Reformirten nur auf den philosophischen Schlußfolgen beruhen, zu welchen die Annahme jenes buchstäblichen Textes nothwendig führt, und welche ihrer Vernunft als Schreckbilder erscheinen. Daß nämlich ebenderselbe Leib, zu ebenderselben Zeit, an mehrern Orten zugleich gegenwärtig sein könne, — daß dasjenige, was der äußern Gestalt nach Brot und Wein ist, dennoch in seiner Wesenheit etwas ganz anderes sein könne, — wie sollte dieses möglich seyn?! —

Und allerdings fließen diese, — unsre Fassungskraft weit übersteigenden —, Folgerungen, ganz unvermeidlich, aus dem buchstäblichen Sinne der Einsetzungsworte. Aber die Frage ist und bleibt immerhin nur: hat nicht der Gottmensch verheißen, uns sein eigenes Fleisch, welches er für das Heil der Welt am Kreuzesstamm aufopfern werde, als eine wahrhafte Speise zu geben? hat er nicht im Augenblick der Erfüllung dieser Verheißung, eben so klar und deutlich gesprochen: nehmet hin, esset, dieß ist mein Leib? war und ist er nicht mächtig genug, das, was er sprach, und weit mehr noch, als wir begreifen können, zu verwirklichen? konnte der Erlöser, — er, der die Wahrheit selbst ist —, je fähig sein, uns durch doppelsinnige Ausdrücke irre zu leiten? würde er nicht den, über seine harte Rede betroffenen, geliebten Jüngern weit eher mit einem einzigen Wort die figürliche Bedeutung zugegeben haben, wenn nicht der buchstäbliche Sinn wirklich in seiner Absicht gelegen wäre? Und würde nicht die Güte und Gerechtigkeit des Gottmenschen ihm diese Belehrung seiner Jünger, — fast möchten wir sagen —, zur Pflicht gemacht haben, um dadurch allen unseligen Spaltungen für die Zeitfolge zuvorzukommen? Warum sollten wir doch nicht eher in uns selbst als in

Paradieses frage ich dich, als wohin du nicht gekommen bist; aber so habe ich dich ja bloß vom Feuer, — vom Wind, — und vom Tag gefragt, ohne welche du nicht sein kannst, und durch welche du gegangen bist, und dennoch vermagst du mir nicht zu antworten. Du kannst deine eigenen Dinge, und die immer mit und bei dir sind, nicht erkennen, und doch unterstehst sich dein Verstand, die Wege des Höchsten ergründen zu wollen!"

In eben diesem Sinne warnen uns auch verschiedene, erleuchtete Lehrer des Alterthums, daß wir keine Beweisgründe fordern, wo vom Glauben die Rede ist, daß wir wohl die Menschwerdung des Gottessohnes wissen, aber nicht dem Geheimniß nachgrübeln dürfen, daß wir alles, was die heil. Schrift uns offenbaret, mit Unterwürfigkeit annehmen sollen, ohne dem nachzuforschen, worüber sie schweigt, daß wir göttliche Dinge nicht nach menschlichem Maaßstab beurtheilen, noch sie den Gesetzen und Bedürfnissen der Natur unterwerfen, sondern als Gläubige uns aufwärts, zu den Höhen des Glaubens schwingen sollen.

* * *

Noch bleibt uns ein wichtiger Punkt in Betreff der Eucharistie zu erörtern übrig, welcher dem Katholizismus häufig zum Vorwurf gemacht wird, nämlich: die Entziehung des Kelchs, — oder: der Genuß des Abendmahls unter der einen Gestalt des Brotes.

Daß jedoch auch diesem, von den Zeiten der Reformation her, der katholischen Kirche gemachten, bittern Vorwurfe, als würde dadurch das hl. Sakrament verstümmelt und der ursprünglichen Einsetzung Christi zuwidergehandelt, nur Unkenntniß des christlichen Alterthums zum Grunde liege, wird sich unschwer beweisen lassen.

Zwischen dem Altarssakrament, als eigentlicher Opferhandlung im neuen Bunde, und dem Sakrament außer der Messe, d. h. der Communion, oder Seelenspeise der Gläubigen, ist der wesentliche Unterschied immerhin wohl zu beachten; bei jenem ist der Genuß der Eucharistie unter beiden Gestalten — des Brotes und Weines — durchaus, bei letzterm aber nicht absolut nothwendig. (Conc. Trid. XIII, 3. XXI, 1.)

Oder wer sollte nicht, bei ruhigem Nachdenken, leicht zur Einsicht gelangen, daß, um bei der Abendmahlfeier den blutigen Opfertod

Jesu darzustellen, die beiden abgesönderten Gestalten allerdings erforderlich seien, als augenfälliges, deutliches Symbol des gewaltsamen Todes, bei welchem das Blut wirklich vergossen, von dem Leibe getrennt ward. Die Communion der Gläubigen aber ist keineswegs die eigentliche Opferhandlung, welche der consecrirende Priester verrichtet, sondern das Opfermahl, als directes Mittel zur innigen Theilnahme an dem, vom Priester dargebrachten Opfer, wobei der das Opfermahl genießende Laie, auch unter der Einen Gestalt, die Eucharistie ganz genießt. Wohl ward allerdings das heilige Abendmahl vom Erlöser unter beiden Gestalten eingesetzt, und am Vorabend seines Kreuztodes, seinen — allein zugegen gewesenen — zwölf Aposteln ausgespendet. Bei jener heiligen Handlung brachte er seinem himmlischen Vater das würdigste Opfer dar, welches je gefeiert ward; und bei dessen Wiederholung — im Meßopfer — sind von der katholischen Kirche seit ihrem Ursprung immer beide Gestalten für nöthig erachtet worden, um dadurch den Tod Jesu, — die Absonderung des Blutes vom Leibe —, vorzustellen. Allein außer dieser Opferhandlung, bei der Laien-Communion, findet nicht dieser Grund, findet kein göttliches Gebot der beiden Gestalten Platz. (Der Papst selbst, sowie alle Priester, wenn sie außer eigner Feier der heiligen Messe communiciren, empfangen nur Eine Gestalt.) Unterscheiden ja hierin die Protestanten selbst das Wesentliche von der Nebensache, und weichen von der Handlungsweise des göttlichen Stifters vielfach ab, indem sie sonst die Feier Abends, nach genommenem Mahle eines gebratenen Lammes, nach gehaltener Fußwaschung, mit Brechung des Brotes u. s. w. begehen müßten.

Wir übergehen den, von Eusebius in s. Kirchengesch. VI, 44. erzählten Fall mit dem büßenden Serapion, welchem Dionisius (gest. im J. 265) die Eucharistie in Brotesgestalt zum Sterbebett bringen ließ, und ebenso denjenigen mit dem heiligen Ambrosius, welchem der heilige Bischof von Vercelli — Honoratus — bei seinem Hinscheiden das Abendmahl ebenfalls unter der bloßen Brotgestalt darreichte. (S. Paulinus in seiner Lebensbeschreibung des heil. Ambrosius.) Wir wollen annehmen, daß hier Nothfälle eine Ausnahme gebieten konnten, und daher nicht als vollgültige Beweise anzusehen seien. Allein wir finden schon in der ältesten Kirchengeschichte viele Zeugnisse dafür, daß der Genuß des heil. Kelches

niemals von der Kirche als unumgänglich nothwendig war betrachtet worden. Wir berufen uns dießfalls auf ganz deutliche Stellen in Basilius L. 5. Sacr. c. 4. Ep. 289. ad Cæs., in Ambrosius orat. de obitu fratris, Tertullian L. 2. ad ux. c. 5., Justin apol. 2., Gregor von Tours L. 10. c. 8. hist. u. a. m., aus welchen wir ersehen, daß die ersten Christen die Eucharistie unter der Gestalt des Brotes in ihren Bet- und Wohnhäusern zur Privatcommunion und zur Wegzehrung in Todesgefahr aufbewahrten. Konnte irgend jemand, wegen Krankheit oder sonstiger Ursachen, der heiligen Messe nicht beiwohnen, um dabei die Communion zu empfangen, so war es ganz gewöhnlich, daß ihm dieselbe durch einen Diacon überbracht wurde. Die Einsiedler nahmen sie mit sich in die Wälder und trugen sie einander zu, um sie, in Ermanglung eines Priesters, zu genießen. Die Bischöfe schickten dieselbe durch Diacone einander, zum Zeichen der christlichen Gemeinschaft. Auch war es in Zeiten der Verfolgung Sitte, daß die Gläubigen das heilige Abendmahl nicht allein in der Kirche empfingen, sondern auch mit nach Hause nahmen und aufbewahrten, um im Augenblicke der Gefahr sich mit den Tröstungen der Religion stärken zu können. Endlich ward den Sterbenden das heilige Sacrament als Wegzehrung (Viaticum) überbracht, und zu diesem Behuf dasselbe immer in der Kirche vorräthig aufbewahrt. In all' diesen Fällen aber war es nur die eine Gestalt des Brotes, welche man empfing, einander zusandte, oder aufbewahrte.

Papst Gelasius I. verordnete dann im Jahr 490 wegen der Secte der Manichäer, welche den Wein als Drachenblut, oder als vom bösen Geist erschaffen verschmähten, die Communion unter beiden Gestalten, um dadurch die wahren Gläubigen von ihnen zu unterscheiden; und so genossen — wie Bona rer. liturg. p. 492 meldet — die Gläubigen, bis zum zwölften Jahrhundert, die Eucharistie unter beiden Gestalten; allein mit dem Beginn desselben kam die Sitte auf, ihnen den Kelch zu entziehen, und zwar hauptsächlich wegen Verschüttungs- und Entweihungsgefahr. Besondere Veranlassung hiezu gaben nämlich jene vielfältigen, unter dem Namen der „Kreuzzüge" bekannten, kriegerischen Unternehmungen aus ganz Europa nach Asien, um das heilige Land den Türken zu entreißen. Da für so viele Kreuzfahrer, auf solch' weiter Reise nicht immer genug Wein aufzubringen war, um allen den heiligen Kelch geben

zu können, und auf den Schiffen die Austheilung des Weines großer Gefahr des Verschüttens unterlag, so fieng man an, sich mit dem heiligen Leib allein zu begnügen, und bald pflanzte sich dann dieser Gebrauch von den Kreuzfahrern auch auf das Volk im Allgemeinen fort. Zeuge hievon ist Thomas de Aquino, der gelehrte Heilige, gest. im J. 1274. Dieser und andere Kirchenlehrer damaliger Zeit, suchten alle Gründe hervor, um die Communion unter einer Gestalt zu rechtfertigen, welche dann auch schon bald nach A. 1300 in der abendländischen Kirche allgemein eingeführt wurde. Dieser Gebrauch ward hernach von dem Concil zu Constanz (Sess. XIII.) im Jahr 1415 durch kirchliche Vorschrift für alle Communicirende, — auch die Priester, selbst die Bischöfe und den römischen Papst, wenn sie nicht das Opfer selbst darbringen, — sanctionirt, und zwar weil damals Huß und Hieronymus von Prag, gleich dem Nestorius, lehrten, daß die Eucharistie unter beiden Gestalten empfangen werden solle. Eben diese Verordnung traf auch nachher der Kirchenrath zu Basel im Jahr 1431 gegen die Taboriten und Calixtiner, und derjenige von Trient, Sess. XXI., im Jahr 1562 gegen die Lutheraner und Calvinisten.

Die Worte des Erlösers — bei Joh. 6, 53—56.: „wenn ihr das Fleisch des Menschensohns nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so habt ihr das Leben nicht in euch", können wohl unmöglich eine andere Bedeutung haben, als daß es für jene kein Leben gebe, die sich von dem Einten und dem Andern trennen, da nicht das Essen und Trinken, sondern das Empfangen Jesu Christi das Leben giebt. Denn, — wie die Kirchenversammlung von Trient Sess. XXI. c. 1. lehrt —, ebenderselbe, welcher sagt: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben", sagt auch V. 51.: „wer von diesem Brot ißt, wird in Ewigkeit leben"; ferner: „das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich für das Leben der Welt geben werde", und V. 58 nochmals: „wer dieß Brot ißt, wird in Ewigkeit leben." So werden demnach von dem Erlöser selbst, auf's klarste und bestimmteste, den Gläubigen, welche ihn im Sakrament bloß unter Einer Gestalt empfangen, eben dieselben Vortheile zugesichert, wie unter beiden Gestalten. Keineswegs an das Essen und Trinken am heiligen Tische, oder an die Gestalten, welche seinen Leib und sein Blut verhüllen, bindet uns somit der Erlöser, sondern an seine eigene Substanz

(Weſenheit), welche uns darin zugleich mit der Gnade und dem Leben mitgetheilt wird.

Wäre der Kelch bei der Communion durchaus nothwendig, ſo konnte nicht der Apoſtel ſelbſt ſchreiben: „Wer immer dieſes Brot ißt, oder den Kelch des Herrn trinkt, ſolches aber unwürdig thut, verſündigt ſich am Leibe und Blut des Herrn.“ Bemerkenswerth iſt wohl auch die Verſchiedenheit des Pauliniſchen Ausdrucks in ſeiner Vorſchrift über den Genuß des heiligen Abendmahls. Vom Brote ſchreibt er nämlich geradezu: „dieß thut zu meinem Andenken“, und vom Wein: „ſo oft ihr trinket, ſo thut es zu meinem Andenken.“ Bedeutungslos kann dieſer Zuſatz nicht ſein. Wozu könnte dieſe abgeſönderte Wiederholung des Befehls Jeſu, an ihn zu denken, dienen, wenn nie eines ohne das andere geſchehen dürfte? Ueberdieß belehrt uns noch ſelbſt die Apoſtelgeſchichte in ſehr vielen Beweisſtellen, daß durch Entziehung des Kelches nichts Weſentliches vorenthalten, ſondern vielmehr unter der einfachen Brotgeſtalt die Gegenwart des Gottmenſchen vollſtändig und wahrhaft geglaubt ward, S. Act. II, 42. 46. XX, 7. XXVII, 35. u. a. m., wo nur des Brotbrechens gedacht wird. Wenn nun den Urchriſten das Brot genügte, warum ſollten nicht auch die jetztlebenden ſich damit zufrieden geben? (Daß der heil. Auguſtin — ſowie auch Chryſoſtomus, Hieronymus und andere große Kirchenlichter — den Text bei Luc. XXIV, 30–35. von der Euchariſtie verſtanden haben, bemerkt ſelbſt Marheineke in ſ. Syſt. des Katholiz. III. Th.)

Auf den oben angeführten hauptſächlichen Grund, daß nämlich des Erlöſers Gnade und ſein Segen keineswegs von den ſinnlichen Geſtalten, ſondern von dem eignen Weſen ſeines Fleiſches abhange, welches vermöge der ihm inwohnenden Göttlichkeit lebt und belebt, ſtützt ſich die Kirche bei Erklärung des Gebotes der Communion, indem ſie (Conc. Trid. XXI, 2.) ſagt: „Wir erhalten auch unter Einer Geſtalt die Heiligung, welche dieſes Sakrament mit ſich bringt.“ Die Kirche ſchränkte jedoch die Gläubigen nur auf Eine Geſtalt ein, keineswegs (wie man ſie beſchuldigen möchte) aus Geringſchätzung der andern, ſondern vielmehr aus wahrer Achtung, um den Entehrungen zu ſteuren, welche in den letzten Zeiten, theils aus Verwirrung der Menge, theils aus Nachläßigkeit begangen worden, ſowie auch aus Rückſicht auf die, für alle Gegenden und

alle Christen berechnete, wohlthätige Bestimmung des heiligen Mahls, da nämlich der Wein nicht überall vorhanden und nicht für alle Menschen genießbar wäre; übrigens behält sie sich dabei vor, die Communion unter beiden Gestalten herzustellen, sobald sie es für den Frieden und die Einigkeit der Gläubigen zuträglicher finden würde. Und so ward auch den unirten Griechen, als sie sich mit der römisch-katholischen Kirche vereinigten und die Communion unter beiden Gestalten beizubehalten wünschten, dießfalls unbedenklich entsprochen.

Befugt war doch wohl allerdings die Kirche, — keineswegs aber einzelne oder wenige Privatpersonen —, zu dieser Anordnung der Communion unter Einer Gestalt, so wie sie es früher war zu Verlegung des Sabbats auf den Sonntag, — zur Abstellung des Eintauchens bei der Taufe, — zur Taufe der Kinder, — zur Anordnung der Feier der Geburt und des Leidens Christi u. s. w. (Vergl. die Friedens- und Vereinigungs-Vorschläge zwischen Bossuet, Leibnitz und Molanus.) Schon Act. XV, 28. erklären die Apostel, daß es dem heiligen Geist und ihnen gefalle, besondre Anordnungen zu treffen. Auch zeigt Paulus I. Cor. XI deutlich an, daß forthin bei dem Sakrament der Eucharistie viele Dinge geordnet werden sollen, die nicht aufgeschrieben seien.

Vernehmen wir noch über diesen Gegenstand das Urtheil des großen Leibnitz. „Es ist nicht zu läugnen", sagt er in seinem System der Theol., „daß unter jeder der beiden Gestalten der ganze Christus empfangen werde; denn sein Fleisch ist nicht von seinem Blute getrennt. Der Gebrauch der Kirche seit so vielen Jahrhunderten zeigt, daß man von den ersten Zeiten her geglaubt habe, man könne wegen wichtiger Ursachen den Kelch beseitigen; und sogar Protestanten bekennen, daß, wenn jemand vor dem Wein einen Abscheu hätte, derselbe mit der Communion des Brotes sich begnügen könnte. Auch zweifle ich nicht, daß die Kirchenvorsteher in dergleichen Dingen verfügen können, und man ihnen lieber gehorchen müsse, als eine Trennung verursachen. Die Entscheidungsgewalt der Kirche dehnt sich in der That weit aus, sogar auf jene Dinge — doch unter gewissen Rücksichten —, welche positiven göttlichen Rechtes sind, wozu als Belege die Versetzung des Sabbats auf den Sonntag, der Canon der göttlichen Bücher, die Erlaubniß, vom Blut und dem Erstickten zu essen (zuwider Act. XV, 20.), die

Abstellung des Eintauchens beim Taufen, welche theils die Protestanten selbst bloß durch das Ansehen der Kirche, das sie in andren Stücken verwerfen, befolgen.“ (Auch des berühmten Bossuet ausführliche und gründliche Abhandlung „über die Communion unter beiden Gestalten“ verdient die sorgfältigste Prüfung.)

Selbst die Stifter der Reformation liefern merkwürdige Zeugnisse für unsre Behauptung. So z. B. schreibt Melanchton in seinen locis com.: „diejenigen sündigen keineswegs, welche die Freiheit wissen und glauben, und also in Einer oder beider Gestalt communiciren.“ Selbst Luther fällt das nämliche Urtheil im 2. Th. d. babil. Gefangenschaft: „Welche nur die Eine Gestalt gebrauchen, sündigen wider Christus nicht, weil Christus Eine Gestalt nicht geboten hat zu gebrauchen, sondern solches eines Jeden freiem Willen anheimgestellt, und gesagt hat: So oft ihr das thut, so thut es zu meiner Gedächtniß.“ An einer andern Stelle sagt er: „Es gefällt mir wohl, daß man festiglich glauben soll, Christus sei nicht Stückweise, sondern ganz und gänzlich unter einer jeden Gestalt des Sakraments; das glaube ich auch, und soll auch ein jeglicher hieran glauben.“ Und wieder: „Wiewohl man jetzt nicht beider Gestalt dem Volk immer giebt, wie vor Zeiten, ist auch nicht Noth; so genießt doch alle Tage die Priesterschaft solches für das Volk, und ist genug, daß zur Zeit eine Gestalt, so viel die christliche Kirche ordnet und giebt, man empfange.“ Freilich darf hierbei nicht übersehen werden, daß eben dieser hocherleuchtete Mann, zu einer andern Zeit — S. Opp. Luth. T. III. B. 338 — eine ganz entgegengesetzte Ansicht kund gab, indem er nämlich schrieb: „So sich der Fall ergäbe, daß ein Concilium die Communion unter beiderlei Gestalt zulasse, wollten wir alsdann erst, zur Verachtung des Concilii und seines Gebots, allein Einer oder gar keiner, mit nichten aber beider gebrauchen, und alle verfluchen, die aus Gewalt des Concilii und seines Befehls beiderlei Gestalten gebrauchen würden. Wir fahren fort beide wieder sie zu lehren und zu thun, um so mehr, weil wir wissen, daß es ihnen Wehe thut.“ Vergl. Bd. 1, Abth. 1, S. 97 u. ff.

Daher hatten auch wirklich Luther, Melanchton und Bucer noch lange die Communion unter Einer Gestalt bewilliget, und die Geschichte liefert Beispiele von mehrern Protestanten, welchen 15—20 Jahre nach Entstehung der Reformation das Abendmahl

unter Einer Gestalt gereicht ward. Hugo Grotius ist hierüber ein wichtiger Gewährsmann. Er bezeugt in s. annot. ad. Cass. ad art. XX, daß Luther, Melanchton und Bucer den Empfang des Abendmahls unter Einer Gestalt ganz unbedenklich gefunden haben, wie solches die Abstemier nur in Brotes- und einige Kranke nur in Weines-Gestalt zu nehmen pflegen, und doch die Eucharistie in ihrer vollständigen Wesenheit genießen. Auch dann noch, als Bodenstein, während Luthers Abwesenheit, mehrere Religions-Neuerungen in Wittenberg, worunter auch den Gebrauch des Kelches, eigenmächtig eingeführt hatte, sprach Luther davon, als von einer unerheblichen Sache.

Möge nun jeder Freund der Wahrheit urtheilen, welches Gewicht diesem Streite über das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten beizulegen sei; möge er urtheilen, ob wohl das christliche Alterthum und selbst das Eingeständniß der Reformationshäupter in diesem Punkt noch einen vernünftigen Zweifel übrig lassen, — und ob nicht Luthers eigene Worte klar genug beweisen, daß nur leidenschaftliche Widersetzlichkeit gegen die Verfügungen der katholischen Kirche und blinder Haß, diesen Streit erzeugt und genährt haben —!

Wer vermag es zu läugnen, daß sich das heil. Abendmahl gerade in der katholischen Kirche, in jener ehrfurchtgebietenden Höhe erhalten habe, welche es bei den Nichtkatholiken niemals ersteigen konnte, — ja daß es vielmehr bei den letztern zu einer, immer seltener werdenden Förmlichkeit herabsank, und auch herabsinken mußte, sobald das Dogma in seiner wahren, eigenthümlichen Bedeutung erschüttert und beinahe gänzlich aufgegeben ward. —

Könnte man hier nicht vielmehr den protestantischen Critikastern mit allem Grund und Recht den Vorwurf machen, daß sie die, in der heiligen Schrift so klar gegründete, Firmung, letzte Oelung u. s. w. (vergl. Act. VIII, 15. 18. Marc. VI, 13. Jac. V, 14. 15.) ohne allen Ersatz und Vergütung, schlechtweg verwarfen!? Sagte doch selbst Hugo Grotius: „Ich sehe nicht ein, warum man die heilige Oelung oder Salbung der Kranken, nach Jac. V, 14. 15., nicht beibehalten sollte, und wer befahl es wohl, sie aus dem Wege zu räumen? Vom Ursprung der Kirche bis zu unsrer Spaltung war sie aller Orten im Gebrauch. War sie ehedem nützlich, warum sollte sie es heute nicht mehr sein?“

Und der große Leibnitz sagt in s. Syst. der Theol.: „Für das Sakrament der Firmung steht, außer dem, was die heil. Schrift davon andeutet, die apostolische Ueberlieferung der ersten Kirche, wovon Cornelius, Bischof von Rom, bei Eusebius, Cyprian der Martyrer, das Concilium von Laodizäa, Basilius, Cyrill von Jerusalem und andere Väter mehr zeugen. Sie war ein, von der Taufe verschiednes, Sakrament; sie setzt dem, durch die Taufe begonnenen, Werke die Krone auf.“ „Auch die heilige Oelung“, sagt Leibnitz an einer andern Stelle, „hat die Schrift für sich; und wahrlich, noch immer hat sie für wohlbereitete Seelen jene fortwährende und niemals trügende Kraft der Heiligung, welche der Apostel Jacobus ihr beilegt, wo er den Gebrauch dieses Sakraments anzieht, und welche er in den Sündennachlaß und die Befestigung im Glauben und in der Tugend setzt. Diese ist aber niemals nothwendiger, als in der Gefahr des Lebens und den Schrecknissen des Todes.“ Andre angesehene, protestantische Schriftsteller der neueren Zeit haben sich hierüber entschieden in gleichem Sinne ausgesprochen. So sagt z. B. Marheineke in seinem „System des Katholizismus in s. symbol. Entwickl.“: „Den wahrhaft alten, christlichen und geistvollen Gebrauch der Handauflegung — Firmung — hatten die Apostel gewiß nicht ohne Geheiß eingeführt.“ Die Regensburger Theologen sagen, in actis Ratisbon.: „Durch das Symbol des Chrisma wird die innere und unsichtbare Salbung des heiligen Geistes, denen die den Glauben an Christum durch die Taufe bekannt haben, angedeutet. Die Auflegung der Hände schreibt sich von den Aposteln her. Ohne Zweifel hinterließ uns der heil. Jakob nicht in seinem eigenen Namen, sondern als ein Diener Christi, eine solche Vorschrift. Man soll, sagt er, wenn jemand krank wird, die Priester der Kirche rufen, daß sie über ihn beten, salbend ihn mit Oel, in dem Namen des Herrn; das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten, und wenn er in Sünden ist, wird ihm vergeben werden.“ Sehr bündig bemerkt auch die Berliner Evang. Kirch.-Zeitung von 1827: „Freilich hat sich die neuere Exegese über solche Stellen, wie Jac. V, 14. 15., leicht hinweggeholfen, indem sie erklärte, dieß sei nur für die damaligen Zeiten geschrieben, und jetzt sei davon keine Anwendung mehr zulässig. Wer weiß es nicht, wie diese moderne Auslegungsweise das Christenthum beschnitten und

verstümmelt hat, und wie fast jeder, außer dem schon Weggeräumten, noch mehreres wegzuräumen fand? Und wo ist da die Gränze? Wie ist da der Willkühr vorzubeugen, die alles, was ihr nicht gefällt, in das Gebiet des Temporellen verweist? Sei es, daß unser Herr und Meister uns etwas unmittelbar oder durch seine Apostel befohlen habe, dieß letztere muß denen, welche an ihn wahrhaft glauben, eben so gültig sein."

Denjenigen unsrer protestantischen Brüder aber, welche so gerne sich und andre immer bereden möchten, daß die katholische Kirche in neueren Zeiten Sakramente und Dogmen erfunden habe, welche den ersten christlichen Jahrhunderten fremd gewesen seien, bringen wir die geschichtliche Thatsache in Erinnerung, daß die Nestorianer, welche sich im Jahr 431, und die Eutychianer, welche sich im Jahr 451 von der Gemeinschaft der Kirche losgerissen hatten, daß — sagen wir — diese rivalisirenden Secten noch heutzutage in zahlreichen Gemeinden im ganzen Orient fortbestehen, und daß sie sowohl, als die Griechen, Armenier u. s. w. die letzte Oelung, als eines der sieben Sakramente, im Glauben und in der Praxis bewahren. — Was könnte doch wohl die katholische Kirche gegen die Beschuldigung des Betrugs oder der Neuerung in dem bezeichneten Falle vollkommner rechtfertigen, als diese unbestreitbare Thatsache?!

Und warum hoben die Reformatoren des XVI. Jahrhunderts, die so schöne als sinnvolle Ceremonie des Fußwaschens auf, welche doch von dem Stifter des Christenthums aufs förmlichste war eingesetzt worden? — Auf welche Authorität hin handeln hier die Protestanten gegen die so ausdrückliche Anordnung der heiligen Schrift? Durchaus auf gar keine andre, als diejenige des ungeschriebnen Worts, der Ueberlieferung (Tradition) der katholischen Kirche. Hier verlassen die Protestanten ihr Prinzip, — die bloße Schrift — gänzlich, und folgen dem katholischen: der durch die Tradition erklärten Schrift. — Wenn ein vernünftiger Heide, der das Neue Testament aufmerksam durchlas, gefragt würde, welches der darin enthaltenen Gebote am deutlichsten und strengsten vorgeschrieben sei? so würde er ohne Zweifel antworten: das Fußwaschen. Um sich hievon zu überzeugen, lese man die ersten siebzehn Verse bei Joh. XIII. Man bemerke, welcher Beweggrund für die erzählte, feierliche Handlung Christi

angegeben wird, nämlich: „die Liebe zu seinen Jüngern"; dann die Zeit, wann er jene Handlung vorgenommen, nämlich: als die Zeit für ihn gekommen war, aus dieser Welt zu gehen; ferner die Wichtigkeit, welche er derselben beilegt, indem er zu Petrus sagt: „werde ich dich nicht waschen, so wirst du keinen Theil an mir haben"; endlich sein Gebot, beim Schlusse der feierlichen Handlung: „Wenn ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollet auch ihr euch unter einander die Füße waschen." Nun fragen wir: unter welchem Vorwande können diejenigen, welche die Schrift allein zur Norm und Regel ihrer Religion zu machen behaupten, diese Anordnung und Vorschrift so gänzlich außer Acht lassen? Wäre diese Ceremonie noch in der Kirche beobachtet worden, als Luther und die andren Häupter der Reformation zu dogmatisiren begannen, so würden sie dieselbe ohne allen Zweifel beibehalten haben; da sie aber von der Kirche waren gelehrt worden, daß die Worte Jesu, bis ins apostolische Zeitalter hinauf, nie als ein, im buchstäblichem Sinne zu nehmender, Befehl seien angesehen worden, sondern nur bildlich verstanden wurden, so beruhigten sie sich bei dieser Entscheidung, welche doch mit dem deutlichen Ausdruck der Schrift im Widerspruch zu stehen schien.

* * *

Noch bleibt uns ein andrer, der katholischen Kirche bereits zur Reformationszeit gemachter, harter Vorwurf zu erörtern übrig, welcher ebenfalls nur auf Unkenntniß oder Bosheit beruhen kann. Schon Zwingli hieß nämlich die Messe „eine Simonische Geldfresserei." Am zweiten Tage der Disputation vom J. 1523 sagt er: „die Pfaffen verkaufen Gott um zeitliches Gut; dieß Gottmetzgen und Verkaufen ist ein großer Gräuel." (Noch zarter drückt sich Luther hierüber aus: „Das Sakrament will der Herr gegeben haben, zu stärken die armen Gewissen durch den Glauben. Nein, sagt der Pabsteſel; man solls opfern für die Todten und Lebendigen, verkaufen, eine Handthierung und Jahrmarkt daraus machen, daß wir den Bauch damit weiden und aller Welt Güter fressen.") Wir erwiedern hierauf ganz einfach, daß vielmehr solch eine Sprache ein wahrer Gräuel an sich, und die derbste Lüge ist, deren sich ein Mensch kann schuldig machen. Wo hat je ein

Mensch, der dem Meßpriester ein Scherflein darreicht, auch nur von ferne daran gedacht, daß er für sich damit den Gott kaufen wolle, der da geopfert wird? Gewiß der verworfenste Meßpfaffe glaubte nicht daran, daß die Messe bezahlt werde, sondern das Meßstipendium wird als eine Oblation — Geschenk —, als ein kleiner Beitrag zum Unterhalt des Altardieners betrachtet. (Und verrichtet etwa der protestantische Geistliche die Taufe, Confirmation, Copulation Leichengebet u. s. w. auch umsonst?) Bewährt nicht vielmehr die katholische Kirche, auch in diesem Punkt, ihren Abscheu gegen jedes Simonische Gewerb durch ihre, über solche Vergehungen ausgesprochnen Bannflüche? Mißbräuche, gegen welche oft selbst das Heiligste sich nicht zu schützen vermag, entschuldigen oder rechtfertigen zu wollen, ist noch niemanden in den Sinn gekommen. Zudem ist bekannt, daß von katholischer Seite an gänzlicher Abschaffung des Meßgeldes gearbeitet wird, wie von protestantischer an Abschaffung des — bei den Katholiken unbekannten — Beichtgeldes. Und wenn auch etwa einzelne Gerichtspersonen sich da oder dort einer Geldprellerei schuldig machten, ward auch der hohe Gerichtshof selbst — oder gar alle Gerichtshöfe — der Ungerechtigkeit deßwegen beschuldigt, weil irgendwo ein einzelner Beamter sich bestechen ließ?

Wer übrigens nicht ganz und gar in der Kirchengeschichte unbewandert ist, wird nicht in Abrede stellen, daß der Ursprung der Meßstiftungen, Meßstipendien u. s. w. in die ersten Zeiten des Christenthums hinaufreicht. (Sogar die Geschichte der Maccab. II, 12. 13. schon liefert uns hievon ein auffallendes Beispiel.) Was die Meßstipendien insbesondere betrifft, so wissen wir aus Cyprian lib. de oper. et eleem. Augustin serm. 215 de temp. Joh. Chrysostomus hom. 50 in Math., sowie aus den Conciliarbeschlüssen von Macon im Jahr 585 und Mainz im Jahr 813, daß solche auf den ältesten Gebräuchen beruhten, indem anfänglich Brot und Wein, als die Materien des Meßopfers dargebracht wurden (Oblationes), wovon das Offertorium (Opferung) bei der Messe, und selbst der Name Oblat seinen Ursprung hat. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums bestunden die Opfergaben nicht selten, außer Brot und Wein, auch aus Geld und andern Geschenken; nur wurde damals, weil die Geistlichen zusammen lebten, das Geldopfer in ein Kästchen gelegt, während es jetzt, wo das gemein-

schaftliche Leben aufgehört hat, den Priestern einzeln zufließt. Daß aber das Geldopfer schon zu jener Zeit in der nämlichen Absicht, wie dermal das Meßstipendium, den Priestern dargereicht ward, liegt in der Natur der damaligen Verhältnisse. Denn wie hätten wohl die Priester bloß vom Brote, oder vom Weine und andern Naturalopfern sich alle, zu ihrem eigenen, zu der Kirche und der Armen Unterhalte nöthigen Bedürfnisse haben herbeischaffen und bestreiten können? Im Grunde sind alle diese Opfer, bestehen sie nun in was sie wollen, nichts anders als fromme Geschenke der Gläubigen, zum bessern Unterhalte der Altardiener. Ein kirchlicher Beschluß des IV. Concils im Lateran sagt: „Die Gläubigen sollen dennoch, obschon die heiligen Sakramente nach dem Geiste des Christenthums unentgeldlich ausgespendet werden müßen, angehalten werden, dasjenige für dergleichen geistliche Verrichtungen zu leisten, was durch Gewohnheit bereits hergebracht ist“ (c. 42. X. de Sim.); eine Verordnung, welche sich auf die Pflicht der Gläubigen, für die Bedürfnisse der Kirche und des dabei angestellten Clerus zu sorgen, gründet. (Vergl. 1. Cor. IX, 11. 13. 14.) Wer über diesen Gegenstand noch gründlichere Belehrung verlangt, den verweisen wir auf die mehrerwähnte Lit. Sacra. II. 291. 348. 384. 470.

* * *

Wir können diese gedrängte Darstellung der urchristlichen Lehre von der Eucharistie nicht schließen, ohne die Urtheile einiger neuerer Schriftsteller, über den beharrlichen Skepticismus der Protestanten, in Betreff dieses Lehrsatzes, noch anzuführen.

„Ob es gleich“ — sagt einer derselben — „in unsern Zeiten Modephilosophie geworden ist, alles in Zweifel zu ziehen oder zu läugnen, was man nicht *begreift*, so wird doch dieser Unglaube jeden Augenblick des Lebens beschämt, indem wir ja auch die *Kräfte der Natur* durchaus nicht *begreifen* können, sondern nur Erscheinungen wahrnehmen. Erfahrt nun jene Philosophie so oft diese Beschämung bei Dingen, welche im Kreise *alltäglicher Wahrnehmungen* liegen, wie darf sie dann *außer* diesem Kreise so keck zu entscheiden sich anmaßen? entscheiden, — ohne auch nur Einen *Grund* dagegen anführen zu können, den sie gefunden hätte?! — Der bloße *Zweifel* beweist doch wahrlich noch keinen *Scharfsinn*, wenn er nicht auf *vernünftigen Ursachen*

beruht. Sich hinreißen lassen vom Geist der Zeit, beweist keine Stärke des Geistes, — noch ist man deßwegen freimüthig, weil man den Wortführern und Tongebern des Zeitalters mechanisch nachspricht, was man selbst weder geprüft hat, noch prüfen konnte."

Ein andrer schreibt: „Weit gefehlt, daß die Entdeckungen durch Wissenschaft und Philosophie, das Geheimniß der Natur und ihres Urhebers offenbaren; es wird vielmehr desto dichter verhüllt. Der Magnetismus ist ein Beweis davon. Welch unläugbare Wunder! Und doch soll alles natürlich zugehen!? Was heißen denn diese Philosophen „natürlich"? Wer kann nun noch so vermessen sein, prophetische Visionen, Ahnungen u. s. w. wegzuläugnen? Manches, was hievon erzählt wird, mag auf Irrthum und Aberglauben beruhen. Aber die Möglichkeit zu bestreiten, und Alles was unser äußrer, und vorzüglich unser innrer Sinn an unerklärbaren Phänomenen darbietet, eben deßwegen zu verwerfen, weil ihre Möglichkeit unerklärbar ist, das ist eine höchst strafbare Vermessenheit der Vernunft, die gar nicht geeignet ist, Unbegreifliches zu begreifen."

Hier schließen unsere Erörterungen über die geheimnißvolle, göttliche Anstalt der Eucharistie. Einst werden wir im Licht erkennen, was wir hienieden nur dunkel sahen! Des Welterlösers eigenste Worte seien und bleiben unser Leitstern! All' diese scheinbaren Widersprüche, welche uns hier verwirren, werden in dem Augenblicke schwinden, wo wir die Gegenstände in himmlischer Klarheit schauen. Erwarten wir sehnsuchtsvoll diesen hehren Augenblick! Bald wird er kommen, — bald für uns Alle; denn auch der längste Lebensraum, ist immer nur ein kurzer Traum! —

Wir sind bereits zum Ziele unserer Arbeit vorgerückt, und verweilen jetzt noch in Kürze bei einer gedrängten

Uebersicht

der zurückgelegten Bahn, indem wir uns die Frage gewissenhaft beantworten: Welches sind nun eigentlich die Verdienste der, von

vielen unsrer protestantischen Glaubensbrüder so hoch gepriesenen, Kirchentrennung des sechszehnten Jahrhunderts?

Wie der Baum, so die Frucht; wie die Saat, so die Ernte.

Das Werk selbst entsprach ganz den Eigenschaften seiner Urheber, worüber wir aus den zuverläßigsten, — obschon bisher uns größtentheils vorenthaltenen —, Quellen, gründliche Belehrung schöpften.

Um sich von der ganzen Persönlichkeit dieser Männer einen richtigen Begriff zu bilden, darf man nur ihre selbsteigenen Schilderungen und Zeugnisse, — wodurch sie wechselseitig ihre Namen der Unsterblichkeit überlieferten —, zum Grunde legen. Die Offenheit, mit welcher sie ihr Thun und Treiben der Welt enthüllten, giebt sie uns als feindselige, unwürdige Diener der Kirche zu erkennen; sei es nun, daß sie in jenen Schilderungen sich volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, oder daß sie sich gegenseitig ververläumdeten. Mag uns auch immerhin ihr Charakter bisher in noch so günstigem Licht dargestellt worden sein; mögen wir sie auch bisher für Wesen höherer Art, für fromme, erleuchtete Glaubenshelden, und tugendhafte Vorbilder gehalten, und uns mit Stolz ihre Schüler genannt haben; — zerflossen ist nun dieser Nimbus, — die Täuschung ist verschwunden, unsre Verblendung gehoben; sie selbst haben, durch ihre eigenen, unumwundenen Geständnisse, — welchen wir folglich unsern Glauben nicht versagen können —, uns über den bisherigen Irrthum die Augen geöffnet!

In jenen Urhebern der Glaubenstrennung sahen wir, theils Mönche und Priester von untergeordnetem Rang, theils einfache Gläubige und Laien, welche demnach auf die unbefugteste Weise das Richteramt und die höchste Gewalt in den wichtigsten Glaubens-Angelegenheiten sich anmaßten, und in den Zustand offenen Aufruhrs gegen eine Authorität zu treten wagten, deren Gesetzmäßigkeit schon seit den ersten Zeiten des Christenthums ununterbrochen, bei jeder eingerissenen Spaltung, war anerkannt worden.

Auch suchten wir vergeblich bei jenen Männern, welche die, vom Erlöser als göttlich vollkommen geoffenbarte Religion, — dieß höchste Heiligthum der Menschheit —, von Mißbräuchen zu reinigen sich berufen wähnten, die, zu einer solchen Unterneh-

mung durchaus unerläßlichen Eigenschaften; ruhige, klare, feste Besonnenheit, Sanftmuth, Reinheit der Sitten, Demuth und Bescheidenheit, gewissenhafte Menschenliebe, Duldsamkeit, apostolische Erleuchtung, feierlichen Ernst, gediegene Kenntniß des christlichen Alterthums; statt dessen fanden wir nur: Wankelmuth und widersprechende, stets wechselnde Meinungen, heftige, leidenschaftliche Gemüthsart, unbegränzten Ehrgeiz, anstößiges, unsittliches Betragen, den feindseligsten Verfolgungsgeist, Selbstsucht, Rabulisterei, die rohesten Ausbrüche von Uneinigkeit, leichtfertiger Lästerung in Glaubenssachen, Hader und Schmähsucht, Oberflächlichkeit und Einseitigkeit in wissenschaftlichen Kenntnissen. — ! — !

Wohl mag diese Schilderung jener Koryphäen der Reformation, dem verwöhnten Ohr unsrer protestantischen Glaubensbrüder hart klingen, aber sie ist leider nur allzugegründet. Nicht nur haben wir, durch unverwerfliche Zeugnisse ihrer Zeitgenossen, die prunkvollen Huldigungen neuerer Schriftsteller neutralisirt und ausgeglichen, sondern sogar, durch ihre ungeschminkten Selbstgeständnisse und die Stimmen ihrer eigenen Anhänger und Nachfolger diese Lobhudeleien gänzlich widerlegt und entkräftet. Wen aber gelüsten sollte, ihre heftige, rohe Gemüthsart und ungezähmte Lästerungssucht auf Rechnung ihres Zeitalters, statt ihrer Persönlichkeit, zu schreiben, den würden wir durch Hinweisung auf den gelassenen Melanchton, den sanftmüthigen, friedlichen Erasmus, den versöhnlichen Pirkheimer u. a. m. Lügen strafen. Wie weit entfernt von solch ruchloser, pöbelhafter, leidenschaftlicher Sprache sind die, so zahlreichen, polemischen Schriften dieser ausgezeichnet gelehrten Zeitgenossen der Reformation! — Uebrigens stehen wir auch bereit, jeder Zweifelsucht mit verstärkten Beweisgründen und rücksichtsloser Wahrheitsliebe entgegenzutreten, oder ernsterem Angriffe, nach Gebühr, mit angemessenen Waffen, die Stirne zu bieten.

Und welche Früchte keimten dann aus solcher Saat?

Anfänglich bestritten die Schismatiker nur Mißbräuche und vermeinte Neuerungen in der Kirche, indem sie die Herstellung der ursprünglichen Glaubensreinheit, wie solche in den ersten Jahrhunderten — dem von ihnen selbst so geheißenen „goldenen Zeitalter“ — des Christenthums geherrscht hatte, vorschützten. Zu-

gleich verwarfen sie alle Authorität der Kirche; ja sie legten ihr vielmehr alle verderblichen Mißbräuche oder Zusätze zur Last.

Als einzige Glaubensregel galt ihnen die heilige Schrift, indem sie fälschlich behaupteten, daß auch die ursprüngliche Kirche sich ausschließlich an sie gehalten habe, und daß alle, nicht in der Schrift enthaltenen Glaubenslehren, lediglich in spätern Zeiten seien eingeschaltet worden. Während sie aber die heilige Schrift als allgemein verständliche Regel, als untrüglichen Wegweiser erklärten, konnten sie doch unter sich selbst je länger je weniger einig werden, und verwickelten sich nur immer mehr in Labyrinthe und Widersprüche.

Der Tradition schienen sie wohl bisweilen Recht angedeihen zu lassen, bald aber machten sie ihr dasselbe wieder streitig; und doch huldigte schon das ganze christliche Alterthum den überlieferten wie den geschriebenen Wahrheiten, als einer gedoppelten Hinterlage der Offenbarung.

Die Auslegung der heiligen Schrift nahmen sie als Vorrecht ihrer trügerischen Vernunft in Anspruch, als hätte nicht das ganze christliche Alterthum diesem Prinzip aller Streitsucht und Verwirrung, den Ausspruch der allgemeinen Kirche entgegengestellt, welchem jede eigenmächtige Privatmeinung sich unterwerfen mußte, und immer unterworfen hatte.

Sie zerstörten alle Bande der Einheit, ja die Trennung erschien ihnen sogar als Pflicht; und doch lehrte uns Christus selbst und seine Apostel, sowie das einstimmige Zeugniß der ältesten Kirchenväter, daß Einheit das erste aller evangelischen Gesetze, der Hauptzweck aller göttlichen Offenbarung, — Spaltung hingegen das unverzeihlichste aller Verbrechen sei.

Statt uns, — ihrer lockenden, prahlerischen Verheißung gemäß, — in den Schooß der ursprünglichen Kirche zurückzuführen, die Glaubensreinheit jenes goldenen, apostolischen Zeitalters herzustellen, und so ihr neues Gebäude auf der Grundfeste des alten zu errichten, haben sie vielmehr manche der wesentlichsten Lehrsätze abgeschafft, welche schon in der grauen Vorzeit des Urchristenthums, mit Ehrfurcht und gläubigem Vertrauen waren festgehalten worden.

Das Kreuz des Erlösers verbannten sie von den Altären und dem häuslichen Herde, und untersagten dem Christen jede Bezeich-

nung mit demſelben; als hätte nicht das chriſtliche Alterthum dieß ehrwürdige Siegeszeichen bei jeder Handlung des öffentlichen und häuslichen Gottesdienſtes in freudige, vertrauensvolle Anwendung gebracht; — als wäre nicht dieß Kreuz überall und immer, als Inbegriff des ganzen Glaubensbekenntniſſes, als ſchönſte Zierde und höchſter Ruhm, als wirkſamſtes Schutzmittel in Anfechtungen, Drangſalen, ja ſelbſt im Martertod, verehrt und heilig gehalten worden; — als hätte nicht dieß Kreuz, durch welches die Welt erlöſet ward und durch welches ſie auch wird gerichtet werden, ſchon auf der Krone des erſten chriſtlichen Kaiſers, und am Kriegspanier (dem Labarum) der römiſchen Heerſchaaren geprangt.

Sie ſpotteten der Bilderverehrung, als eines Greuels der Abgötterei, als eines Ueberbleibſels des Heidenthums; und doch iſt uns nun die hiſtoriſche Gewißheit zu Theil geworden, daß ſchon die Urchriſten ſie, als Erinnerungsmittel an die unſterblichen Verdienſte der Apoſtel und Blutzeugen, in hohen Ehren hielten, daß dieſe Verehrung immer nur den, durch das Bild vorgeſtellten Perſonen galt, und die Nachahmung ihrer Tugenden bezweckte, — daß weder Chriſten, noch ſelbſt Heiden, je ſo ganz unwiſſend waren, um dem Bilde ſelbſt irgend welche eigenthümliche Kraft zuzuſchreiben, — daß dieſe vernunftmäßige Sitte ſchon im apoſtoliſchen Zeitalter, ja ſogar im graueſten Alterthum, gegründet war, — wie auch jetzt noch immer das Andenken geliebter, verdienſtvoller Geſtorbener, durch ihre Abbildungen auf die dankbaren Nachkommen fortgepflanzt wird.

Auch die fromme Ehrerbietung gegen die Reliquien ward von ihnen als plumper Aberglaube, als ſinnloſe Abgötterei geläſtert; ſie vergaßen alſo, oder wußten nicht, daß ſchon die Gläubigen des Urchriſtenthums den irdiſchen Ueberreſten der Blutzeugen des Evangeliums Altäre errichteten, und mit tiefer Ehrfurcht ihr Andenken feierten, ohne je ihren Gebeinen ſelbſt, oder ihrer Aſche, — dieſen ſicherſten Beweiſen ihrer bloß menſchlichen Gebrechlichkeit —, irgend eine Wunderkraft beizumeſſen.

Die trauliche Anrufung der Heiligen verhöhnten ſie als heidniſchen Götzendienſt; und doch haben wir geſehen, daß der verſtändige, katholiſche Chriſt, — von der ihm angedichteten Vorſtellungsart weit entfernt —, die Erhörung ſeiner Anliegen, nur Gott, dem Herrn des Geiſterreichs im Himmel und auf Erde,

gläubig anheimstellt, — daß die Heiligen schon von den größten Männern jenes goldenen Zeitalters um ihre hülfreiche Fürbitte angerufen wurden, — daß fromme Fürbitten den Gläubigen hienieden, von den Aposteln selbst, als eine Gott wohlgefällige Handlung, aufs dringendste waren empfohlen worden, — und daß den Seligen im Himmel die Theilnahme an den Schicksalen der treuen Streiter auf Erde, von der heiligen Schrift selbst zugesprochen wird.

Das Gebet für die Verstorbenen ward von ihnen als nutzlos, und die Lehre vom Reinigungsort als Hirngespinst — als eine grobsinnliche Erdichtung — verworfen; und doch haben wir durch geschichtliche Beweise volle Gewißheit erlangt, daß die Liturgien aller christlichen Kirchen des Alterthums, die eifrigsten Gebete für die Abgeschiedenen enthielten, deren Ursprung bis zum apostolischen Unterricht hinaufreicht, — daß schon die ältesten Kirchenlehrer eines Mittelzustandes zwischen Zeit und Ewigkeit erwähnen, wo die abgeschiedenen Seelen von ihren Unvollkommenheiten noch gereinigt werden können, einer Anstalt, welche Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit eben so sehr, wie seiner Güte und Erbarmung als angemessen erscheint; wir haben uns überzeugt, daß aus jener menschenfreundlichen Lehre von Gemeinschaft der Heiligen, sich auf einen wohlthätigen Einfluß der Glieder Eines Leibs, — dessen Haupt Christus ist —, mit Zuversicht schließen lasse, und daß somit die Reformatoren, durch Abschaffung des Gebets für die Verstorbenen und der Anrufung der Heiligen, beide Welten trennten, in welchen doch Ein Gott waltet, wodurch dann das zarte, fromme Einverständniß zwischen der triumphirenden Kirche im Himmel und der streitenden Kirche auf Erde lieblos aufgehoben ward.

Die Beicht ward von ihnen als schale Erfindung der päpstlichen Hierarchie, als Popanz zur Beängstigung der Gewissen, abgeschafft; und doch wissen wir, daß schon die ältesten Kirchenlehrer auf der genauesten Sündenbeicht an den Priester, als nothwendigem Erforderniß bestunden, um von Gott Vergebung zu erlangen; — und doch fanden wir die Beichtanstalt in der Vernunft, — dem Worte Gottes — und in den Gebräuchen der ersten christlichen Jahrhunderte, tief gegründet; wir überzeugten uns von ihren mannigfaltigen, segenreichen Wirkungen,

und sahen, wie sehr ihre übereilte Abschaffung schon bald nach der Kirchentrennung, auch von vielen gemäßigten Reformatoren beklagt und bereut wurde, ja daß selbst Freigeister der neuern Zeit, — wie Voltaire und Rousseau —, ihr kräftigst das Wort sprachen.

Aufs heftigste lästerten sie den Ablaß, indem sie von den Mißbräuchen auf die Sache selbst schlossen, und seinen Ursprung bloß niedriger Gewinnsucht zuschrieben; während wir doch diese Lehre in der heiligen Schrift selbst und in dem Unterricht der ältesten Kirchenväter fest gegründet, auch schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums ununterbrochen in Anwendung gebracht fanden.

Die Bußwerke verwarfen sie, als entbehrlich geworden durch des Welterlösers allumfassende Genugthuung; und doch belehrt uns die Geschichte, daß die reumüthigen Sünder, schon in den ältesten Zeiten des Christenthums, zu den strengen Bußübungen, und dadurch zur Genugthuung für ihre begangenen Fehltritte, verpflichtet wurden.

In Betreff der Abendmahllehre spalteten sich die Häresiarchen selbst wieder in abweichende Meinungen, so zwar, daß Luther die wesentliche Gegenwart beibehielt, Calvin und Zwingli hingegen auf der figürlichen Bedeutung beharrten, folglich die Substanzverwandlung, Altar, Opfer und Anbetung gänzlich verwarfen; und doch wird durch die gewissenhafteste Prüfung aller kirchlichen Urkunden des christlichen Alterthums, ganz außer Zweifel gesetzt, daß die wahrhafte, wesentliche Gegenwart Christi im Altarssakrament, mittelst Verwandlung der Substanz, theils beim Unterricht der Täuflinge im Urchristenthum, theils in allen Liturgien des Morgen- und Abendlandes ganz klar und unzweideutig war ausgesprochen und gelehrt worden, — und daß auch jener Verschwiegenheits- oder Geheimhaltungs-Disciplin, welche in den ersten vier Jahrhunderten streng beobachtet ward, durchaus nur das Mysterium der wirklichen Gegenwart zum Grunde liegen konnte.

Es bedurfte daher wahrlich des höchsten Grades von Starrsinn oder Verblendung, um die Behauptung zu wagen, daß jenes Geheimniß, welches von dem christlichen Alterthum mit dem dichtesten Schleier bedeckt ward, — dessen bloße Ankündigung schon die Jünger des Erlösers so tief erschütterte, ein Geheimniß, vor welchem

schon die Zweifler der ersten Jahrhunderte des Christenthums zurückbebten, — welches die Heiden, in dunkler Ahnung seiner eigentlichen Beschaffenheit, als eine grausame Mordmahlzeit sich vorstellten, — und welches die Urchristen mit Gefahr und Aufopferung ihres Lebens heilig in sich verschlossen, — jene feierliche, geheimnißvolle Handlung, deren unwürdige Begehung von dem großen Weltapostel mit schrecklichen Strafen bedroht, ja deren frevelhafte Ausübung mit zeitlichen Unfällen und dem Tode bestraft ward (1. Cor. XI, 30.) daß — sagen wir — dieser erhabene Gegenstand der strengsten Geheimhaltung, der tiefsten Ehrfurcht, des Erstaunens und Schreckens, der Anbetung und höchsten Bewunderung, nichts mehr und nichts weniger als ein figürlicher und sinnbildlicher Genuß gemeinen Brots und Weins, zur Erinnerung an den abwesenden Erlöser sei.

Uebrigens ersehen wir aus der Geschichte der früheren Häresien, daß die deutschen und schweizerischen Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts eigentlich nur jene alten Irrlehren der Doketen und Pelagianer, dann des Berengar, Petrus de Bruys, der spätern Waldus, Wiklef, Huß und andrer Secten wieder ins Leben riefen, deren Systeme auch bisweilen mehrere Jahrhunderte hindurch von der spekulativen Menschenvernunft auf's hartnäckigste waren angegriffen und vertheidigt worden. — Wer ist in der Geschichte des Urchristenthums auch nur einigermaßen bewandert, und erblickt nicht schon in dem Unholden Simon Magus — jenem berüchtigten Haupte der Gnostiker — auch den großen Stammvater der Calvinisten, und in den Sceptikern von Capharnaum, wo zuerst der Protestantismus gegen die lebendigen Worte des Weltheilandes sich auflehnte, die würdigen Musterbilder unsrer Hausschein, Buzer und Zwingli?! —

Die Reformation hat folglich, nicht nur die Reinheit des urchristlichen Glaubens keineswegs hergestellt, sondern vielmehr sich von demselben weiter entfernt, und in allen, von ihr angetasteten Punkten sich, — gleich den Häresien früherer Zeitalter —, mit dem christlichen Alterthum in schroffen Widerspruch gesetzt.

Diese Wahrheit haben einige der gelehrtesten Männer der Reformation selbst gefühlt, und Middleton (der berühmte Oberbibliothekar in Cambridge, und Doktor der Theologie) fand alle,

von der Reformation verworfenen Artikel, so klar schon in dem goldenen Zeitalter des Christenthums vorhanden, daß ihm — zu Behauptung seines Systems — kein anderes Auskunftsmittel übrig blieb, als geradezu alle Urkunden der Väter zu zernichten, und ihre authentischen Zeugnisse schlechtweg unberücksichtiget zu lassen.

Aber wie sollen wir dann das Verfahren jener Schismatiker uns erklären? worin haben wir die Quelle ihrer Mißgriffe und Irrthümer zu suchen? Außer den persönlichen Motiven der Selbstsucht und des Ehrgeizes, — worüber ihre eigenen Schilderungen uns jeden Zweifel benehmen —, doch wohl hauptsächlich in dem Zustand von Unwissenheit, worin man damals noch allgemein, in Hinsicht auf das kirchliche Alterthum, befangen war. Da sich die Erfindung der Buchdruckerkunst erst von der Mitte des XV. Jahrhunderts herschreibt, so war begreiflicher Weise, beim Beginn der Religionsspaltung, der größere Theil der Liturgien und Werke der Kirchenväter noch nicht zu Tage gefördert. Vereinzelte Bücherſammlungen enthielten nur hin und wieder unvollständige und unleserliche Handschriften. Die so lehrreichen und werthvollen, morgenländischen Liturgien wurden erst im XVII. Jahrhundert bekannt, daher es den Reformatoren unmöglich war, sich gründliche Kenntnisse über das christliche Alterthum zu verschaffen. Wohl haben sie, mit verdienstlichem Eifer, das damals sehr vernachlässigte Studium der griechischen und hebräischen Sprache betrieben, und viele Uebersetzungen des N. und A. Testaments zum Druck befördert (über deren gegenseitige Beurtheilung wir freilich nichts Erbauliches zu melden im Fall gewesen sind); allein es ist auch eben so geschichtlich erwiesen, daß Calvin, Luther, — welche beide sich vorher der Rechtskunde gewidmet hatten —, und Zwingli, schon in ihrem dreißigsten Altersjahr die ersten Streitschriften herausgaben, und wegen jenes Phantoms von Urprotestantismus sich herumbalgten, bevor sie noch mit der Theologie selbst sich gründlich vertraut gemacht hatten.

Im Verfolg wurden dann nach und nach die Schriften der Väter und übrigen kirchengeschichtlichen Urkunden durch den Druck bekannt. Der rühmlichste Wetteifer beseelte die Lehrer der verschiedenen Confessionen in Benutzung derselben. Gehaltvolle

oll ein Zeitalter, welchem alle Quellen der Kenntniſſe offen zu Gebote ſtehen, blindlings dem Gängelband desjenigen folgen, welchem ſie noch verborgen geblieben waren? Dürfen und ſollen wir denjenigen mit unbedingtem Vertrauen uns hingeben, welche einzig die heilige Schrift — nach ihrem Privatſinn ausgelegt — als Glaubensregel anerkennen, da doch ebendieſelbe Schrift uns ganz ausdrücklich auch den Glauben an das ungeſchriebene, überlieferte Gotteswort zur Pflicht macht? — denjenigen, welche die alterthümliche Lehre in Bezug auf Ablaß, Beicht, Faſten, Kreuzzeichen, Heiligenverehrung u. ſ. w. als Hirngeſpinſte verwerfen, da doch all' dieſe Punkte von dem apoſtoliſchen Unterricht herſtammen, und mit den urſprünglichen Uebungen der Mutterkirche, wie mit dem göttlichen Wort, übereinſtimmen? — denjenigen endlich, welche zum Abfall von der Transſubſtantiationslehre nur durch falſche, willkührliche Wortauslegung, ſowie durch Unkenntniß der Liturgien, der apoſtoliſchen Einrichtungen und der Alterthumsgeſchichte waren verleitet worden? — ?

Warum ſollten wir uns nicht vielmehr der ſo natürlichen, vernunftmäßigen, zuverſichtlichen Vorausſetzung überlaſſen, daß jene Verblendeten, wenn ſie alle Urkunden und Hülfsmittel vor Augen gehabt hätten, welche uns zu Theil geworden ſind, — und wozu ihre Verirrungen ſelbſt auch den Anlaß gaben —, ein ganz anderes Lehrſyſtem würden aufgeſtellt haben, inſofern wirklich ihren Handlungen redliche Abſicht, — nicht aber Selbſtſucht und Leidenſchaft — zum Grunde lag.

Nach den ſelbſteigenen Begriffen der Reformatoren ſteht jeder Kirche das Recht, oder vielmehr die Pflicht zu, ſich ſelbſt zu reformiren; ja ſie ſoll ſogar — ihrem Prinzip nach, und Zwinglis klarem Ausſpruch gemäß — immerfort reformirt und vervollkommnet werden. Die Reformatoren hatten, — wie ein berühmter Kanzelredner und Kirchenvorſteher der reformirten Schweiz unlängſt erklärte —, nur menſchliche, dem Irrthum und Fehler unterworfene Meinungen auf die Bahn gebracht, keineswegs aber feſte Geſetze und Vorſchriften zu geben je beabſichtiget, daher ſie dann auch nur als Elementarlehrer ſich betrachtet wiſſen wollten, und gar kein Bedenken trugen, ihre Lehre bisweilen aufzugeben und zurückzunehmen. Andre angeſehene, proteſtantiſche Theologen der neuern

Zeit erblicken in der Stabilität (Beständigkeit, Festigkeit) sogar die wahre Pest und das Verderben, in der Mobilität (Wandelbarkeit, Veränderlichkeit) hingegen das wahre Heil und Leben ihrer Kirche. Wohlan denn, was könnte, sollte und dürfte sie hindern, ihrer heiligen Verpflichtung „Alles zu prüfen“ gemäß, auch jene frühere Reform gründlich zu durchforschen, und nachdem sie ihre Unzulässigkeit einsehen lernten, sie aufzugeben und zu verwerfen. (Was hundert Jahre Unrecht war — sagen unsere Parömien — wird niemals, auch nicht eine Stunde, Recht). Diese Gewalt übte, — wie wir an seinem Orte zeigten —, die englische Kirche unter der Regierung Mariens, durch einen canonischen Akt aus, dessen Rechtskraft zu zerstören, die späterhin gewaltsam eingedrungenen Bischöfe auf keine Weise befugt waren.

„Möchten doch die Reformirten, in diesem Jahrhundert der Erfahrung, des Lichts und der gelehrten Kenntnisse, sich dahin einverstehen, die Artikel, welche man in einem weit weniger aufgeklärten Zeitalter aufstellte, neuerdings zu erörtern und zu sichten, so getraue ich mir zu behaupten, daß sie, — in Folge der Fortschritte, welche wir in allen Zweigen der Wissenschaft, vorzüglich in der Theologie, gemacht haben —, über all' diese Gegenstände heutzutage ganz anders denken würden, als ehemals ihre blinden und unwissenden Vorfahren dachten; besonders wenn sie Vorurtheilen entsagen wollten, an denen weit mehr die Gewohnheit und Erziehung, als die eigene Ueberzeugung, Antheil hat!“ Dieß war die Sprache, nicht etwa eines Idioten und Finsterlings, sondern eines ausgezeichneten Theologen der reformirten englischen Kirche, zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts. (Dodwell über die letzte Spaltung in England, London 1704.)

Und sollte wohl jetzt weniger als damals, die Rückkehr zur Einheit, deren Verlust schon bald nach dem Ausbruch der Kirchentrennung von einem Erasmus, — Melanchton, — ja selbst von Calvin und Luther, so tief beklagt wurde, als wünschenswerth erscheinen?

Alle bisherigen Versuche der protestantischen Confessionen zu einer Vereinigung unter sich, dienten nur dazu, das dringendste Bedürfniß der Einheit, und die Verpflichtung zu Herstellung derselben, an den Tag zu legen. Das Ziel ward jedoch immer

verfehlt, und mußte verfehlt werden, weil der einzig sichere Weg dazu nicht war eingeschlagen worden.

Diesen Weg haben schon in frühern Zeiten die angesehensten protestantischen Gottesgelehrten selbst vorgezeichnet, — Männer, welchen gewiß Niemand den Ruhm redlicher Gesinnung und hoher, wissenschaftlicher Erleuchtung streitig machen wird. Wir nennen hier vor allen andern Hugo Grotius und Thorndyke. Jener erklärt mit der edelmüthigsten Offenheit, in seiner letzten Antwort an Rivet, die Nothwendigkeit des päpstlichen Primats zur Erhaltung der Einheit: „Ich bin gänzlich überzeugt, und so viele andere mit mir, daß die Protestanten nie unter sich einig werden können, es sei denn, daß sie zugleich mit denjenigen sich verbinden, welche dem römischen Stuhl anhangen, ohne welchen keine gemeinschaftliche Leitung in der Kirche je sich hoffen läßt. Unter die Ursachen der Spaltung kann man den canonischen Primat des römischen Bischofs nicht rechnen, wie Melanchton selbst gesteht, welcher sogar diesen Primat als ein wesentliches Erforderniß zur Erhaltung der Einheit betrachtete. Dadurch würde die Kirche keineswegs in einen Zustand von Unterjochung gesetzt, sondern es würde nur die alte und ehrwürdige Ordnung der göttlichen Einheitsanstalt wieder hergestellt werden."

Der berühmte, in der Patristik ungemein bewanderte Thorndyke, das Orakel seiner gelehrten Zeitgenossen, sagt: „Sobald die Protestanten eingestehen müssen, daß man in der römischen Kirche selig werden kann, und von jeher selig werden konnte, so ergiebt sich hieraus auch ganz unwidersprechlich, daß sich keine Kirche von der römischen trennen konnte und könne, ohne sich, schon dadurch allein, vor Gott als schismatisch darzustellen." Wahrlich ein hochwichtiger, beherzigungswerther und sehr einleuchtender Ausspruch! —

Von ganz entscheidendem Gewichte muß vollends für unsre protestantischen Brüder das, von den berühmten Helmstädter Theologen an den Braunschweiger Hof abgegebene — (in mehrere Sprachen übersetzte) Gutachten sein, worin ganz bestimmt und unumwunden erklärt wird, „daß alle Grundlehren der Religion auch in der römisch-katholischen Kirche bestehen, so daß man auch in ihr den rechten Glauben haben, christlich leben und selig sterben könne." Eben so schrieb Fabritius, Professor in

Helmstädt — Schüler des berühmten Calixt — eine Abhandlung, „von dem geringen Unterschied zwischen der protestantischen und der römisch-katholischen Religion," worin er beweist, daß die, den Katholiken beigemessenen Irrthümer, entweder bei ihren besten Theologen sich gar nicht vorfinden, oder doch auf bloße Wortstreitigkeiten hinauslaufen.

Und wie deutlich, klar und bestimmt sich mehrere der scharfsinnigsten Anhänger und Beförderer der Reformation, ein Capito, Melanchton, ja selbst Luther (in seinen Briefen gegen Zwingli und Hausschein), dann späterhin ein Locke, — Puffendorf, — Molanus, — Leibnitz, — Jerusalem, und andere Lichter unsrer protestantischen Kirche hierüber ausgesprochen haben, wäre unnöthig hier zu wiederholen.

Seit jenem Zeitpunkt, als die Kirchentrennung mit solcher Hast und leidenschaftlichen Erbitterung durchgesetzt ward, hat ruhige Besonnenheit wieder größtentheils ihr Recht behauptet. Gewiß würde heutzutag keiner unsrer Regenten — weder in monarchischen noch republikanischen Staaten — zu behaupten sich getrauen, daß der Stifter der Religion ihm die Verwaltung seiner Kirche, die Aufbewahrung und Erhaltung seiner Lehre übertragen, ihm das Recht des Entscheides über Gegenstände des Glaubens — über Häresien u. s. w., oder sonst irgend eine geistliche Macht anvertraut habe. Fürsten und Minister, wie Senatoren und Magistrate, wissen gar zu wohl, daß nicht zur weltlichen Obrigkeit das Machtwort des Gottmenschen gesprochen ward: „Gehet hin und lehret alle Völker! ich bin bei euch bis ans Ende der Tage; wer euch hört, der hört mich, wer euch verachtet, der verachtet auch mich; wie mein Vater mich sandte, ebenso sende ich auch euch. Weidet meine Schafe!" Und doch handelten weltliche Regierungen zu Anfang des XVI. Jahrhunderts dieser Willensmeinung des Erlösers stracks zuwider. Mit tollkühner Verwegenheit bemächtigten sie sich einer Gewalt, welche durch des Welterlösers heiligstes Machtgebot nur den Aposteln und ihren Nachfolgern war zuerkannt worden. Was sich demnach mittelst dieser gewaltsamen Rechtsverletzung zutrug, ist nichtig, — wie in seinem Ursprung, so auch in jeder Folgezeit. Dieß springt jedem Unbefangenen in die Augen. Soll und darf dann diese verhängnißvolle Spaltung fortbestehen, welche, nach dem

Ausspruch unsrer eigenen, aufgeklärtesten, protestantischen Glaubensgenossen, nie hätte entstehen sollen, nach ihren Ueberzeugungen und Wünschen bald aufhören sollte, und nach ihrer Meinung leicht gehoben werden könnte? jene, nach dem Urtheil des großen, unsterblichen Leibnitz „unselige Kirchentrennung, welche mit allen Thränen nicht genug beweint werden kann“?

Und welches ist dann übrigens der jetzige, wirkliche Zustand des Protestantismus? trägt er nicht den Keim seiner frühern oder spätern Auflösung im eigenen Schooße? in jener verderblichen Willkühr der Wahl und Gestaltung jeder beliebigen Religion und Gottesverehrung (einem Vorrecht, welches unsere reformirte Kirche selbst keinem Laien verweigern kann, nachdem sie solches sich zuerst zugeeignet hat)? in jener Unzahl der, noch immer so üppig fortwuchernden, Secten? in jener schrankenlosen, unbedingten Glaubensfreiheit, welche nicht nur jeden festen, auf irgend eine Authorität gegründeten Lehrbegriff, als unevangelisch und unprotestantisch verwirft, und einzig dem Grundsatz der individuellen Vernunftsansicht und steter Perfectibilität huldigt, sondern selbst diejenigen als Christen ehrt, welche zu gar keiner äußern Kirche sich bekennen; während doch so manche ihrer großen Wortführer, — mit einer wahrhaft widersinnigen Inconsequenz —, jeder freien Bewegung des Geistes im Gebiete des Staatslebens und der bürgerlichen Rechtsverhältnisse, nicht selten den starrsten Authoritätsglauben entgegensetzen! — !

Eigene Geständnisse angesehener Theologen und Schriftsteller unsrer Confession sprechen ganz unverholen aus: „man habe den Fall des Protestantismus mit Zuversicht zu erwarten, da derselbe als kirchlicher Körper gar nicht mehr existire; — das ganze Gebäude der evangelischen, positiven Religion sei eigentlich schon zertrümmert; der christliche Glaube unter uns werde bald in Scepticismus sich auflösen; Veränderlichkeit sei das wirkliche Element unsers Glaubens; der Ultraprotestantismus unsrer Zeit gleiche einem schwindsüchtigen, ausgedorrten, halbtodten Körper; — die Kern- und Gehaltlosigkeit unsers Lehrsystems, die Sublimirung alles materiellen Glaubens in wesens- und lebenslose, rationelle Begriffe, das unruhige Vordringen des Verstandes auf dem Gebiete des Glaubens, die Verkennung und Verläugnung des

urkatholischen Princips müssen jeden redlichen Denker immer mehr zurückschrecken."

Einer der vorzüglichsten, neuern Schriftsteller und Kanzelredner der reformirten Schweiz, fühlt sich zu ähnlichen Herzensergießungen gedrungen. „An der Stelle des abgeschafften Glaubens- und Gewissenszwanges," so klagt dieser vollwichtige Gewährsmann, „herrscht nun eine Lehrfreiheit, welche jeder für sich behauptet, aber keiner dem andern gestatten will. Statt der Concilienbeschlüsse erhob sich die vermeinte Rechtgläubigkeit zum stolzen Dictator, der willkührlich dem Glauben Gesetze vorschrieb. Statt Klösterlingen treiben, in andächtelndem Müßiggang, Legionen von Conventiclern ihr Unwesen. Statt päpstlicher Jubiläen feiert man Religionsfeste, mit hämischen Seitenblicken und sarkastischen Seitenhieben, auf die vermeinten oder wirklichen Gebrechen der gegenüberstehenden Kirche. Statt des tridentinischen Catechismus giebt man der harmlosen Kinderwelt ein Lehrbuch in die Hand, welches sie mit der spott- und streitlüstigen Disputirkunst vertraut macht, einen — freilich nicht eingeführten, sondern ererbten, dem Blutfeld des Religionshasses entsprossenen — Catechismus, welcher die kindlichen Lippen vermaledeien lehrt, was andern christlichen Landes-, Gemeinds- und oft Hausgenossen heilig ist. Statt Kirchengepräng und erhebender Musik hört man ein wildes, verworrenes, geist- und herzloses Gekreisch jüdischer Psalmen in Knittelversen und erbärmlichen Melodien, oder ein mechanisches Absingen eintöniger Lieder. Statt der, in fremder Sprache herabgelesenen Gebete, vernimmt man stete Wiederholung des Gebetformulars, welche die Aufmerksamkeit des Hörers erschlafft, die Andacht des Sprechers ertödet, und somit die kirchliche Anbetung Gottes in einen, Geist und Herz einschläfernden, das Vernunftwesen entehrenden, Mechanismus umwandelt. Statt der Simonie sehen wir hier und da, auf Kirchstuhl und Taufe, Einsegnung und Begräbniß, eine Pränumeration mit klingender Münze und eine auf Nepotismus gegründete Pfründbesetzung eingeführt. Statt Proselitenmacherei erheben sich geistliche Werbdepots für Heuchler und Heiligenschein. Die Ketzerriecherei ward verdrängt durch die Papistenriecherei, welche selbst des wunderschönen Gebiets der Poesie und der reinen Mystik nicht verschont, und auf einen Lavater, Schiller, Göthe, den Stein der Verdammung zu werfen sich nicht

entblödet. Statt des planmäßigen Treibens und Strebens der gegenüberstehenden Zeloten, verlieren sich die unsrigen in dogmatische Spitzfindigkeiten, eitle Spekulationen und kleinliche Glaubensfehden; es erhebt sich das Irrlicht falscher Aufklärung, welche von Verachtung des Göttlichen und Heiligen ausgeht, und Recht und Wahrheit zu zernichten strebt; überall brüstet sich der unverständige Glaubenseifer und rechthaberische Parteigeist; überall erblicken wir Heuchelschein und Dünkel, Zweifelsucht und Unglauben, so manche Verirrung des religiösen Gefühls und des denkenden Geistes, so manchen tollkühnen Flug der Schwärmerei in Welten voll rasenden Unsinns, so manche abgeschmackte Ausgeburt des, tausendfach sich gestaltenden, Sectengeistes, und so manchen schrecklichen Gräuel des frechen Atheismus u. s. w.“

Doch, abgesehen von all' diesen Schilderungen unsrer eigenen Gottesgelehrten, wer kann läugnen, daß von der verhängnißvollen Zeit an, wo die kirchliche Einheit durch Spaltung und Parteigeist zerstört ward, eine große Zahl jener Zeitgenossen und ihrer Nachkömmlinge, der bedenklichsten Verwirrung und Unschlüssigkeit über die Wahl ihres Glaubensbekenntnisses preisgegeben, den finstern Mächten des Indifferentismus und des vollendeten Unglaubens, — des uferlosen Meeres tückischen Wogen —, zur Beute ward? — !

Welch ein Damm ließe sich solch steigendem, schon von den ersten Reformatoren vorausgesehenen und beklagten Uebel entgegensetzen? Kann dem weitern Verfall anders vorgebeugt werden, als durch Anschließung an jenen einzig vorhandenen Mittelpunkt, welcher von dem Erlöser selbst, in der heilsamen Absicht gegründet ward, um für alle Zeitfolge, und von einem Weltende bis zum andern, Harmonie und Einheit zu erhalten?

Wer kann den wahren Sachverhalt jener Kirchentrennung unbefangen überblicken, ohne einzugestehen, daß durch sie keine wohlthätige Wirkungen, sondern bloß eingebildete Vortheile neben wirklichen Nachtheilen, und hingegen wesentliche Aenderungen in der geoffenbarten Glaubenslehre, hervorgebracht, in politischer Hinsicht aber die Völker in gränzenlose Verwirrung gestürzt wurden? ohne einzugestehen, daß nur Selbstsucht und Eigennutz, sinnliche Lust, und Neuerungstrieb jene „unseligste

aller Trennungen zwischen Christen und Christen“ — wie selbst Kirchhoff sich ausdrückt — herbeiführten; — daß die, aus Habsucht und Fanatismus, den Katholiken entrissenen Kirchen und Kirchengüter, nur auf offenbare Plünderung und gewaltthätigen Raub sich gründeten; und daß jene Ströme Bluts, welche im Bauernkriege, nachher im dreißigjährigen Kriege u. a. flossen, nur aus Veranlassung und ganz eigentlich zur Einführung und Befestigung des Protestantismus waren vergossen worden? — Wer noch zweifeln möchte, daß jene lange, blutige Reihe von Gräueln wirklich der Reformation zur Last falle, der betrachte jene Nationen, welche ihr den Eingang verwehrten; hier herrschte Friede und Ruhe, dort ward alles mit Schwerdt und Feuer verheert. Und da überall die Reformation sich des Angriffs schuldig machte, muß ihr nicht von der Gerechtigkeit selbst, — nebst dem, durch ihre Anhänger verübten Unheil —, auch jenes noch zugerechnet werden, welches ihre, von ihr herausgeforderten Gegner begiengen, und ohne diese ihre Herausforderung nie würden begangen haben? — !

Mit den bloß zeitlichen Rücksichten vereinigen sich noch die religiösen Beweggründe, um in allen Unbefangenen jene Vorliebe für das Reformationswerk zu tilgen, von welcher sie bisher, — wohl meist nur instinktmäßig, aus Vorurtheilen der Erziehung und Gewohnheit, aus Unkenntniß des wahren Sachverhaltes — eingenommen waren.

Tiefer Schauer ergreift den redlichen Wahrheitsforscher, wenn er die Zerstörung so vieler ehrwürdigen Anstalten der apostolischen Vorzeit betrachtet, und in ihren Trümmern nichts erblickt, als das — nach dem Eingeständnisse aller Religionsparteien — mit der Heiligung unverträgliche Schisma, dann die Eucharistie zu einem frevelhaften Spiele der Einbildungskraft herabgewürdigt und den Gottmenschen aus seinem Sakramente verdrängt, alle andern urchristlichen Religionsübungen aber theils verstümmelt, theils gänzlich weggeschafft! Soll er — da keine andere Wahl übrig bleibt — der Spaltung, oder soll er dem Heile entsagen?

Möchte man doch endlich aufhören, eine Vereinigung als gleichgültig zu betrachten, nach welcher längst schon gewiß so viele der besten Köpfe und Herzen sich sehnten! Möchte man auch zur Einsicht und Ueberzeugung von der, durch alle Blätter der

Geschichte so laut verkündigten Wahrheit gelangen, daß politische Einheit nur in Verbindung mit der religiösen, jedem Staate ein unüberwindliches Bollwerk gewährt! — — Sie wird schlagen —, diese von des Christenthums göttlichem Stifter verheißene, und daher unausbleibliche Vereinigungsstunde, wann wir über das Labyrinth irdischer Genüsse, uns mit ernsten Betrachtungen in das Gebiet der Zukunft erheben, und das Dauerhafte dem Vergänglichen, ein endloses Glück der flüchtigen Freude eines kurzen Daseins, wann wir das Heil der unsterblichen Seele dem Taumel sinnlicher Behaglichkeit vorziehen werden; ja sie wird schlagen, diese hehre Stunde, wann allgemein des Erlösers Worte beherziget werden: „Was nützte dem Menschen der Gewinn der ganzen Welt, wenn er sie mit dem Verlust seiner Seele erkaufen müßte!“

Zwar kann allgemeine Vereinigung wohl nur allmählig zur Reife gedeihen; langsam ist der Gang und die Entwicklung bei ganzen Völkerschaften, weil ihr Dasein länger dauert; Jahrhunderte sind für sie, was Jahre für den Einzelnen sind. Diesen Einzelnen aber ist meist nur ein kurzes, kummerschweres Dasein unterm Monde beschеert. Darum, wem die Wahrheit in all' ihrer Stärke Kopf und Sinn durchglüht, der verschließe auch sein Herz ihrer Stimme nicht! Ohne Selbstverläugnung erringen wir kein ewiges Heil, welches doch wahrlich aller der Opfer werth ist, die es von uns fordert. Zwar hangen Völker, wie Einzelne, behaglich an allen den Begriffen, die sie von Jugend auf sich aneigneten. So verhält sichs auch mit den Vorurtheilen, welche man bisher ihnen gegen die katholischen Christen einzuflößen so emsig bemüht war. Solche Begriffe zu berichtigen, solche Vorurtheile zu beleuchten und auszurotten, mag wohl eine schwierige Aufgabe sein. Darf und soll aber forthin Zwiespalt und Verderben der Menschheit finsteres Loos sein? darf und soll Verwirrung und Sektenwesen nur immer mehr überhand nehmen? Hat nicht der Welterlöser zu unbedingt seinen Machtbefehl ausgesprochen, als daß man ohne offene Empörung sich der Folgeleistung entziehen könnte?!

Man hüte sich doch, den protestantischen Völkern fernerhin die Wahrheit vorzuenthalten; man entstelle nicht ferner den Glauben der Mutterkirche durch grundlose, boshafte Einflüsterungen,

so werden seine wohlthätigen Lehren in den Gemüthern Eingang finden, und die Vorurtheile werden weichen. Wie viele, durch Wissenschaften gebildete, — zum Theil auch durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete —, Protestanten der ältern und neuern Zeit haben schon, sobald sie nur einmal Gelegenheit fanden, sich mit dem wahren Sachverhalt bekannt zu machen, ihre frühern Ansichten geändert, und dem — vorher mißkannten Glauben der Urväter wieder gehuldigt! Hierzu mögen und sollen in unsrer Zeit gerade jene tollen Ausschweifungen der Neologen, Nihilisten, Illuminaten, Naturalisten, Rationalisten, Indifferentisten, Latitudinarier, Fatalisten, — und wie das Heer der, aller göttlichen Offenbarung Hohn sprechenden, Freigeister weiter heißen mag —, hauptsächlich beitragen. Gerade aus dem Uebermaaß des Uebels wird und muß auch das Heilmittel hervorgehen! Rechtliche Menschen werden, — durch solche Tollkühnheiten aufgeschreckt, und zum Nachdenken gebracht —, Trost und Beruhigung da suchen, wo sie allein zu finden sind, — nicht im Studium einer bloß menschlichen, unzusammenhängenden Wissenschaft, welche — uneinig mit sich selbst, und endloser Polemik preisgegeben — nur im steten Wechsel des Perfectibilismus ihr Gedeihen sucht, und jede feste Grundlage verschmäht, — sondern im gläubigen Festhalten an jener abgeschlossenen, alterthümlichen Lehre, deren heilsame Kraft, seit ihrer himmlischen Offenbarung durch den Gottgesandten, sich achtzehn Jahrhunderte hindurch nie verläugnete, an welcher auch forthin wie bisher, alle feindseligen Angriffe des Irrwahns und Unglaubens, gleich den tobenden Wogen am unentwegten Meeresfelsen, ohnmächtig zerschellen werden.

Möge solche Erleuchtung die Oberhand gewinnen, und dadurch jener ruchlosen Sekte Einhalt gethan werden, deren schwarzer Bund wider den Gottmenschen und seine geheiligten Altäre, unser tändelndes Zeitalter immer mehr umklammert! Dann wird auch jener Zeitpunkt nicht mehr ferne sein, wo die Völker der ganzen Christenwelt, am Fuße des Kreuzes sich in Glaube, Liebe und Hoffnung vereinigen, und so des Welterlösers unwandelbarem, ewig gültigem Machtgebot Folge leisten, welches uns jener Jünger, „den er lieb hatte“, als heiliges Vermächtniß des göttlichen Lehrers aufbewahrte:

„Kinderchen, liebet einander, wie ich euch liebte; daran wird

man euch als die Meinigen erkennen. Bleibet in mir, so bleibe auch ich in euch. Wie das Rebschoß keine Frucht trägt, sondern verdorrt, wenn es nicht am Weinstocke bleibt, so auch ihr, wenn ihr nicht in mir bleibt. An meiner Statt wird der Geist der Wahrheit, vom Vater gesendet, als Tröster euch beistehen, und in meiner Lehre euch bestärken. Ja, Vater! — (so schloß der Gottmensch seinen letzten Unterricht hiernieden) dein mir aufgetragenes Werk habe ich nun vollendet, und deinen Namen den Menschen, welche du mir anvertrautest, geoffenbaret; sie erkennen, daß meine Lehre von dir kommt, und daß du mich gesendet hast. Verleih, heiliger Vater! daß diese meine Schüler, und alle, welche durch ihren Unterricht an mich glauben werden, Eins seien, wie du, o Vater! in mir und ich in dir, damit die Welt gläubig deiner Offenbarung vertraue. Deine Herrlichkeit habe ich ihnen mitgetheilt, damit sie Eins seien, wie wir Eins sind, ich in ihnen und du in mir, auf daß sie vollkommen Eins seien! In dieser Einigkeit werden alle Völker das Pfand deiner Liebe und meiner himmlischen Sendung erkennen."

Anhang.

Kirchenväter (Patres ecclesiae),

deren in dieser Schrift gedacht wird.

G. bedeutet die griechische, L. die lateinische Kirche.

Erstes Zeitalter.

Von den Aposteln bis zum J. 300 n. Ch., Patres apostolici genannt.

G. **Barnabas**, ursprünglich José — Joseph —, ein Jude aus Cypern, Mitschüler von Paulus unter Gamaliel. Er verkaufte seine Güter zum Besten der Gemeinde (Act. IV, 36.), führte Paulum bei den Aposteln ein (Act. IX, 27.), nahm ihn mit nach Antiochien, und versetzte ihn mithin in die apostolische Wirksamkeit (XI, 21 — 25.), begleitete ihn dann auch auf seiner ersten apostolischen Bekehrungsreise von Antiochien nach Cypern, Kleinasien, Griechenland (XIII, 2). Von ihm ist noch ein Brief vorhanden, — S. Cotelerii (Cotelier, eines ausgezeichneten Gelehrten und Prof. der griech. Sprache am königl. Collegium in Paris) S. patres ævi apostolici, Amstelod. 2 Vol. —, dessen Aechtheit mit Unrecht bezweifelt wurde. Dieser Brief, dessen mehrere Väter — wie Clemens von Alexandrien, Origenes, Eusebius und Hieronymus — als eines längst vor ihrer Zeit geschriebenen erwähnen, und welcher ein offenes, unwiderstehliches Bekenntniß der vornehmsten katholischen Glaubensartikel enthält, dient zum schlagenden Beweis für das Alterthum der katholischen Glaubenslehre, und ist ganz

geeignet, die Ueberzeugung zu begründen und zu befestigen, daß die katholische Lehre in ihren wesentlichen Grundbestandtheilen nie eine andere gewesen sei, als diejenige, welche noch bis auf den heutigen Tag ihre Geltung behauptet hat. — Nach der Legende war er Bischof in Mailand, und wurde im J. 61 zu Salamis von den Juden gesteinigt. Tertullian u. A. halten ihn auch für den Verfasser des Briefs an die Hebräer; Lucas nennt ihn als Apostel, Chrysostomus setzt seinen Hinschied in das J. 63.

G. Clemens I., Zeitgenosse der Apostel; Schüler von Petrus und Paulus; der dritte römische Bischof nach Petrus; Nachfolger Anaclets auf dem päpstlichen Stuhl, unter dem Namen Clemens Romanus, vom J. 91 bis 100; er ward den apostolischen Vätern beigezählt, da Paulus ihn erwählt und Petrus geweiht haben soll. S. Phil. IV, 3., † im 3. J. Kaiser Trajans. Die vorzüglichste seiner Schriften ist ein — ächter und lehrreicher — Brief, den er bei Anlaß einer eingetretenen Spaltung an die Kirche von Corinth geschrieben (Beleuchtung I, 3.).

G. Hermas, Schüler des Apostels Paulus, starb gegen das J. 100. Nach Origenes, Eusebius und Hieronymus ist dieß ebenderselbe, dessen Röm. XVI, 14. gedacht wird. Sein Werk „Pastor" — der Hirte — stund bei den ersten Christen in großem Ansehen, und ward von den alten Vätern beinahe den kanonischen Büchern gleichgeachtet; auch gründen sich darauf zum Theil ihre Widerlegungen der Irrlehren. St. Prosper urtheilt weniger günstig davon; immerhin aber ist es eines der kostbarsten und ältesten Denkmäler der kirchlichen Ueberlieferungen und enthält sehr merkwürdige Aufschlüsse über Glauben, Disciplin und Wandel der ersten Christen.

G. Ignatius, zugenannt Theophorus (Gotttragend, Gottbegeistert), Schüler des Apostels Johannes, zweiter Bischof von Antiochien, heldenmüthiger Nachfolger des Evodius im J. 68, starb den Martertod im J. 107, nach Andern wahrscheinlicher im J. 116. Ueber seine Lebensumstände lieferten wir im I. Heft S. 4, besonders aber im IV. S. 15 u. 16 nähere Aufschlüsse, welche nachgelesen zu werden verdienen. Die beste Ausgabe seiner Werke findet sich in den Patr. apostol. von Cotelier, gr. u. lat., Amsterdam 1698, Fol., wieder aufgelegt in Oxford 1709, in 4.

G. Polycarp, Bischof von Smyrna und Vorsteher aller Kirchen Asiens, ebenfalls Schüler des Apostels Johannes und von demselben auch zum Bischofe geweiht, starb den Flammentod im J. 166. Er war im J. 158 nach Rom gereist, um sich mit Papst Anicet über die Feier des Osterfestes ins Einverständniß zu setzen. Sein apostolisches Sendschreiben an die Philippinische Gemeinde ward in Asien bei den gottesdienstlichen Versammlungen öffentlich gelesen. Nähere Umstände über seinen heldenmüthigen Tod enthält ein Brief der Kirche zu Smyrna in Eusebius IV, 14.

G. Justinus, Philosoph und Martyrer, der erste christliche Lehrer nach den Aposteln und ihren unmittelbaren Schülern, Sohn des Priscus, zu Anfang des zweiten Jahrhunderts zu Sichem — jetzt Naplusa — in Palästina von griechischen Eltern geboren, hatte zuerst — und mit dem ausgezeichnetsten Erfolg, gleich dem heil. Clemens — zu dem Studium der weltlichen Litteratur sich gewendet; dann ward er nach einander Stoiker, Peripatetiker, Pythagoriker, warf sich hierauf in den Platonismus, weil die spiritualistische Richtung dieser Lehre ihn anzog, „die Kenntniß der körperlichen Dinge ihn entzückte und die Betrachtung der Ideen seinem Geiste Flügel verlieh“. Nachdem er längere Zeit hindurch die verschiedenen Theorien der berühmtesten Philosophen geprüft, und die heiligen Schriften mit den sibyllinischen Büchern der heidnischen Weisen verglichen hatte, huldigte er dem christlichen Glauben. Sein, nach der Gewohnheit der platonischen Schule verfaßtes „Gespräch mit dem Juden Tryphon“ ist eines der köstlichsten Ueberbleibsel des christlichen Alterthums. Schon damals sahen große Geister mit vornehmer Verachtung auf das Christenthum und seine Lehren herab; alle jene starken Geister indessen hat das Nichts verschlungen, sie sind der Vergessenheit anheim gefallen, — Justinus ist uns geblieben, sein Andenken lebt im Segen unter uns fort. Zur Zeit seines Aufenthalts in Rom, beim Ausbruch neuer Verfolgungen gegen die Kirche, verfaßte er seine berühmten „Schutzschriften“, deren in unserm Werke hin und wieder — namentlich H. I, S. 4, und H. IV, S. 12, 14, 16—18 — gedacht wird, die erste an Kaiser Antonin, Hadrians Nachfolger, die zweite an Kaiser Marc Aurel. Von Rusticus, dem Präfecten Roms, im Jahre 167, nach Andern im Jahre 156, zum Tode verurtheilt, starb er den ruhmvollen Tod des Blutzeugen.

G. Theophil, Bischof von Antiochien, starb im Jahre 186. Seine bekannteste Schrift ist die Vertheidigung des christlichen Glaubens, 3 Bände in griech. Sprache, wovon mehrere Ausgaben vorhanden sind. Er war einer der eifrigsten Gegner Marcions und anderer heidnischer Philosophen, welche nur dem Scheine nach zum Christenthume sich bekannt hatten.

G. Irenäus, Polycarps und Papias Schüler, Bischof in Lyon, Haupt — Primas — der Bischöfe in Gallien, starb bei der so grausamen Christenverfolgung des Kaisers Severus im Jahre 203 den Martertod. Ein Mann, von glühendem Eifer für das Christenthum beseelt; heftiger Gegner der Irrlehren jenes Zeitalters; dem Chiliasmus hold. Er schrieb mehrere Werke, die jedoch sämmtlich verloren giengen, mit Ausnahme seiner, nur in der Uebersetzung noch vorhandenen Lib. V adv. hæreses, welche als eines der kostbarsten Denkmäler des gelehrten Alterthums allgemein geschätzt, auch von Mosheim in s. Kirchengesch. I, 186 höchlich belobt werden. Eine Lebensbeschreibung von Irenäus gab Gervasius heraus, Paris 1723; Erasmus aber s. sämmtl. Werke 1526, wieder aufgelegt in Oxford 1702. Trefflich ist die Ausgabe von Massuet, Paris 1710, und von Pfaff 1732, Venedig, 2 Bde. Fol.

G. Hippolytus, Schüler des Irenäus, starb im J. 235 den Martertod unter der Regierung des Alexander Severus. Von seinen Werken, deren jedoch die meisten verloren giengen, besitzen wir eine schöne Ausgabe von Fabritius, gr. u. lat., 2 Bde. Fol. 1716; sie zeichnen sich durch eine sehr umfassende Gelehrsamkeit, sowie durch scharfe, schlagende Dialektik, durch eine edle, einfache und klare Schreibart auf's Vortheilhafteste aus.

L. Cyprian, Bischof von Carthago, Primas von Afrika, starb im Jahre 258 als Märtyrer unter der Verfolgung des Kaisers Valerian. Als Rom immer tiefer sank, und die Barbaren, gleich Raubvögeln, die von Ferne das Aas wittern, auf dasselbe losstürzten, — als alle Intelligenzen, welche der Menschheit die größte Ehre bringen, dem Christenthum sich zuwandten, als einer Lehre, bei welcher sie fürder keine Beängstigung mehr zu fürchten hatten —, entriß der junge Cyprian, der — nach dem Zeugniß des Lactantius — mit dem glänzendsten Erfolg die Rednerkunst ausgeübt hatte, sich den profanen Studien, verkaufte was er besaß,

Padua 1777, 4 Bde. in Fol., mit einigen neu entdeckten Schriften vermehrt worden.

G. Basilius, der Große, Bischof zu Cäsarea in Cappadozien nach dem Tod von Eusebius, starb im J. 378. D. Wohl mögen das XVIII. und XIX. Jahrhundert Männer mit großen Absichten hervorgebracht haben; gewiß aber giebt es deren keine, welche einen größern Gedanken, einen gewaltigern Entschluß gefaßt hätten, als Basilius, dieser zum Bischof erhobene Eremit, welcher Asien, Afrika, alle Länder Europas bis nach Großbrittanien in Einen Glauben vereinigen wollte. Er war das fruchtbarste, kräftigste Genie, welches in der morgenländischen Kirche jemals sich zu vernehmen gab. In den Mußestunden, die seine religiösen Uebungen, seine Krankheiten und seine Amtsverrichtungen ihm übrig ließen, war er Schriftsteller. Ob er in seinem Hexameron die Schöpfung erzähle; ob er die Psalmen, den Propheten Jesaias, verschiedne Bibelstellen auslege —, immer erstaunt man über den Schwung seiner Beredtsamkeit, über die ausgesuchte Reinheit seiner Schreibart, über die Gründlichkeit seiner Logik. In seinen vielen hundert Briefen, an Kaiser und an Arme, an Heilige und an Sünder, an Bischöfe und an Laien, ist Basilius wechselweise der Geistreichste und der Ernsteste, der Wohlwollendste und der Strengste. Er besitzt die glänzendsten und die bewährtesten Eigenschaften des Redners und des Philosophen. Libanius, der berühmte Rhetor, einst des Basilius Lehrmeister, findet nicht Worte genug, um die Beredtsamkeit seines ehevorigen Schülers anzupreisen; und in der That waren es seine Frömmigkeit, seine ausnehmenden Geistesfähigkeiten und Beredtsamkeit, welche ihm den Namen des „Großen“ erwarben. Der berühmte Erasmus spricht ihm das größte Lob, und setzt ihn den größten Rednern des Alterthums an die Seite. Von seinen Werken besitzen wir die schöne Ausgabe v. J. Garnier u. Prudent, 3 Bde. Fol., mit der lat. Uebersetzung, und s. „christliche Moral“, in franz. Sprache v. Hermant.

G. Ephrem, Diacon zu Edessa, gebürtig von Nisibe in Mesopotamien, vertrauter Freund Basil des Großen; st. im J. 379. Er schrieb in syrischer Sprache, und erwarb sich durch seine Schriften sowohl als durch seine Tugenden eine solche Achtung, daß man ihn den „Lehrer und Propheten Syriens“ nannte. Von ihm besitzen wir treffliche Erklärungen der heil. Schrift, gelehrte Abhandlungen über Controverspunkte gegen die Irrlehrer, salbungsvolle Homilien

und schöne Gebete. Seine ascetischen und exegetischen Schriften wurden im orientalischen Alterthum so sehr geschätzt, daß man sie in den Versammlungen hie und da vorlas. Seine geistlichen Lieder und Gebete sind noch bei den chaldäischen, syrischen und maronitischen Christen des Morgenlandes im Gebrauch. Für die syrische Litteratur hat man seine Schriften, die theils syrisch, theils griechisch vorhanden sind, neuerlich mehr zu benutzen gesucht; sie sind gesammelt von G. Voß, Rom 1589 — 1597, von E. Chwaites, Oxford 1709; die syrischen Urschriften aber Rom 1732—1746.

L. Optatus, Bischof zu Mileve in Numidien, st. im J. 380 al. 384. Augustinus sagt von ihm: „Wenn die Kirche sich auf die Tugend ihrer Diener stützte, so könnte dieser wohl ein Beweis seyn, daß die katholische Kirche die wahre sei;“ und Fulgentius zählt ihn unter die größten Männer, deren sich Gott bediente, uns die Geheimnisse der heil. Schrift zu offenbaren und die Reinheit des Glaubens zu vertheidigen. Er schrieb VII Bücher über das „Schisma der Donatisten“ gegen ihren Anführer Parmenius, wovon die beste und vollständigste Ausgabe bei Dupin in Paris 1700, Fol., erschien.

G. Cyrill, Bischof zu Jerusalem, st. im J. 386. D. Seine 18 Predigten an Catechumenen und 5 über die Sakramente sind als die ausführlichste und treuste Darstellung der Glaubenslehre seines Zeitalters und wegen vieler Nachrichten von kirchlichen Gebräuchen sehr wichtig. Im Jahr 381 hatte er dem allgem. Concil in Constantinopel beigewohnt. Seine Werke, gr. und lat., erschienen Paris 1631 u. 1640 von Prevot in Fol., besser von Milles in Oxford 1703, Fol., am besten von Touttée in Paris 1720, Fol., auch von Grascolas in's Französische übersetzt.

G. Gregor, Bischof zu Nazianz, st. im J. 389. D. Er war nicht nur ein Gottesgelehrter ersten Ranges, er war zugleich auch ein berühmter Litterator, würdig der schönsten Tage des griechischen Atticismus. Als vertrauter Freund des Basilius, hatte er an all' dessen Kämpfen gegen die häretischen Bischöfe und ihre Anhänger eifrigsten Antheil genommen; dadurch zog er sich die Feindschaft sowohl der Schützlinge Julians als auch der fanatischen Irrlehrer zu. Mehr als genug, um seine Bisthumsverwaltung unruhig zu machen. Im Verfolg entsagte er dem Bisthum der ersten Stadt der Welt, aus Besorgniß, weder schuldlos noch rein genug zu sein,

um den Erwartungen des Christenthums entsprechen zu können. Nachdem er den Ränken seiner Feinde gewichen war, verwendete er den Rest seiner Jahre dazu, den Heiden die Palme des poetischen Talents streitig zu machen; so gebar seine fruchtbare Einbildungskraft jene zahllosen Gedichte, von denen man oft sagen möchte, sie seien die glücklichen Eingebungen der Muse eines Jünglings. Statt, nach Art der griechischen Dichter, mit götzendienerischen Ideen sich zu beschäftigen, besang er die Trübsale seines eignen Lebens, seine Liebe zur christlichen Religion, die Erhabenheit der Virginität, die Eitelkeiten der Welt, die Erinnerung an seine Kirche; er besang den Glauben, dessen Verfolgung, den Ruhm derer, die ihn zu verfechten wagten. Man erstaunt in der That, wenn man sieht, wie der heilige Mann in seinem Greisenalter das geworden ist, was die s. g. romantischen Schriftsteller der neusten Zeit zu werden sich bestreben, wie er unendlich gewandter, geistiger und dichterischer war, als die Männer, welche als Riesen einer angeblich neuen Schule einherschreiten wollen. Und doch ist es unbestreitbare Thatsache, daß Gregor das System eines litterarischen Ideals umstürzte und ein völlig neues schuf, indem er die christliche Poesie hervorrief, d. h. indem er die Gebilde und Reichthümer der bisherigen Poesie auf den sozialsten Gedanken und Glauben anwendete, nach welchem die Menschheit streben kann. Seine Werke erschienen Basel 1550, ferner gr. u. lat. von Billius, Paris 1609—1630, Venedig 1753, Paris 1778.

G. Gregor, Bischof zu Nissa, starb im Jahre 396. D. Jüngerer Bruder des heil. Basilius, großer Redner und eifriger Vertheidiger des nizäischen Glaubensbekenntnisses; er genoß in der Kirche ein solches Ansehen, daß man ihn „den Vater der Väter“ nannte. Im Jahr 379 hatte er dem allgemeinen Concil von Antiochien beigewohnt und erhielt den Auftrag, die Kirchen Arabiens und Palästinas von den arianischen Irrlehren zu reinigen; zwei Jahre nachher finden wir ihn auf dem oicumenischen Concil in Konstantinopel. Von ihm besitzen wir eine Menge Schriften, in verschiedenen Ausgaben, deren die vorzüglichsten 1537 in Köln, 1567 und 1571 in Basel, 1573 und 1603 in Paris erschienen.

L. Ambrosius, Bischof zu Mailand, starb im J. 397. D. Sohn des Präfecten über einen ansehnlichen Theil des römischen Reichs, somit von Geburt an im Besitze aller der Glücks-

güter, welche von großem Reichthum und hoher Abkunft unzertrennlich sind, betrat Ambrosius, nachdem er glänzende Studien in Rom gemacht hatte, die Laufbahn eines Rechtsanwalts, und erwarb sich bald solchen Ruf, daß Petronius Probus, der Landpfleger über Italien, Sizilien, die benachbarten Inseln und Afrika, ihn zu seinem Rath wählte und später dann ihm die Verwaltung über Ligurien und Aemilien anvertraute. So kam er nach Mailand, gegen den Willen der Parteien, die sich nach dem Tode des Auxentius gebildet hatten, als die Stimme eines Kindes, vereint mit derjenigen des Volkes, ihn nöthigte, auf den bischöflichen Stuhl dieser Stadt sich zu setzen. Schon hatte das Christenthum alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen, mit seinem Geist sie alle erfüllt. Ambrosius vertauschte nun die weltlichen Würden an die Pflicht eines Dieners der Völker; er begann damit, alle seine Habe an die Armen und an die Kirche zu vertheilen. Die Christen wurden nie Philantropen, um reich zu werden, — wie etwa in neuerer Zeit; sie liebten die Menge dieser selbst wegen, und erwiesen ihre Liebe nicht durch prunkende Worte, sondern durch Thaten. Immer heller und immer weiter verbreitete sich der Ruf der Tugenden des großen Mannes, der dann bald auch jede gehegte Erwartung rechtfertigte. Als im Verfolge die Barbaren das Reich verheerten und überall Sklavenmärkte eröffneten, um die gefangenen Völkerschaften gegen Geld umzutauschen, verkaufte Ambrosius, um die Gefangenen zu befreien, selbst die Gefässe der Kirche. Bei den Kaisern Valentinian, Gratian und Valentinian II, stund er in großem Ansehen. Justina, des jungen Kaisers Mutter, begünstigte den Arianismus; allein standhaft widersetzte sich Ambrosius dem Gebrauch einer mailändischen Kirche zum arianischen Gottesdienste. Als die von der Kaiserin und ihren Höflingen gegen Ambrosius unternommene Fehde offen ans Tageslicht trat, blieb der große Bischof unerschütterlich. Dem Kaiser Theodosius legte er Pönitenz auf, wegen seiner blutigen Rache auf Thessalonich. Kein Bischof, kein Weltlicher hat freilich je das Haupt eines Kaisers tiefer gebeugt; allein gräßlich war auch die Unthat, jene so ansehnliche Stadt aller Wuth der Soldaten Preis zu geben und, eines unbedeutenden Vorfalles wegen, über eine ganze Bevölkerung ohne allen Unterschied so herzufahren. Diesem Beweise moralischer Kraft und Würde, einer dem Allgemeinen erwiesenen Wohlthat,

konnte Theodosius selbst [später]hin seine eigene Anerkennung nicht versagen. Nie hatte sich Italien in einem beklagenswertheren moralischen Zustande befunden, als in eben dem Jahrhundert, in welchem der heilige Ambrosius lebte. Dieser war indessen nicht nur der einzige große Bürger, welcher aufrecht stand, wo alles mehr der Verderbniß anheimfiel; er war auch der einzige Italiener, welcher die gediegensten Ueberlieferungen der schönen Litteratur rettete, um sie zuerst in Anwendung zu bringen. Er wußte, von der Höhe seiner Stellung, dem lateinischen Ruhmeskranze neue Farbe zu verleihen; seine Schreibart ist würdig, edel und bündig; nie streift sie an das Gemeine; sein Buch „über den Tod" ist ein Meisterwerk, das von allen Geschlechtsfolgen durchforscht zu werden verdient. Ueberhaupt war er nicht ausschließlich der Mann des Gebets und der christlichen Erbauung, er war auch einer der erlauchtesten Schriftsteller Italiens. Er verließ das irdische Leben, nachdem er wechselweise, als tüchtiger Bischof, als eifriger Theologe, als ausgezeichneter Redner, als warmer Freund der Unterdrückten und der Armen sich erwiesen hatte. Nachdem er mehrere Provinzen verwaltet, diente er den Interessen der Gesammtwelt, und es giebt wohl keinen italienischen Philosophen, der einen nützlicheren und ehrenvolleren Beruf mit mehr Pflichttreue und Beharrlichkeit erfüllt hätte, als der heilige Ambrosius. Er starb, seiner eignen Vorhersage zufolge, zu Ostern 397 und liegt in der Domkirche zu Mailand begraben. Die Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, Paris 1666 — 1690, ist die schönste, aber sehr selten.

G. Epiphanius, Bischof zu Salamis in Cypern, Freund des h. Hieronymus, st. im J. 403. Ein eifriger Bekämpfer der Irrlehrer seiner Zeit und doch selbst von ihnen hochgeschätzt. Obgleich seine Schriften an Geisteskraft und Beredsamkeit denjenigen seiner berühmten Zeitgenossen nachstehen, so leisten sie doch zur Kenntniß der Disciplin der ersten Kirche treffliche Dienste und geben sehr oft der katholischen Lehre ein gewichtiges Zeugniß. Die beste Ausgabe seiner Werke ist diejenige von Petau, gr. u. lat., Paris 1622, 2 Bde. Fol. Sein Commentar über das Hohe Lied war im verflossenen Jahrhundert unter den Manuscripten des Vatikans entdeckt und in Rom 1750 herausgegeben worden.

G. Johannes, Bischof zu Constantinopel, wegen seiner Beredtsamkeit Chrysostomus — Goldmund — genannt, starb im

güter, welche von großem Reichthum und hoher Abkunft unzertrennlich sind, betrat Ambrosius, nachdem er glänzende Studien in Rom gemacht hatte, die Laufbahn eines Rechtsanwalts, und erwarb sich bald solchen Ruf, daß Petronius Probus, der Landpfleger über Italien, Sizilien, die benachbarten Inseln und Afrika, ihn zu seinem Rath wählte und später dann ihm die Verwaltung über Ligurien und Aemilien anvertraute. So kam er nach Mailand, gegen den Willen der Parteien, die sich nach dem Tode des Auxentius gebildet hatten, als die Stimme eines Kindes, vereint mit derjenigen des Volkes, ihn nöthigte, auf den bischöflichen Stuhl dieser Stadt sich zu setzen. Schon hatte das Christenthum alle Schichten der Gesellschaft durchdrungen, mit seinem Geist sie alle erfüllt. Ambrosius vertauschte nun die weltlichen Würden an die Pflicht eines Dieners der Völker; er begann damit, alle seine Habe an die Armen und an die Kirche zu vertheilen. Die Christen wurden nie Philantropen, um reich zu werden, — wie etwa in neuerer Zeit; sie liebten die Menge dieser selbst wegen, und erwiesen ihre Liebe nicht durch prunkende Worte, sondern durch Thaten. Immer heller und immer weiter verbreitete sich der Ruf der Tugenden des großen Mannes, der dann bald auch jede gehegte Erwartung rechtfertigte. Als im Verfolge die Barbaren das Reich verheerten und überall Sklavenmärkte eröffneten, um die gefangenen Völkerschaften gegen Geld umzutauschen, verkaufte Ambrosius, um die Gefangenen zu befreien, selbst die Gefässe der Kirche. Bei den Kaisern Valentinian, Gratian und Valentinian II, stund er in großem Ansehen. Justina, des jungen Kaisers Mutter, begünstigte den Arianismus; allein standhaft widersetzte sich Ambrosius dem Gebrauch einer mailändischen Kirche zum arianischen Gottesdienste. Als die von der Kaiserin und ihren Höflingen gegen Ambrosius unternommene Fehde offen ans Tageslicht trat, blieb der große Bischof unerschütterlich. Dem Kaiser Theodosius legte er Pönitenz auf, wegen seiner blutigen Rache auf Thessalonich. Kein Bischof, kein Weltlicher hat freilich je das Haupt eines Kaisers tiefer gebeugt; allein gräßlich war auch die Unthat, jene so ansehnliche Stadt aller Wuth der Soldaten Preis zu geben und, eines unbedeutenden Vorfalles wegen, über eine ganze Bevölkerung ohne allen Unterschied so herzufahren. Diesem Beweise moralischer Kraft und Würde, einer dem Allgemeinen erwiesenen Wohlthat,

konnte Theodosius selbst [später]hin seine eigene Anerkennung nicht versagen. Nie hatte sich Italien in einem beklagenswertheren moralischen Zustande befunden, als in eben dem Jahrhundert, in welchem der heilige Ambrosius lebte. Dieser war indessen nicht nur der einzige große Bürger, welcher aufrecht stand, wo alles mehr der Verderbniß anheimfiel; er war auch der einzige Italiener, welcher die gediegensten Ueberlieferungen der schönen Litteratur rettete, um sie zuerst in Anwendung zu bringen. Er wußte, von der Höhe seiner Stellung, dem lateinischen Ruhmeskranze neue Farbe zu verleihen; seine Schreibart ist würdig, edel und bündig; nie streift sie an das Gemeine; sein Buch „über den Tod" ist ein Meisterwerk, das von allen Geschlechtsfolgen durchforscht zu werden verdient. Ueberhaupt war er nicht ausschließlich der Mann des Gebets und der christlichen Erbauung, er war auch einer der erlauchtesten Schriftsteller Italiens. Er verließ das irdische Leben, nachdem er wechselweise, als tüchtiger Bischof, als eifriger Theologe, als ausgezeichneter Redner, als warmer Freund der Unterdrückten und der Armen sich erwiesen hatte. Nachdem er mehrere Provinzen verwaltet, diente er den Interessen der Gesammtwelt, und es giebt wohl keinen italienischen Philosophen, der einen nützlicheren und ehrenvolleren Beruf mit mehr Pflichttreue und Beharrlichkeit erfüllt hätte, als der heilige Ambrosius. Er starb, seiner eignen Vorhersage zufolge, zu Ostern 397 und liegt in der Domkirche zu Mailand begraben. Die Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, Paris 1666 — 1690, ist die schönste, aber sehr selten.

G. Epiphanius, Bischof zu Salamis in Cypern, Freund des h. Hieronymus, st. im J. 403. Ein eifriger Bekämpfer der Irrlehrer seiner Zeit und doch selbst von ihnen hochgeschätzt. Obgleich seine Schriften an Geisteskraft und Beredsamkeit denjenigen seiner berühmten Zeitgenossen nachstehen, so leisten sie doch zur Kenntniß der Disciplin der ersten Kirche treffliche Dienste und geben sehr oft der katholischen Lehre ein gewichtiges Zeugniß. Die beste Ausgabe seiner Werke ist diejenige von Petau, gr. u. lat., Paris 1622, 2 Bde. Fol. Sein Commentar über das Hohe Lied war im verflossenen Jahrhundert unter den Manuscripten des Vatikans entdeckt und in Rom 1750 herausgegeben worden.

G. Johannes, Bischof zu Constantinopel, wegen seiner Beredtsamkeit Chrysostomus — Goldmund — genannt, starb im

Jahre 407. D. In seinen ersten Jünglingsjahren war er Sachwalter; hierauf studirte er unter Anleitung von Meleces die heiligen Schriften; nachdem er dann längere Zeit in der Einsamkeit zugebracht, übernahm er in seiner Geburtsstadt die Verrichtungen eines Priesters. Bereits hatte er sich durch eines der ausgezeichnetesten Werke, die in der Kirche bewundert werden, seine „Abhandlung über das Priesterthum", — jedenfalls sein Hauptwerk — bemerkbar gemacht; auch waren schon einige andere Schriften von ihm erschienen. Er war jener hochberühmte Prediger, von dem man in Europa und in Asien mit so großer Begeisterung sprach. Im Verfolg erwarb er sich, durch seine, gegen Eutropius und Gaimas, des Kaisers Arcadius allgewaltige — dann aber in Ungnade gefallene — Günstlinge bewiesene Großmuth verdienten Ruhm. Bei diesem Anlasse hielt er jene prachtvolle Homilie, welche die Litteratur wie die Frömmigkeit von jeher als Gegenstand der Bewunderung hervorgehoben hat. Chrysostomus hatte seine Schuld an den Staat abgetragen; er war beides, der tugendhafteste Mann und der größte Bürger seiner Zeit. Fortan sollten ihn die Kirche, die Rechtgläubigkeit in Anspruch nehmen. Mehrere Bischöfe Asiens wurden ihm als Simonisten verzeigt; er selbst richtet sie und setzt sie ab. Allenthalben finden sich, statt der Tugenden, welche das Evangelium empfiehlt, Habgierde und Sinnenlust; er bekämpft sie ohne Unterlaß. Man verläumdet seine Strenge, er aber kennt die Bedürfnisse seines Zeitalters zu gut, er kennt besonders das Sittenverderbniß Constantinopels, daher beharrt er unbeugsam bei dem angenommenen Verfahren. Er vervielfältigt sich auf allen Punkten, und immer führt die zärtlichste Liebe, bei allem Ernst der Worte, den Vorsitz. Zuletzt unterlag er den gegen ihn angezettelten Verschwörungen und beschloß sein thatenreiches Leben in einer ehrenvollen Verbannung. Ein angesehener protestantischer Schriftsteller sagt von ihm: das christliche Alterthum hatte keinen Prediger seines Gleichen an praktischer Lehrweisheit, Originalität, Gedankenreichthum, Reinheit und Würde des Styls. Seine Predigten griffen stets in das Leben ein; jede wußte er dem Zeitbedürfniß mit einer Kraft und Umsicht anzupassen, mit einer tiefen Menschenkenntniß und hinreißender Wärme eindringlich zu machen, die noch jetzt Bewunderung und Nachahmung verdienen, wie sein treffender Gebrauch und seine gesunde Auslegung der ihm stets gegenwärtigen Bibel, und der in

all seinen Reden herrschende reinchristliche Geist, den auch die hohen Tugenden seines frommen Lebens ausdrückten. Dadurch, und durch seine classischen Schriften (erste Ausg. von Savil, gr. Eaton 1613, 8 Bde. Fol., beste von Montfaucon gr. u. lat., Paris 1718 — 1738, 13 Bde. Fol., Venedig 1780, 14 Bde.), hat er gleich mächtig, und wohlthätiger als irgend ein andrer Kirchenvater, auf die Nachwelt gewirkt (vergl. Neanders Johannes Chrysostomus, Berlin 1821, 1822, 2 Bde. 8.).

L. Hieronymus, Presbyter, st. im J. 420 in einem Alter von 89 Jahren. D. Von christlichen Eltern geboren, studirte er in seinen Jugendjahren so eifrig und gründlich, als es wohl heutzutage nur selten zu geschehen pflegt. Grammatik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Philosophie, Redekunst hatte er zuerst in Rom gelernt; im Verfolg ließ er sich taufen und wählte dann solche Beschäftigungen, die seinem Geiste zusagten; wechselsweise las er Cicero, Plautus, die heilige Schrift. Hierauf begab er sich nach Constantinopel, um unter Gregor von Nazianz sich gründlich der Theologie zu widmen, verfaßte seine „Chronik“ nach dem Vorbilde derjenigen von Eusebius, übersetzte einige Homilien des Origenes, schrieb über die Seraphinen, und kam nach Rom zurück, wo Papst Damasus ihn zum Schreiber sich ersah. Die abendländische Kirche befand sich in Betreff der heiligen Schriften in gleicher Lage mit der morgenländischen vor Origenes; allenthalben waren so fehlerhafte lateinische Uebersetzungen im Umlauf, daß in manchen Stellen der Sinn der Urschrift nur noch mit Mühe herausgefunden werden konnte. Hieronymus wollte seine Sprachstudien nutzbar machen; zuerst sah er die Psalmen nach der griechischen Uebersetzung durch; dann verbesserte er nach den Siebenzig die Sprichwörter, das Buch der Weisheit, das Hohe Lied, den Hiob und die Chroniken; zuletzt übersetzte er das alte Testament aus dem Hebräischen, das neue aus dem Griechischen. In kurzem gewannen diese seine Arbeiten einen ungeheuren Erfolg. Ja, wenn wir heutzutage eine genaue und vollständige lateinische Uebersetzung der erhabensten Schriften, welche der Menschheit eingegeben wurden, besitzen, so haben wir dieß dem heiligen Hieronymus zu verdanken. Seine Uebersetzung des A. T. bildet einen Theil der „Vulgata“, die in der Folge von der Kirche als authentisch erklärt wurde. Die beste Ausgabe seiner Werke ist diejenige von Paris 1704, 5 Bde. Fol.

L. Augustinus, Bischof zu Hippon, starb daselbst während der Belagerung dieses Platzes durch die Vandalen im J. 430. D. Gleich Hilarius, Hieronymus und Ambrosius, ein wahrer Riese, welcher alle geistigen Eigenschaften des Morgenlandes und des Abendlandes in sich zu vereinigen wußte. Tagasta in Numidien, einer zu den dermaligen französischen Besitzungen in Afrika gehörigen Provinz, war die Geburtsstätte des leidenschaftlichsten Jünglings und Mannes seiner Zeit, bevor er der tiefsinnigste Lehrer der lateinischen Kirche ward. Durch die Wissenschaft gelangte er zur Klugheit. In seinem neunzehnten Jahre hatte er das, jetzt verlorene Werk Ciceros „Hortensius" gelesen und fühlte sich ergriffen nach allen seinen Anlagen; zwanzig Jahre hatte er ohne fremde Anleitung die Kategorien des Aristoteles und beinahe alle wichtigen Schriften über Philosophie und die freien Künste gelesen; darauf ward er Manichäer, und dann wieder verlegte er sich auf Astrologie. So blieb er lange ohne festen Glauben. Wieder forschte er zu Carthago, zu Rom, zu Mailand nach der Wahrheit; kaum aber hatte sich diese mit einigem Schimmer von Ferne gezeigt, als derselbe jedesmal wieder sich verdunkelte. Einst jedoch, als ihm die lateinischen Uebersetzungen einiger Platonischer Philosophen und etliche Briefe des heiligen Paulus in die Hände geriethen, gieng seinen Geistesaugen ein ganz neues Licht auf; das Christenthum ward für ihn, was es vorher nie gewesen; nach endlosem Umherirren in einem Idealismus, der ihm nur ungenügende Lehren darbot, ließ er sich taufen und fand sich mit staunendem Auge an seinem Ausgangpunkte, in dem Glauben seiner Mutter. Gleich dem Schiffe, welches lange durch mannigfaltige Stürme war umhergetrieben worden, nun in den Hafen zurückkehrt, kehrte dieser junge Mann zum christlichen Glauben zurück. Durch seinen muthvollen Kampf gegen die Lehrmeinungen des persischen Weltweisen Manes erwies er sich als den unbesiegbaren Vorkämpfer der katholischen Lehre, welche überhaupt jederzeit am wirksamsten verfochten ward durch diejenigen starken Geister und Seelen, welche vorher durch die Stürme und Qualen der Philosophie sich hindurch gearbeitet hatten. Bischof Valerius in Hippo erkannte bald den Werth des erlauchten Bekehrten, welcher seine Rükkehr zu dem katholischen Heerlager durch so glänzende Siege bezeichnet hatte, übertrug ihm das Predigtamt und wählte ihn zu seinem Coadjutor. Bald stunden ihm dann die Donatisten

feindselig gegenüber. Im Verfolg fand zu Carthago eine gemeinschaftliche Verhandlung statt, in welcher Augustin den vollständigsten Sieg errang. Kaum waren die Donatisten zum Schweigen gebracht, so traten die Pelagianer gegen Augustin in die Schranken. Damals wandten, — wie Bossuet sagt —, die Christen, die Bischöfe, die Concilien, die Päpste, mit einem Worte die gesammte Welt im Abendlande wie im Morgenlande, ihre Augen auf diesen Vater — den heiligen Augustin —, als auf denjenigen, welchen die allgemeine Stimme mit den Angelegenheiten der Kirche beauftragte. Er behandelte die, von dem verwegnen Pelagius aufgeworfnen Fragen mit solch entschiedner Ueberlegenheit, mit solchem Scharfsinn, daß er seitdem der empfehlenswertheste Lehrer über diesen Gegenstand geblieben ist. Kaum hatte er sein unsterbliches Werk „über die Stadt Gottes“ vollendet, als die Vandalen, unter Genserichs Anführung, aus Spanien nach Afrika hinüber drangen; alles fällt unter dem Schwerte der Barbaren. Unter all' diesen Unordnungen und Scheußlichkeiten verliert nur Augustinus die Besinnung nicht; unablässig ermahnt er Priester und Bischöfe, bei ihren Gläubigen auszuharren. In diesem Zeitpunkte schrieb er sein letztes Werk gegen Julianus, einen der berüchtigtesten Anhänger des Pelagianismus. Bald erscheinen die Vandalen vor Hippo und belagern es. Augustinus setzt seine Widerlegung fort und verwendet seine letzten Lebenstage nach der einen Seite zur Vertheidigung der rechtgläubigen Lehre, nach der andern zur Unterstützung der Armen und der belagerten Stadt; er ist Allen Alles, die Stütze des Glaubens, der Trost einer königlichen Stadt. In Erfüllung dieses doppelten Dienstes endet er sein ruhmvolles Dasein. — Die Benedictiner Ausgabe seiner Werke, 11 Bde. in Fol., 1679 u. ff., ist vorzüglich geschätzt.

G. Cyrill, Patriarch von Alexandrien, st. im J. 444. Er verfaßte verschiedene Controversschriften gegen Nestorius, dessen Verurtheilung er im J. 430 bewirkt hatte, gegen Diodor von Tarsa und Julian den Abtrünnigen. Seine Werke bilden 6 Bände in Fol., herausgegeben von J. Aubert, Paris 1638. Weder durch Niedlichkeit, noch durch sorgfältige Wahl des Ausdrucks oder feine Ausarbeitung zeichnen sich seine Schriften aus, wohl aber durch die klare Bestimmtheit seiner Erklärungen der christlichen Grundlehren und besonders des Geheimnisses der Menschwerdung Christi.

L. Leo der Große, im J. 440 auf den päpstlichen Stuhl erhoben, st. im J. 461. D. Er zeigte gegen die Irrlehren seiner Zeit die größte Thätigkeit. Wenn auch nicht durch tiefe (die Kenntniß des Griechischen gieng ihm ab) war er doch durch praktische Gelehrsamkeit, sowie durch Klugheit, politische Umsicht und Reinheit der Sitten ausgezeichnet, unstreitig einer der vorzüglichsten Päpste. Seine Erklärung ward im IV Concilium von Calzedon mit dem Zurufe aufgenommen: „Petrus hat durch den Mund Leo's gesprochen". Im J. 452 vermochte er mittelst seiner Beredtsamkeit, Attila von seinem Einzug in Rom abzuhalten. Von ihm haben wir noch 96 Reden über die Hauptfeste des Jahres und 141 Briefe, die in der Bibliotheca Patrum sich vorfinden. Er ist der erste Papst, von welchem wir eine vollständige Sammlung aller Schriften besitzen.

L. Petrus, Chrysologus, Bischof zu Ravenna, st. im J. 450 al. 458. Seine Werke erschienen Venedig 1750 Fol., Augsb. 1758 Fol., und enthalten 176 kurze Homilien, in niedlicher Schreibart verfaßt. Den Beinamen Chrysologus erhielt er erst 250 Jahre nach seinem Tode von einem seiner spätern Nachfolger, dem Erzbischof Felix, welcher den hohen Werth jener Homilien dadurch bezeichnen wollte.

L. Fulgentius, Bischof v. Ruspe in Afrika, st. im J. 533. Aus einem vornehmen carthagischen Geschlechte stammend, Schatzmeister der Provinz, dann Einsiedler und Mönch, kam er im Verfolg nach Rom, ward nach seiner Rückkehr in Afrika Stifter und Vorsteher eines Klosters, dann mitten unter den Unruhen der Vandalischen Verfolgungen zum Bischof von Ruspa geweiht. Seine vielen und gehaltreichen Homilien und Reden wurden gesammelt Paris 1684. Man hieß ihn den „Augustinus seines Zeitalters", dessen Schreibart er auch sich möglichst zu eigen machte.

L. Gregor der Große, Papst, st. im J. 604. D. Er war geboren in Rom 550. Präfekt dieser Stadt 573, von Papst Pelagius II. an Constantin abgeordnet, bei seiner Rückkehr 584 zum Secretair des heiligen Stuhls ernannt, im J. 590 auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Er schloß Frieden mit den Lombarden, that alles Mögliche, um das in der Kirche damals eingerißne Schisma zu beseitigen, und bestrebte sich aus allen Kräften, die christliche Rechtgläubigkeit durch seine Schriften, Missionen und Reformen zu

verbreiten. Er gründete in Rom eine Gesangschule, in welcher er selbst zu Zeiten mit vieler Strenge lehrte, und verbesserte zuerst die Liturgie. Der Gregorianische Gesang führt noch von ihm seinen Namen. Seine Werke erschienen in Paris 1705, 4 Bde. in Fol.

Drittes Zeitalter.

Von Gregor dem Großen bis zu Thomas von Aquino.

G. Johannes, von seinem Vaterland genannt Damascenus, in hohen Staatsämtern bei dem Chalifen, starb als Mönch um das Jahr 760. Wegen seiner Beredtsamkeit ward ihm der Name Chrysorhoas, von den Arabern Mansur, beigelegt. Seine sämmtlichen Werke wurden von P. Michel le Quien in 2 Bdn., Paris 1712, Fol., gr. u. lat. herausgegeben. Mehrere andere vorhandene Ausgaben sind weniger geschätzt. Seine, von Johann IV., Patriarch von Jerusalem, verfaßte Lebensbeschreibung ward in Rom 1553 gedruckt.

L. Petrus (de Honestis) Damianus, durch P. Stephan auf Hildebrands Rath zum Bischof von Ostia erhoben, nachher ins Kloster zurückgekehrt; ein strenger Prediger für Zucht, Büßungen, Kasteiungen, gegen Simonie und Priesterehen; zugleich war er äußerst gelehrt und klug, und leitete im Stillen fast die ganze damalige Kirche. Seine Werke, bestehend aus Briefen, Reden, Leben der Heiligen und verschiedenen Abhandlungen, gab Cajetan, Paris 1642 u. 1663 heraus. Er st. im J. 1072.

L. Anshelm, Prior zu Bec, an seines Lehrers Lanfranc Stelle, nachher Erzbischof von Canterbury, st. im J. 1109. D. Dieser ausgezeichnete Schriftsteller wendete die Vernunft, die Dialektik auf die Theologie an, und das mit solcher Geistesschärfe, mit solcher Kraft, daß niemand die Wahrheit gewisser Grundlehren, mittelst Hülfe der Logik, besser bewiesen hat als er. Ob Descartes seinen berühmten Beweis für das Dasein Gottes aus dem „Monologium“ geschöpft habe, ist uns unbekannt; aber das wissen wir, daß wir kein Werk der neuern Zeit, das dreizehnte Jahrhundert

ausgenommen, kennen, welches mit demjenigen Anselms verglichen werden könnte. Die Manier dieses Dialektikers erinnert an jene Keule des Athleten, welche außer ihm kein anderer zu schwingen vermochte. Tiefe, Einheit der Gedanken, alles was zu einem gewaltigen Kopfe gehört, unermüdliches Eindringen, eine wunderbare metaphysische Anlage findet sich in dem Monologium, und alles tritt hervor, ausgestattet mit irgend einer jener Vollkräfte des Geistes oder des Herzens, welche man in keinen andern philosophischen Büchern in so hohem Grade findet. Er war wider Willen seinem Lehrer Lanfranc auf dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury gefolgt, hatte aber die erhabene Stellung nur unter der Bedingung angenommen, daß der König alle, der Kirche entrissenen Güter zurückerstatte. Keine noch so hoch gestellte Persönlichkeit konnte seinem Ernst entgehen, sobald es sich um Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Beschützung der gesellschaftlichen Ordnung handelte; immer war er der Mann der Billigkeit, der Mann des Volkes gegen jede Willkührgewalt. Baronius nennt diesen, als Mensch, Lehrer, Theolog und Philosoph gleich ausgezeichneten Mann „das Licht der englischen Kirche". Seine zahlreichen (mit vielen untergeschobnen, verfälschten) Schriften, wurden von Gerberon unter dem Titel: Opera beati Anselmi Cantuarensis, Paris 1675 und 1721, Fol. herausgegeben.

L. Bernard, Abt zu Clairvaux, D. Beförderer des Cisterzienser Ordens, bald in höchstem Ansehen in der Kirche und bei den Fürsten, starb im J. 1153, nachdem er in Frankreich, Deutschland und Italien nicht weniger als 160 Häuser seines Ordens gegründet hatte. Er war das Orakel seiner Zeit, der Reformator der Klosterzucht, der Rathgeber der Fürsten und Könige, der Bischöfe und Päpste; Hauptsprecher in den Kirchenversammlungen; Lehrer, Strafprediger und Schiedrichter der Völker. Die Erzbisthümer von Mailand und Rheims, sowie mehrere andre ihm angetragene Bisthümer lehnte er standhaft ab, und, obwohl häufig in Weltgeschäfte verwickelt, kehrte er doch allzeit gern nach Clairvaux zurück. Seine Schriften, in denen der Geist einer reineren, edleren Mystik webt, sind voll Salbung und edler Einfalt, wie z. B. seine Homilien, seine Briefe, der Commentar zum Hohen Liede. Der von ihm reformirte und ausgearbeitete Orden heißt noch immer der Cisterzienserorden, doch nennen sich mehrere geistliche Körperschaften

nach ihm: Bernhardiner, Bernhardinerinnen. (S. August Neander, der heil. Bernard u. sein Zeitalter, Berlin 1813.) Von Papst Alexander III. ward er, 20 Jahre nach seinem Tode, mit großer Feierlichkeit canonisirt. Villefore beschrieb sein Leben 1704 und von Mabillon besitzen wir eine treffliche Ausgabe seiner Werke, 1690, 2 Bde. Fol., wiederaufgelegt 1719.

L. Bonaventura, Bischof von Albanien, Franziskaner, Doctor seraphicus genannt, vereinigte Mystizismus mit scholastischer Theologie, st. im J. 1274. Im J. 1243 ließ er sich in den Orden der niederen Brüder aufnehmen, ward dann Professor der Philosophie und Theologie an der Universität in Paris, und hierauf General seines Ordens. Im J. 1260 schlug er das ihm von Clemens IV. angetragene Erzbisthum York aus. Den Papst Gregor X. begleitete er als Cardinal-Legat auf das Concil in Lyon. Seine Canonisation erfolgte im J. 1482. Noch sind seine Werke (Rom 1588 — 96, Fol., 7 Bde., wiederaufgelegt in Venedig 1751 — 56, 14 Bde. in 4.) das Orakel der Franziskaner und eine Fundgrube mystischer Deutungen, aber auch vor andern scholastischen wegen ihres praktisch-religiösen Geistes ungemein geschätzt. Luther hieß ihn virum præstantissimum, und Bellarmin ertheilte ihm die größten Lobsprüche.

L. Thomas, der junge Fürst von Aquino, Dominikaner, Doctor angelicus auch universalis genannt, starb im J. 1274. Er war vor allem ein großer Philologe, uud der Erste in Europa, welcher die vornehmsten Werke des Aristoteles übersetzte oder übersetzen ließ, und es läßt sich nicht bestreiten, daß der Dominikaner den Philosophen ungleich besser kannte, als die Menge derjenigen heutzutage, welche anmaßend genug sind, denselben am besten verstehen zu wollen; seine Geisteskraft erwirbt ihm unsre höchste Bewunderung; es giebt keine noch so hochgestellte Frage, an welche der Dominikaner nicht hinaufreichte, keine so verwickelte, welche er nicht zu durchdringen vermöchte. Gar bald gelangte er zu fortdauernd größtem Ansehen, als Lehrer der Theologie zu Paris — besonders auch bei Papst Urban IV., späterhin in Italien, zuletzt in Neapel. Er und Bonaventura — Häupter der zwei mächtigsten Orden — erklärten sich für die Communion unter Einer Gestalt (S. Beleuchtung IV. S. 91.), welche dann auch immer gewöhnlicher ward. In der That war er eine ganz ausgezeichnete Intelligenz

wie es noch wenige bis auf die neuern Zeiten gab. Die Steppen von der arabiſchen Gelehrſamkeit und Spitzfindigkeit zu reinigen; den Glauben auf ein unerſchütterliches Fundament zu gründen; um die Unfälle, womit die Unwiſſenheit und die Polemik Europa in Verwirrung gebracht hatten, wieder gut zu machen, all' ſeine Zeitgenoſſen zum höchſten Ausdruck des religiöſen und moraliſchen Glaubens emporzuheben, — war die hehre Aufgabe dieſes außerordentlichen Mannes, welche er auch mit einer Ausdauer, mit einer Fülle der Mäßigung und des geſunden Sinnes zu löſen verſtund, denen wir unſre höchſte Bewunderung nicht verſagen können. Wenn Griechenland und Italien durch einen Plato, Ariſtoteles, Cicero ihre große Illuſtration erhielten, und wenn dieß hauptſächlich den Aufſchlüſſen zuzuſchreiben iſt, welche ſie über die Gottheit, die Seele, und die höchſten Intereſſen der Menſchheit ertheilt hatten, ſo bleibt es ausgemacht, daß in Bezug auf eben dieſe Aufſchlüſſe der heilige Thomas einen Plato, Ariſtoteles, Cicero und alle Weiſen des Alterthums weit übertraf; er iſt ein Anhaltspunkt für die geſammte Menſchheit. Hätte das Mittelalter einzig den heil. Thomas hervorgebracht, ſo müßte ſchon deswegen bei der Erinnerung an daſſelbe Jedermann tief ſich beugen. In der Wage der Wahrheit wiegt Thomas von Aquino allein mehr, als alle rationaliſtiſchen Jahrhunderte zuſammen. In jenem, von den Encyclopädiſten, und ſelbſt von uns noch, ſo ſehr verachteten Mittelalter war es, daß der heil. Thomas Europa mit der gewichtvollſten und ſchönſten aller Königskronen beſchenkte; mitten im Mittelalter war es, daß der große Denker, der große Kunſtbildner aus dem erlauchten Fürſtengeſchlecht von Aquino, die prachtvolle Kuppel ſchuf, welche den rühmlichſten Bau des menſchlichen Geiſtes und Wiſſens auf ewige Zeiten überwölben ſollte. In der That, lege man in die eine Wagſchale die „Summa“ des heil. Thomas, in die andere die Werke derjenigen Männer, welche als die vornehmſten philoſophiſchen Capazitäten unter uns gelten können, d. h. in einem Jahrhundert, welches die wiſſenſchaftlichen Schätze der geſammten Vergangenheit ererbt hat! Wir ſprechen nur unſere innerſte Ueberzeugung aus, wenn wir ſagen, daß in den Werken des hl. Thomas eine zahlloſe Menge von Artikeln ſich finde, deren jeder ungleich mehr Geſchick, ungleich mehr philoſophiſchen Kraftaufwand vorausſetzt, als man in allen Werken derjenigen zuſammen findet, welche heutzutage als

Herrscher auf dem Gebiete der Ideen gelten. Bringe man alle Werke unseres und des achtzehnten Jahrhunderts zusammen; häufe man dann noch alle Encyclopädisten, alle Sceptiker, alle Controversisten, welche seit der Reformation den Katholicismus angefochten haben, auf dieselben; zuverläßig wird man mit all' ihrem Gehalt niemals ein Werk zu Stande bringen, welches — selbst unter dem Gesichtspunkte rationalistischen Genies — der Summa des hl. Thomas gleich käme. Wohl mag bei jenen viel Geist, eine gewisse Fruchtbarkeit der Leidenschaft, eine gute Schreibart, Kunst und Gewandtheit sich vorfinden, aber einen gewaltigern Kopf, einen Kopf, der nie schwindelt, nie in Taumel geräth, der stets auf sein Ziel, auf die Wahrheit zuschreitet, solch einen Kopf wie denjenigen des heil. Thomas wird man nicht finden. Von seinem dreizehnten Jahrhundert aus hat der Dominikaner seinen Blick in Tiefen gesenkt, in welche eindringen zu können, weder die Encyclopädisten, noch wir, auch nur zu ahnen vermöchten; hinwieder schwebte sein Scharfsinn auf Höhen, zu denen niemand von uns ihm folgen könnte. Auch im Gebiete der Moral ist seine entschiedene Ueberlegenheit unbestreitbar; hier läßt er eine Welt aufgehen, deren Dasein heutzutage kaum mehr geahnt wird; er gräbt in Tiefen hinab, welche zu ermessen unser Geist weder den Muth noch die Kraft besitzt. Nach einigen Schriften, welche für den Dominikaner nur Werklein (opuscula) waren, dermal aber jedem ernsten Geiste Hauptwerke sein würden, stoßen wir auf eines, das wohl noch zu wenig gewürdigt ward, ja manchem Gelehrten unserer Zeit kaum bekannt sein mag, wir meinen dasjenige: De regimine principum. Hier stellt sich uns Thomas unter einem neuen Gesichtspunkte dar, als Staatsrechtslehrer ersten Rangs; er wirft alle Fragen auf, welche die öffentliche Wohlfahrt berühren können, geht von den Völkern zu den Königen, von den Königen zu den Völkern über, betrachtet beide nach ihren Rechten, Pflichten, ihren Glückszuständen und ihren Unfällen, und liefert damit eines der vorzüglichsten Werke über Politik. Der hl. Thomas ist daher nicht bloß ein ausgezeichneter Gelehrter, ein großer Metaphysiker, ein großer Moralist, großer Theologe; er durchdringt auch mit seinem Scharfsinn eine der gewichtigsten politischen Fragen, und dieß mit einer Festigkeit und einem Hellblick in das gesellschaftliche Leben, denen wir unsre höchste Bewunderung nicht versagen können. — Von seinen Werken

sind zahlreiche Ausgaben vorhanden, namentlich Venedig 1594, Antwerpen 1612, die genaueste aber Rom 1570, 17 Bde. Fol., von Papst Pius V. veranstaltet, von welcher die Königl. Bibliothek in Paris ein Exemplar auf Velin besitzt. Die beste Biographie von Thomas lieferte P. Touron, Paris 1737.

Andere ausgezeichnete theologische Schriftsteller des XIII. und XIV. Jahrhunderts, deren jedoch in dieser „Beleuchtung" seltener gedacht wird, waren noch:

Alexander ab Hales, D. irrefragabilis genannt.[1])

Roger Baco, D. mirabilis.

Henricus von Gent, D. solennis, in der Sorbonne zu Paris.

Richard von Middleton, D. solidus, lehrte Philosophie und Theologie in Paris und Oxford.

Aegidius Romanus, D. fundatissimus, Lehrer der Philosophie und Theologie in Paris.[2])

Jo. Duns Scotus, D. subtilis, Franziskaner, Lehrer der Philosophie und Theologie in Oxford und Paris.

Durandus de S. Porciano, D. resolutissimus, Dominikaner, Bischof von Meaux.[3])

Wilh. Occam, D. singularis, Franziskaner, Wiederhersteller des Nominalismus.

Thomas von Bradwardina, D. profundus, Lehrer in Oxford.[4])

Wilh. Burley, D. perspicuus, Lehrer zu Oxford, Nominalist.

Joh. Gerson, D. christianissimus, Kanzler der Universität Paris.[5])

---

[1]) Erster Dr. Theol. in Paris, aus dem Franziskaner Orden.

[2]) Erzieher Philipps des Schönen, dem Papst Bonifazius VIII. sehr ergeben, während einiger Zeit General der Augustiner.

[3]) Ein denkender, eclectischer Theologe.

[4]) Beichtvater König Eduards III. von England und dessen Begleiter bei seinen Feldzügen in Frankreich; zuletzt noch Erzbischof von Canterbury.

[5]) Sehr angesehener Theologe und geschätzter Prediger; Nominalist; als Deputirter der Universität Paris und des Königs in größtem Ansehen zu Konstanz.

Kirchenschriftsteller (Scriptores ecclesiastici).

Erstes Zeitalter.

G. Papias, Bischof von Hierapolis zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, nach dem Zeugniß des heil. Irenäus; Freund Polycarps und Schüler des Apostels Johannes. Von seinem, zur Zeit des Abts Tritheim noch vorhanden gewesenen, Werke: „Erläuterungen der Reden des Erlösers", sind nur Bruchstücke auf uns gekommen. Auch er war, gleich mehreren rechtgläubigen Lehrern, — einem Irenäus, Justin u. a. — Anhänger des Chiliasmus, d. h. der Träume von der Herrlichkeit des tausendjährigen Reichs.

G. Athenagoras, platonischer Philosoph, oder vielmehr Eclectiker, schrieb im J. 170 eine Apologie der christlichen Religion an Mark-Aurel und seinen Sohn Commodus; sodann eine Abhandlung über die Auferstehung der Todten. Die erste Ausgabe seiner Werke ist diejenige von H. Stephanus gr. u. lat. 1557, die vorzüglichste aber jene von Oxford 1706, auch gr. u. lat., und die neueste jene von Leipzig 1774.

G. Hegesippus, Philosoph, jüdischer Nation, der älteste Kirchengeschichtschreiber, starb — nach der Chronik von Alexandrien — hochbetagt im J. 180. Von seinem Hauptwerke sind nur noch Bruchstücke bei Eusebius vorhanden; es enthielt die Geschichte der urchristlichen Kirche, vom Tode Jesu an, in 5 Büchern, in einfachster Schreibart, indem der Verfasser dieselbe — wie der heil. Hieronimus berichtet — mit der Denkensart derjenigen, deren Leben er beschrieb, in Uebereinstimmung zu bringen, bemüht war.

G. Melito, Bischof von Sardus in Lydien, war nicht weniger berühmt durch seine Frömmigkeit und Tugenden, als durch seine Talente. Er übergab an Mark-Aurel eine Apologie für die Christen im J. 171, wovon einige Bruchstücke in der biblioth. patrum sich aufbewahrt finden, sowie in Eusebius IV, 25.

G. Tatianus, Schüler und Freund Justins; den Apologeten beigezählt; war in Syrien um das J. 135 geboren. Er verfaßte

eine „Harmonie der vier Evangeliſten“; auch hat man von ihm eine „Schutzrede für die Chriſten gegen die Heiden“, Oxford, cum notis varior. 1700. (Die erſte Ausgabe, mit lat. Ueberſetzung von Conrad Geßner, Zürich 1546, Fol., als Anhang zu Theophil von Antiochien.) Dieſe iſt im Geiſte des damals herrſchenden Syncretismus abgefaßt, indem platoniſche Philoſopheme mit chriſtlichen Dogmen in Verbindung gebracht ſind. Die Behauptung, daß er mit den Enkratiten in unmittelbarem Zuſammenhang ſtund, iſt unerwieſen.

G. Pantänus, Sizilianer von Geburt, aus der Alexandriſchen Schule, zuvor Stoiker, deſſen „Commentarien über die Bibel“ von Clemens und Origenes ungemein belobt werden, ſt. im J. 213, al. 216. Seine Beredtſamkeit erwarb ihm den Beinamen „Biene von Sizilien“. Demetrius, im J. 189 zum Patriarch von Alexandrien erhoben, übertrug ihm eine apoſtoliſche Sendung nach Indien, wo er ein Exemplar des Evangeliums von Mathäus in hebräiſcher Sprache, vorfand, welches vom hl. Bartholomäus war abgeſchrieben und dorthin gebracht worden.

G. Titus Flavius Clemens von Alexandrien, deſſen Schüler, zuerſt platoniſcher Philoſoph, ſt. im J. 220. Er war Lehrer des Origenes und Alexanders, Biſchof von Jeruſalem. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt diejenige von Oxford, gr. u. lat. 1715, 2 Bde. in Fol. Der Einfluß griechiſcher Philoſophie, unabhängige Forſchung über chriſtliche Glaubenslehren, und Nachſicht gegen Häretiker ſind, neben ſtarkem Schwung der Phantaſie und Vorliebe zu myſtiſcher und allegoriſcher Auslegung der Bibel, in ſeinen, auch für das Studium der Alterthümer ſehr wichtigen Schriften, hervorſtechend.

L. Tertullian, Aelteſter von Carthago, der erſte unter den Schriftſtellern der alten lateiniſchen Kirche, trat im hohen Alter zu den Montaniſten über, ſchrieb vieles vor und nach ſeinem Abfall, ſt. unter der Regierung des Kaiſers Caracalla im J. 216, al. 220, 245. Er war anfänglich Rhetor und Rechtsgelehrter und bekannte ſich zur Stoiſchen Schule. In dem, erſt nach ſeinem Abfalle verfaßten Buche de præscr. hær. lieferte er eine treffliche Vertheidigung der katholiſchen Religion, und trug nichts vor, was mit der wahren Lehre im Widerſpruch war. Unſtreitig war er

ein sehr gelehrter, in der griechischen Litteratur bewanderter, origineller, witziger Mann; nur um die lateinische Sprache — in welcher er schrieb — hat er schlechte Verdienste, so zwar, daß Tertullianisches Latein zum Sprichwort geworden ist. Bis zu Augustinus galt sein Ansehen in der lateinischen — besonders carthagischen — Kirche sehr viel. Seine Schriften sind theils apologetischen, theils polemischen, theils auch ascetisch-moralischen Inhalts, und wurden herausgegeben von B. Rhenanus, Basel 1521 Fol., 1528, 1539; Paris 1545 Fol.; von Rigaltius ebendas. 1675; Halle 1770—73, von Sander, 6 Bde. Vergl. Allix de vita Tertulliani, Paris 1630. Ballenstädt, Tertullians Geistesfähigkeit, Helmstädt 1786. Neander, Antignosticus, Berlin 1825. Immer war Tertullian unter die vorzüglichsten Schriftsteller der ältesten Kirche gerechnet worden. Vinzenz von Lerin verglich ihn mit Origenes; seiner Meinung nach war er für die latein. Kirche, was Origenes für die griechische war, d. h. der beredteste und geistvollste Mann. St. Cyprian nannte ihn „seinen Meister". Auch noch in neuerer Zeit zählte er viele Bewunderer; so z. B. spricht Bossuet in seinen Schriften hin und wieder mit Begeisterung von ihm, und Chateaubriand hieß ihn den „Bossuet Afrikas".

G. Origenes, gebürtig von Cäsarea im J. 185, wegen seines ausgezeichnet beharrlichen Arbeitsfleißes zugenannt Adamantius (der Demantgleiche), Schüler des Clemens von Alexandrien, wird für den gelehrtesten und wissenschaftlichsten der alten Kirchenschriftsteller gehalten. Bei Lebzeiten war er seiner Lehre selbst wegen wenig angefochten, desto mehr aber nach seinem Tode. Indessen hatte er auch selbst schon über die Verfälschung seiner Schriften geklagt. Eine ausführliche Lebensbeschreibung von ihm lieferte Eusebius in seiner Kirchengeschichte. Daß er sich, gestützt auf die Schriftstelle bei Matth. XIX, 12., zur Bewahrung der Keuschheit selbst entmannt hatte, ist geschichtlich erwiesen. Er starb im J. 254. In früher Jugend lebte er in der dürftigsten Armuth, und noch späterhin reichten vier Pfenninge zum täglichen Unterhalte des gelehrtesten Schriftstellers Afrikas hin, in einer Stadt, in welcher die prachtliebende Cleopatra Millionen auf ihre Gastmahle verschwendete. Lange hatte er sich alle Entbehrungen auferlegt; er besaß nur ein Kleid, ging barfuß, schlief auf einer Strohmatte und aß nur zur Nothdurft; aber er war glücklich in seiner Armuth.

Was jedoch dieſen Mann noch beſonders auszeichnete, war nicht bloß dieſer Kinderſinn, dieſe Selbſtverläugnung, dieſer ächt apoſtoliſche Eifer; es war die Ausdauer ſeines Geiſtes, der ungeheure Umfang ſeines Wiſſens und die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit ſeiner Verſtandeskräfte. Noch jung hatte er in der berühmteſten Stadt Afrikas als Lehrer den Kern der Bevölkerung an ſeinen Unterricht zu feſſeln, große Intelligenzen zu bekehren und die Zahl ſeiner geiſtigen Eroberungen von Tag zu Tag zu mehren gewußt; bald wurden ihm dann hoher Ruhm und öffentliche Triumphe zu Theil. Was ſeine Begeiſterung für den chriſtlichen Glauben vermochte, ſieht man daraus, daß er gegen ſechstauſend Schriften innert vierzig Jahren vollendete; die Zeit und die Barbaren haben uns zwar die meiſten derſelben entriſſen, aber ungeheure Trümmer der rieſenhaften Gelehrſamkeit des Origenes ſind uns doch noch übrig geblieben. Wir erinnern zuvorderſt an das Fragment der Hexapla. Im dritten Jahrhundert waren nämlich vier griechiſche Bibelüberſetzungen vorhanden; diejenige der Siebenzig, welche auf Befehl des Königs von Egypten, Ptolomäus Philadelphus, war verfertigt worden; die andere von Aquila, einem gebornen Heiden, der Chriſt ward und nachher zum Judenthum übertrat; die dritte von Theodotion aus Synope, die vierte von Symmachus. Ueberdieß hatte Origines noch drei andere, jedoch unvollſtändige Ueberſetzungen in Jericho und Nicopolis vorgefunden. Origenes ſammelte alle dieſe Hülfsmittel auf's ſorgfältigſte, und ſchrieb ſie in Form von Tetrapeln, Hexapeln u. ſ. w. auf Pergamenthäute. In den Tetrapeln hatte er in vier Säulen die Ueberſetzung von Aquila, von Symmachus, von den Siebenzig, und von Theodotion geſchrieben; in den Hexapeln nahm der hebräiſche Text die erſte Stelle ein, dann ebenderſelbe mit griechiſchen Buchſtaben und die erwähnten Verſionen; in den Enneapeln vereinigte er alle die ihm zu Gebote ſtanden, räumte aber den Siebenzig, welche er nach dem hebräiſchen Text ſorgfältigſt durchgeſehen hatte, die erſte Stelle ein und ſuchte in den übrigen die entſprechendſte Ueberſetzung. Der Pentateuch, die Bücher Joſue, der Richter, Ruth, der Könige, der Chroniken, Hiob, die Pſalmen, die Sprichwörter, der Prediger, das hohe Lied, die großen und die kleinen Propheten bildeten die ungeheure Sammlung, die er neunmal abſchrieb. Dieß Rieſenwerk eines Mannes, deſſen Natur ihn weit eher zur Selbſtthätigkeit anzutreiben ſchien,

war eine unendliche Wohlthat für die Kirche. Samaritaner und Juden beschuldigten die Christen der Unwissenheit; Origenes brachte sie zum Schweigen. Aber nicht bloß für das dritte Jahrhundert waren die Enneapeln eine Wohlthat; der Gedanke, der sie geschaffen hatte, erwachte am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von neuem, als der Kardinal Ximenes seine Bibel von Alcala de Henares drucken ließ, als Philipp II. die seinige in Antwerpen veranstaltete, als le Jay seine gewaltigen Bände wie typographische Wunderwerke an's Licht gab, und Andre durch ihre Polyglotten ihre Landsleute in Staunen setzten. Nachdem Origenes jene Arbeiten vollendet hatte, entschloß er sich, auch an die Erklärung der Bibel Hand zu legen, schrieb die Scholien über einzelne Kapitel und Verse, worin er für den Gelehrten den Wortsinn der heiligen Schrift erläuterte; hernach, als er von dem Geist derselben sich durchdrungen fühlte, verfaßte er Homilien, für das Volk bestimmt, in denen er aus dem mystischen oder allegorischen Sinne Sittenvorschriften für dasselbe ableitete. Wir staunen vor solch umfangreichen Unternehmungen, vor solch riesenhaften Arbeiten, und beugen uns tief vor diesem Kraftgenie, welches die erhabensten und heiligsten Gebiete, welche zu betreten dem Sterblichen vergönnt ist, so majestätisch durchschreitet. Wie sehr würde unsre Bewunderung noch gesteigert, wenn statt einzelner Bruchstücke das Ganze, statt der uns von Rufinus hinterlassenen Uebersetzung die Urschrift auf uns gekommen wäre! Was er zur Auslegung des Alten Testaments unternommen hatte, sollte auch auf das Neue sich ausdehnen; leider müssen wir abermals die Verheerungen der Zeit beklagen. — So war der Schriftsteller, der Mann der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft. Weder in Athen, noch in Rom, noch in Alexandria, noch in irgend einer Stadt, in welcher man sich die Pflege der Künste und Wissenschaften zur Ehre rechnete, hat Jemand so viel geschrieben, so viele Gedanken bewegt, verarbeitet, entwickelt, wie Origenes. Indessen war er nicht ausschließlich der Mann der Entsagung und geistiger Thätigkeit; er war auch ein Mann des Muthes, welchen er häufig und auf's rühmlichste zu erproben Gelegenheit fand. All' seine großen Eigenschaften traten in hellstem Glanze hervor, als ihm von seinem innigsten Freund Ambrosius die Widerlegung einer Schrift des Philosophen Celsus, die „wahre Rede" betitelt, aufgetragen ward. Einen heftigern, mit Gewandtheit und Arglist geführten

Angriff auf das Christenthum hatten die Gläubigen schwerlich jemals zu bestehen gehabt. In seinem sechszigsten Jahre tritt der ehevorige Cathechet, der gewesene Schüler des heil. Clemens und Alexanders, der vielfache Herausgeber, Scholiast und Erklärer der Bibel als Schutzredner auf, rafft alle seine Geisteskräfte zusammen, und widerlegt mit glänzendstem Erfolge jene Rede des Celsus, welche alles in sich vereinigte, was die Vernünftelei, die Leidenschaft, die Ruchlosigkeit, die Lästerung nur immer erfinden können. Die Vertheidigungsschrift des Origenes ist so inhaltsreich, daß, nachdem Celsus durch dieselbe auf's vollständigste war besiegt worden, sie als eines der fruchtbarsten, dogmatischen Bücher sich geltend machte, welche man nur immer berathen und studiren kann. Vergl. Beleuchtung II. 134. Daß die Zahl der von ihm verfaßten Schriften auf nicht weniger als sechstausend — seine kleinern Abhandlungen, Briefe und Predigten ohne Zweifel mitgerechnet — angeschlagen wird, haben wir bereits bemerkt; sowie auch, daß der größre Theil davon verloren gieng; unter letztren wird besonders ein Werk in X Büchern schmerzlich vermißt, worin er die Lehren der alten Philosophie mit dem Christenthum verglich. Am wichtigsten sind seine exegetischen Schriften, vorzüglich die Commentare über die ganze heil. Schrift, gr. und lat. herausgegeben von Huet, Rouen 1668, 2 Bände. Fol. Die Hexapeln, Paris 1753; Leipzig 1768. Von seinen sämmtlichen Werken erschienen mehrere Ausgaben: Basel 1536; Paris 1749, 4 Bde. Fol.; Würzburg bei Oberthür, in 15 Bdn. u. a. m. Sein Leben findet sich ausführlich beschrieben in Eusebius Kirchengeschichte. Er starb zu Tyrus im J. 254 unter der Regierung des Gallus und Volusianus in Folge der schweren Foltern, die er während der Verfolgung des Kaisers Dezius hatte bestehen müssen.

L. Minutius Felix, aus Afrika, starb ungefähr im J. 220. Er war Rechtsgelehrter in Rom, Verfasser eines Dialogs, Octavius, zur Vertheidigung des Christenthums, welcher in sehr vielen Ausgaben — darunter auch in französischer Sprache — erschien. Lactantius und der hl. Hieronymus erheben ihn als einen der ersten Redner seines Jahrhunderts.

G. Sextus Julius Africanus, dessen Altersgenosse, Bischof zu Emmaus, nachher Nicopolis genannt, aus Palästina gebürtig, gab eine sehr geschätzte Chronographie in V Büchern heraus,

von Adam bis auf den Kaiser Macrin; er soll Schüler des Bischofs Herakles zu Alexandrien gewesen sein; st. im J. 232.

Zweites Zeitalter.

L. Lactantius Firmianus, wegen seiner Beredtsamkeit „der christliche Cicero“ genannt, st. im J. 325, al. 318. Lehrer der Rhetorik in Nicomedien, Erzieher des Crispus, des Sohns Constantins; er schrieb mit vieler Gelehrsamkeit und in einer, dem klassischen Alterthum glücklich nachgebildeten Sprache, außer mehreren moral. dogmat. Abhandlungen, instit. div. Bücher, in denen der Werth der christl. Religion, mit Bezug auf ihre Gegner dargethan wird. Er war Schüler des Arnobius, den er jedoch an Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit weit übertraf. Von den wenigsten alten Schriftstellern sind die Werke so häufig herausgegeben worden, wie von ihm.

G. Eusebius, Bischof von Cäsarea, zugenannt Pamphili, wegen der Freundschaft, die er mit Pamphilos, Presbyter zu Cäsarea, unterhielt, der Vater der Kirchengeschichte, geb. in Palästina 270, st. im J. 340. Einer der belesensten Gelehrten seiner Zeit. Er erzählt uns von den Ueberresten des ersten Jahrhunderts, welche er selbst noch gesehen. Seine vorzüglichsten Schriften sind: die Kirchengeschichte in X Büchern, Paris 1544, Cambridge 1720; 3 Bde. Fol., beste Ausgabe von Reading, gr. u. lat., das Leben Constantins in 4 Bd., eine Chronik von Erschaffung der Welt bis zu Constantin, übersetzt vom hl. Hieronymus, und Commentarien über die Psalmen, Jesaias u. a. m. Seine Præparationes evangelicæ, L. XV, enthalten viele Citate aus verloren gegangenen wichtigen Schriften, wie auch seine Demonstr. evang., Libri X.

L. Arnobius Afer, berühmter Redner zu Sicca in Numidien, Lehrer des Lactantius, st. im J. 303. Nachdem er unter Diocletian zum Christenthum übergetreten, schrieb er gegen die Heiden VII Bücher; Rom 1542, Fol., nach einem alten Mscr. des Vaticans. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke, Leyden 1651, die neueste von Orelli, Leipzig 1816.

L. Julius Firmicus Maternus, aus Sizilien, Sachwalter unter Constantin dem Großen. Sein sehr geschätztes, gegen Mitte des vierten Jahrhunderts verfaßtes Werk De erroribus religionum profanarum gab Flacius Illyricus 1562 heraus; andre Editionen sind von Leyden 1562 u. 1678, Paris 1666 und zuletzt noch c. not. var. Rotterdam 1743.

L. Fabius Marius Victorinus, Afer, st. im J. 376, al. 370. Lehrte in Rom mit großem Beifall die Redekunst, trat dann im hohen Alter zum Christenthum über und schrieb einen Commentar über die Pauliniſchen Briefe.

L. Severus Sulpitius, ein galliſcher Rechtsgelehrter, nachher im J. 392 in den Mönchsorden getreten, geb. zu Aquitanien 363, st. im J. 420, al. 410. Er schrieb seine Historia sacra von der Schöpfung der Welt bis zum J. 410, herausgegeben von Flacius Illyricus, 1556, nebst einigen Dialogen, Briefen und der Lebensgeschichte St. Martins von Tours, dessen Schüler und Freund er war. Gesammtausgabe, Leyden 1635, Leipzig 1719, Verona 1741. Wegen der Reinheit und Zierlichkeit seiner Schreibart ward er „der christliche Salluſt“ genannt.

L. Rufinus, Tyrannius, geb. 340. Presbyter von Aquileja, nachher von Jeruſalem, Fortsetzer der Kirchengeschichte bis zum Tod Theodoſius des Großen, st. im J. 410. Er war vertrauter Freund des Hieronymus, Gründer eines Klosters auf dem Oelberg bei Jeruſalem. Seine Werke, großen Theils Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, — worunter auch die Homilien des Origenes über das Alte Testament — kamen in Paris 1580, in Fol. heraus.

L. Paulus Oroſius, Presbyter zu Tarracona in Catalonien, st. im J. 417, war zu Auguſtinus und von da zu Hieronymus nach Paläſtina gereist. Er schrieb seine Geschichte in VII Büchern, von Anfang der Welt bis zum J. 316, n. C. G., Florenz 1471, in Fol.; Leyden 1758 u. 1767 in 4. die erste Ausgabe 1471 Fol. bei J. Schußler in Augsburg, ist sehr selten und gesucht. Seine Geschichte ward beinahe in alle neueren Sprachen überſetzt.

L. Vincenz von Lerin. Mönch und Prieſter, dessen im J. 434 — kurz nach dem Concil zu Epheſus aus Veranlaſſung der Neſtorianiſchen Irrlehre — verfaßtes Commonitorium gegen die Häretiker, „das goldene Büchlein“ genannt, auch in verſchiedenen

Sprachen mehr als dreißig Male aufgelegt wurde, st. im J. 440, al. 450.

G. Theodoret aus Antiochien, geb. 386, Schüler von Joh. Chrisostomus, Bischof von Cyrus, Fortsetzer der Kirchengeschichte von Eusebius, den Zeitabschnitt vom J. 324, wo Eusebius endete, bis 429 umfassend; st. im J. 457. Seine Schriften gab Sirmond, gr. und lat. 1642, 4 Bde. in Fol. heraus; sowie nachher Schulze und Nouselt in Halle 1767—74, gr. u. lat., 10 Bde. in 8. Als Exeget, Homilet und Kirchengeschichtschreiber war er gleich ausgezeichnet.

G. Socrates, von Constantinopel, blühte um das J. 440, ebenfalls Fortsetzer der Kirchengeschichte von Eusebius, sowie dessen Altersgenosse. Er schrieb s. Geschichte der christl. Kirche in VII Büchern, und umfaßte in ihr die Ereignisse vom J. 306 bis 439; er benutzte dazu Urkunden, Briefe, kaiserliche Edicte, bischöfliche Schreiben, Glaubensbekenntnisse; in der Ausarbeitung beweist er ausnehmenden Fleiß, mit großer Bescheidenheit verbunden.

G. Hermias Sozomenus, geb. zu Bethel in Palästina, zu Anfang des fünften Jahrhunderts, dann Sachwalter in Constantinopel; seine Kirchengeschichte umfaßt die Zeit von 323 bis 439; außerdem hatte er noch einen kurzen Inbegriff der Kirchengeschichte, von der Himmelfahrt Jesu bis zum Tod des Licinius geschrieben, welcher jedoch nicht mehr vorhanden ist.

L. Salvianus, Presbyter von Marseille, „Magister der Bischöfe“ genannt, st. im J. 496, al. 486. Er hatte das hohe Alter von hundert Jahren erreicht. Seine Werke gab Brassicanus in Basel 1530, Manutius 1564, dann Rittershusius im J. 1611 und Baluzius im J. 1684 heraus.

Namens-Verzeichniß.

Die römiſche Zahl bedeutet das Heft, und zwar
I. des erſten Bandes erſte Abtheilung,
II. „ „ „ zweite „
III. des zweiten Bandes erſte Abtheilung,
IV. „ „ „ zweite „

Adam, Melch. I. S. 208.
Adrian VI. I. 65. 175. II. 107.
Alberti I. 37.
Allioli II. 207.
Ambroſius I. 45. 73. 75. II. 37. 111. 118. 128. 143. IV. 8. 36. 86.
Amerbach II 4.
Ammianus I. 45.
Ammon I. 33. 89. 164. II. 115. 117. 123. III. 87. IV. 44.
Amsdorf I. 114.
Amthor II. 163. III. 103.
Andreä II. 104.
Arminius II. 93.
Arnobius II. 135.
Arnold III. 153. IV. 110.
Arx, Ildeph. I. 206. 216. III. Vorw. S. VII.
Athanaſius, S. I. 45. 73. 75. III. 7. 132.
Aubertin IV. 110.
Augsburger Conf. I. 9. 128. 191. II. 105. III. 155.
Auguſti II. 125. III. 86.
Auguſtinus S. I. 7. 18. 75. II. 122. 172. 199. 217. III. 91. 92. 97. 118. 120. 128. 141. 183. IV. 5. 8. 20. 34. 49.

Baco von Verulam II. 174. III. 34.
Balduin I. 133.
Balthaſar, F. A. I. 132. 167. II. 59.
Baratier I. 47.
Bardeſanes I. 119.
Baſelſche Conf. I. 11. 27. 50. III. 4.
Baſilius III. 119. 130. 142. 183. IV. 8. 23.
Bauer, Bruno I. 25. II. 131.
Bayle I. 25. 56. 112. 138. 155.
Becker II. 145.
Belgiſche Conf. I. 9.
Bellarmin I. 55. 68. II. 47. III. 105. IV. 110.
Berengar I. 80. IV. 4. 47.

Bergier III. 69.
Bernhard, St. IV. 21.
Berthold II. 127. 136.
Beſold II. 183.
Beveridge III. 192. IV. 111.
Beyerlink I. 147.
Beza I. 133. 149. 155. 156. 160. III. 154. IV. 70.
Bilſon IV. 44. 71.
Birch-Pfeifer I. 216.
Bodenſtein (Carlſtad) I. 160. III. 111.
Böhmiſche Conf. I. 9.
Bohours III. 25.
Bockolt II. 101.
Bolſec I. 144. 152.
Bolland III. 29.
Bolleyn II. 28.
Bona III. 80.
Bonald III. 37.
Boſſuet I. 67. 84. 112. 134. 198. III. 116. 133. 192. IV. 94. 110.
Bourdaloue III. 25.
Brandes II. 114.
Bredow II. 128.
Breitinger II. 92.
Brentius I. 190. II. 132.
Breszius II. 112.
Bretſchneider I. 18. 43. II. 126. 127. 146. 178. III. 76. 86. 104. 189. IV. 28.
Brome III. 45.
Bruchman I. 89.
Brumoi III. 25.
Buchanan I. 90. III. 43.
Buddäus I. 162.
Bull I. 68.
Bullinger I. 108. 136. 137. 165. 186. 205. 207. 208. 210. 213. II. 16. 70. 78. 92.
Burdet II. 177.
Burnet II. 102.
Butler III. 150.
Buzelin I. 165.
Buzer I. 136. 154. II. 83. III. 155.
Bzovius I. 165.

Cäzilius IV. 10.
Caldeleugh III. 33.
Calixt IV. 111.
Calvin I. 13. 59. 106. 121. 126. 130. 157. II. 82. 219. 222. III. 149. 151. 154. 185. 186.
Campian I. 146.
Cannabich II. 138. 142.
Capito I. 58. 160. II. 83. IV. 115.
Caſaubonus I. 14. III. 187.
Caſſander II. 12.
Caſtalio I. 140. IV. 51.
Caſtelberg II. 188.
Catharina II. III. 35.
Cave III. 119.
Celſus IV. 10.
Chemnitz IV. 111.
Chillingworth III. 101.
Chriſoſtomus, Joh. I. 7. II. 37. 217. III. 97. 129. 183. IV. 21. 39. 61.
Cicero I. 38.
Claude, J. I. 76. IV. 110.
Clauſen II. 138. 177. 201. III. 70. 75. 125. IV. 41.
Clemens, S. I. 3. 44. 71. 121. III. 91.
Clemens von Alexandrien II. 133. 216. 217. III. 181.
Clemens VII. II. 107.
Clemens XIV. III. 31. 32.

Cludius II. 126. 137.
Cobbet II. 81. III. 9. 19. 191.
Cochläus I. 103. 107. 134.
Cölestin IV. 29.
Coetlogon III. 103.
Collier II. 225.
Constantin, M. I. 72.
Cosin IV. 43.
Coßart III. 25.
Cramner II. 27. 29.
Cyprian, S. I. 5. 45. 120. II. 135. III. 6. 91. 143. IV. 19.
Cyrill III. 130. IV. 8. 22. 23. 35. 86.
Cysat I. 167.

Dacier II. 183.
Daille I. 58. IV. 110.
Dallas II. 178. III. 33. 35.
Delbrük III. 189.
Descartes III. 25.
Diderot III. 68.
Diesbach II. 184.
Dingnauer II. 16.
Dionys von Alexandrien I. 5. II. 135.
Doßwell IV. 113.
Döderlein I. 50. III. 158.
Dominicus, S. III. 67.
v. Döring III. 17.
Dormer II. 154.
Downes III. 45. 51.
Drake III. 19.
Drelincourt I. 145.
Duditius II. 85.
Du Perron IV. 110.
Durand IV. 29.
Dürsteler II. 73.

Eck, Joh. v. II. 50. 54.
Eckermann II. 129.
Eduard VI. II. 29.
Effner III. 123.
Eichhorn I. 49. II. 129.
Elisabeth, K. v. Engl. II. 30. III. 112.
Ellendorf III. 42.
Emser I. 108. II. 206.
Ephrem IV. 21.
Epiphanius III. 7. 145. 183. IV. 29.
Episcopius II. 4.
Erasmus I. 108. 124. 125. 131. 159. II. 1. 61. 84. 90. IV. 2. 48. 103.
Eßlinger II. 189.
Eusebius I. 45. 71. III. 6. 14. 108. 116. 119. IV. 11. 12. 15.
Eutichius IV. 38.

Faber, Joh. I. 158. 162. II. 50. 54. 64. 90.
Fabrizius IV. 111. 114.
Farel I. 132. IV. 71.
Fäsi, C. W. I. 177. 188. 193. 200. 218. II. 75. 161. III. 103. 193.
Fenelon I. 66. III. 167.
Feßler I. 34. II. 152. III. 9. 73. 158. 159.
Feuerbach I. 25. II. 131.
Fichte I. 25. II. 131.
Fischer I. 32. II. 130.
Fisher II. 27.
Fizwilliam III. 86.
Fleury I. 73. IV. 9.
Flögel II. 60.
Forbes II. 226. IV. 44. 73. IV. 111.
Friedrich II. II. 26. 113. III. 34. 35. 64.

Froben II. 4.
Füßli, J. C. I. 157. 169. 174. 191. 194. 201. 214. II. 16. 59. 64.
Füßli, Peter I. 104. 170.

Gallicaniſche Conf. I. 9.
Garve III. 180.
Gaß II. 144.
Gaudentius IV. 37.
Gebweiler I. 173.
Geisbäusler (Myconius) I. 203. 204. II. 72. 102.
Geiße II. 130.
Gelaſius III. 131. IV. 91.
Gelzer I. 85. 131. II. 73. 75. 76. 165. 206.
Genferſche Conf. I. 28.
Georg, H. v. Sachſen I. 104.
Geßner II. 163.
Gfrörer II. 127. 129.
Ghillany II. 170.
Gibbon III. 19. 150.
Glarean (Loriti) I. 171. II. 4. 93.
Glasey I. 89.
Goes II. 150. III. 94.
Göldlin I. 164. 167. II. 59.
Göthe I. 216. II. 165. 168. III. 70. 113.
Götze III. 123.
Gregor, S. I. 75. II. 134. III. 184.
Grotius, Hugo I. 47. 60. 134. 137. II. 89. 103. 196. 215. 220. III. 156. 175. 187. IV. 6. 44. 95. 114.
Grüt, Joach. am I. 180.
Grynäus I. 160.
Gwalter, R. I. 8. 205. 208. 209. 219. II. 91.

Häfelin II. 164.
Haller, G. E. I. 166. 169. 180.
Haller, C. L. II. 69. 187.
Harms II. 117.
Hartmann I. 164.
Hase, Carl IV. 20.
Haurenski I. 35.
Hausſchein (Oecolampad) I. 106. 157. II. 3. III. 8. 154. IV. 52.
Heinrich IV. II. 181.
Heinrich VIII. I. 104. II. 26. III. 83.
Helvetiſche Conf. I. 9. 10. 70. II. 210. 223. III. 83. 151. 155.
Hengſtenberg I. 34. 35. II. 171.
Henke I. 63. II. 142. 149. III. 153.
Henning IV. 45.
Herbſt II. 189.
Herder I. 49. 53. II. 147. 159. III. 18.
Hermes I. 4.
Heshuſius I. 129. 138. 150.
Heß, J. J. II. 109. 112.
Heß, J. C. II. 52.
Heß, Sal. I. 123. 132. 140. 165. 177. 178. 214. II. 17. 72. 75. 91. 106. 165.
Hetzer III. 111.
Hieronimus, S. I. 48. III. 7. 12. 120. 128. 142.
Hilarius, S. I. 6. III. 79. IV. 86.
Hoffmann II. 128.
Horſt II. 224. III. 115. 158. IV. 28. 40.
Hoſpinian I. 102. 103.
Hottinger, J. J. älter I. 168. 173. 174. 181. 186. 213. 214.

Hottinger, J. J. jgr. I. 167. 175. 180. 183. 214. 215. II. 59. 73. 74. 148.
Hufeland III. 8.
Hupfeld II. 144.
Hurter I. 54. 55.
Huß II. 219.
Hutten II. 9. 24.

Jakob I. I. 14.
John II. 165.
Jenisch II. 118. 129. 159. IV. 46.
Jerer II. 145.
Jesuiten I. 83. III. 16. 22.
Ignatius S. I. 4. 121. II. 133. III. 179. IV. 15.
Johann Damascenus II. 36.
Johann, Churf. v. Sachsen, II. 181.
Jordan III. 30.
Jouvency III. 25.
Irenäus S. I. 5. 44. 120. II. 66. 133. III. 179. IV. 11. 18.
Juda Leo I. 165. 172. 211. II. 91.
Jung II. 165. 224.
Justinus S. I. 4. 120. II. 133. III. 6. 142. IV. 12. 14. 16.
Justus Jonas II. 46.

Kaiser, Bischof, III. 37.
Kastner III. 134. 163.
Ken IV. 43.
Kern III. 35.
Kirchhofer I. 123. 200. 208. 212. 214. II. 218.
Klees III. 90.
Kleuker II. 112.
Klopstok III. 76. 144. IV. 40.
Knox I. 90.
Köppen II. 224.
Krug I. 31. II. 128.
Krummacher II. 129. 144. III. 94. 125.

Laktantius I. 8. III. 128.
Lalande III. 25. 29.
Lamenais III. 69.
Lanfrankus IV. 4.
Lang Casp I. 204.
Langsdorf I. 33. 35 II. 117.
Laufer II. 79.
Launäus I. 151.
Lavater Lud. I. 136. 155. 179. II. 214.
Lavater, J. C. II. 136. 165. III. 125. 144. 158. IV. 40. 45.
Le Brun IV. 110.
Leibnitz I. 53. 61. 68. II. 38. 196. 225. III. 2. 10. 28. 68. 85. 135. 136. 175. 188. IV. 25. 40. 93. 96. 115. 116.
Leo X. I. 86. 89. 175. II. 14. 106.
Leontius III. 132.
Leß II. 224.
Leßing I. 65. II. 60. 216. III. 165. 188.
Leßius I. 148.
Lindanus I. 160.
Lingard III. 190.
Lojola, Ig. v. III. 22.
Ludwig I. 122.
Luther I. 26. 47. 51. 57. 59. 69. 88. 92. 122. 161. 195. II. 3. 8. 35. 37. 38. 41. 42. 45. 46. 86. 88. 100. 118. 219. III. 8. 19. 69. 83. 99. 123. 124. 134. 152. 153. 185. IV. 25. 27. 42. 50. 69. 76. 94. 98. 115.

Mabillon II. 130. III. 19.
Mahomed I. 80. 88.
Maimburg I. 132. 145. 148. 153. 173.
v. Maistre II. 197.
Malermi II. 205.
Mallet III. 127.
Malmesbury IV. 47.
Marheineke I. 18. 43. 49. 50. II. 153. 159. 164. 166. 178. III. 176. 189. IV. 92. 96.
Maria, K. v. Engl. II. 29.
Marnix I. 108. II. 207.
Maßo Papir. I. 133. 145.
Meier J. III. 50. 126. 135.
Meyer, Lud. II. 61.
Melanchton (Schwarzerd) I. 59. 112. 124. 136. 142. 161. 189. 192. II. 3. 46. 81. 83. 104. 222. III. 69. 154. IV. 94. 103. 115.
Menzel, Wolfg. I. 50. II. 44. 159. 170. 224. III. 9. 17. 24.
Mezerai I. 153.
Michaelis II. 127.
Middleton IV. 108.
Milner III. 43.
Mirabeau III. 69.
Möhler I. 115. II. 121.
Molanus II. 105. III. 115. 156. 192. IV. 72. 73.
Montagne II. 132.
Montague II. 196. III. 85. 116. 157. IV. 74.
Montanus I. 79.
Morin IV. 110.
Morus I. 130. II. 12. 14. 27.
Mosheim I. 137. 148.
Müller, Joh. v. I. 6. 50. 54. 55. II. 96. 112. 113. 128. 159. III. 9. 15. 33.
Müller, J. G. I. 109. 148. 183. 191. II. 16. 43. 177. 206.
Mundt III. 41.
Münscher III. 189.
Münzer I. 161. II. 98.
Murner I. 163. II. 50. 56. 59.
Murray I. 90.
Musculus II. 85.

Neander I. 50.
Neuville III. 25.
Nicole IV, 110.
Nitsch III. 87.
Nüscheler I. 170. 204. 214.

Ochin I. 155.
Ocken I. 49. III. 18.
Oporin II. 92.
Optatus I. 6. 48.
Orelli II. 75.
Origenes I. 45. 120. II. 134. 217. III. 7. 91. 143. 182. IV. 8. 10. 19.

Paalzow I. 12.
Pantaleon I. 152.
Parazelsus I. 165.
Parker I. 14. IV. 74.
Pascal IV. 110.
Paul III. II. 107.
Paulus, Prof. II. 109. 130. III. 189.
Pearson I. 14. 47. IV. 111.
Perceval II. 204.
Peteau III. 25. IV. 110.
Pfaff I. 49. IV. 5.
Pirkheimer I. 148. 163. II. 12. 14. IV. 103.
Pitt, El. II. 186.
Pius VII. III. 32.

Plank I. 50. 122. 123. II. 159. 168. 203. III. 87. 157. 187.
Plato II. 216. III. 116.
Plinius II. 135. IV. 11.
Policarp I. 4. III. 117. 179.
Pombal III. 31.
Porter I. 148.
Puffendorf I. 60. IV. 115.
Pusey II. 193.
Pustkuchen I. 60. II. 110. 117. III. 72.
Putter II. 205.
Pythagoras III. 106.

Rabbert, Paschasius IV. 3. 47.
Rämund, Florim. I. 109. 134. 151. 154. 156. 157. 163. 190. 193.
Räsewitz II. 185.
Ramsai II. 183.
Rebe II. 224.
Reinhard I. 49. II. 110. IV. 34.
Renaudot IV. 110.
Rhenanus II. 15.
Richelieu I. 147. 152.
Ridley IV. 71.
Ritter III. 139.
Rivet I. 142.
Riveyra III. 27.
Robertson III. 34.
Roehr II. 164.
Rose II. 111. 117. 180. III. 190.
Rosenmüller II. 110.
Roszoe I. 56.
Rousseau I. 26. 143. II. 114. III. 88. 122.
Rowland II. 183.
Rüchat I. 29. 214. II. 81.

Sadolet II. 12. 14.
Sailer, J. M. III. 21.
Sakreuter III. 103.
Salat, Joh. I. 166. 173. 174. 188. 201. 206. 213. II. 70. 75.
Salis-Soglio II. 189.
Sartorius I. 122. II. 101.
Saubert II. 90.
Scheibel IV. 45.
Schiller I. 111. II. 13. 147.
Schleiermacher I. 35. II. 115. 131. III. 78. 166.
Schlettwein II. 96.
Schloßer II. 145.
Schlüßelberg I. 127. 138. 150. 159. 191. 192. II. 89.
Schmid I. 183.
Schmidt II. 94. III. 103.
Schoppenbauer III. 104.
Schottische Conf. I. 9.
Schrökh II. 16. 89. 109. III. 188.
Schubkraft III. 158.
Schuler I. 170. 171. 194. II. 169.
Schultheß I. 12. 171. 178. 218. II. 126. 139. 168. 178. 188. 198.
Schulz I. 33.
Schuppius III. 20.
Schwarz I. 85. III. 95. IV. 4.
Schweizer, A. I. 218. 219. II. 123.
Segaud III. 25.
Sekenberg I. 61.
Sekendorf I. 101.
Semler I. 31. III. 187.
Senebier I. 138. 140. 149.
Servet I. 135.
Seyfarth II. 137.
Simler I. 155.
Simon Magus I. 80. 119. IV. 108.
Sintenis I. 115. II. 208.
Siritius III. 7.

Sirmont III. 25.
Sittig I. 35.
Sophronius IV. 37.
South I. 78. III. 27.
Sozin III. 189.
Spangenberg II. 185.
Spindler III. 159.
Stankarus I. 139.
Stäudlin I. 15. 19. II. 126.
Stapleton I. 146.
Staphylus II. 182.
Starke II. 111. 179. 185.
Steffens III. 94.
Stolberg II. 179. 186.
Stork I. 161. II. 98.
Strauß II. 129. 140. 141.
Strigenij II. 90.
Swift II. 120.

Taube II. 184.
Tazitus IV. 11.
Tertullian I. 44. 121. 156. II. 147. 217. III. 91. 128. 181. IV. 5. 14. 19.
Thayer II. 186.
Theremin I. 15. II. 171.
Thorndyke IV. 74. 111. 114.
Thomas v. A. IV. 91.
Thieß I. 35. III. 166.
Tieftrunk I. 38.
Tournemine III. 25.
Trajan IV. 15. 16.
Trembley II. 114.
Tschirner II. 159. 224. III. 190.
Tschudy, Egid. I. 206. 213. II. 70. 73.
Turenne II. 182.
Turretin IV. 53.

Ullmann II. 137. III. 72.
Ulrich, Abt I. 169. 203.
Ulrich, J. J. II. 169.
Ursinus II. 160.

Vanier III. 25.
Varilla I. 145.
Veith II. 186.
Vermilius (Peter Martyr.) I. 124. 153.
Vinzens von Lerin I. 16. III. 171. 184.
Viret III. 89.
Vögelin, Sal. I. 177.
Vögelin, J. C. I. 180. 188. 214. 215. II. 63. 75. III. 103.
Voet I. 101.
Voigt I. 50.
Volmar I. 131.
Voltaire III. 28. 30. 31. 88.

Wachler II. 16. III. 87.
Wagner III. 73.
Walch III. 9.
Waldus, P. II. 205.
Walenburg II. 183. IV. 111.
Waser, J. H. I. 204. 208. II. 71. 72.
Wegscheider II. 130.
Weißlinger II. 199.
Werner, F. L. Z. I. 56. II. 177. 186.
Westphal I. 129.
de Wette II. 137.
Wiclef II. 219.
Wieland I. 37. II. 125. 202.
Wirz, L. I. 175. 200. 214.
Wisemann III. 54.
Witzel II. 182.
Witz III. 73.
Wohlfarth II. 150.

Zoega II. 185.
Zoroaster II. 216.

Zschokke III. 112.
Zürcherſche Kirch.-Z. Vorw. XI. XII. und I. 12. 64. 89. II. 114. 122. 151. 156. 158. 160. 169. 204. III. 78.
Zurlauben I. 216.
Zwingli I. 27. 30. 70. 105. 106. 162. u. ff. II. 1. 45. 47. u. ff. III. 7. 8. 111. 186. IV. 69. 75. 84. 98.

Erläuterung der, in diesem Werke vorkommenden, aus fremden Sprachen eingeflossnen Wörter.

Absolution, Lossprechung; Befreiung.
Abstemier, der sich des Weins enthält.
Abstraction, Absonderung der Eigenschaften einer Sache von der Sache selbst; die, bloß in Gedanken geschehende Absonderung oder Unterscheidung.
Act, Actorum; Apostelgeschichte.
Agende, kirchendienstliche Gebetsformeln.
Akademie, öffentliche Unterrichtsanstalt; hohe Schule.
Akatholik, Nichtkatholik.
Albion, der ehevorige Name von England und Schottland.
Allegorie, verblümte Rede; Gleichnißrede.
Alternative, Wechselwahl; Klemmfall.
Alumnen, Zöglinge, Schüler, die freien Unterhalt genießen.
Amphitheater, großes, rundes, offenes Schauspielhaus.
Anabaptist, Wiedertäufer.
Analogie, Uebereinstimmung; Gleichförmigkeit; Aehnlichkeit.
Anarchie, Unordnung; Verwirrung.
Annalen, Jahrbücher; Geschichtbücher.
Anonym, Ungenannt.
Antagonist, Gegner; Widersacher.
Antiphonarium, das in der katholischen Kirche übliche Wechselgesangbuch.
Aphorismen, Kurze Aussprüche; Lehrsätze.
Apodiktisch, Beweisend, überführend, unwiderlegbar.
Apologie, Vertheidigung; Verantwortung.
Apokalypse, Enthüllung; Offenbarung.
Apotheose, Vergötterung.
Apparat, Zurüstung; Geräthschaft.
Apostat, Abtrünniger; vom bisherigen Glauben Abgefallner.
Approbation, Gutheißung; Genehmhaltung.
Archäolog, Alterthumsforscher.
Architektur, Bauart; Baukunst.
Archiv, Urkunden-Aufbewahrungsort.
Argument, Grund; Beweis.
Arianismus, Name einer Sekte des vierten Jahrhunderts, welche die Gottheit Christi läugnete.
Articuliren, deutlich aussprechen; bestimmt zergliedern.
Atheist, Gottesläugner; Gottesverächter.
Attribut, Eigenschaft; Kennzeichen.
Authentisch, Aecht; glaubwürdig.
Authorisation, Vollmacht; Befugniß.

Authorität, Ansehen; Gewalt.
Autodidakt, durch Selbstunterricht gebildet.
Autographum, Urschrift; eigenhändige Schrift.
Axiom, unwidersprechlicher Lehrsatz; unläugbarer Ausspruch.

Bachant, berauschter Schwärmer; Trunkenbold.
Benediction, Segnung; Glückwunsch; Danksagung.
Bigoterie, Heuchelei; Scheinheiligkeit; Andächtelei.
Biographie, Lebensbeschreibung.
Blasphemie, Lästerung; Hoheitslästerung.
Brevier, allgemeines Gebetbuch der katholischen Geistlichen.

Candidat, Amtsbewerber.
Canon, Verzeichniß der als göttlich anerkannten heil. Schriften.
Canonisch, kirchenrechtlich, kirchengesetzlich.
Casel, das mit einem Kreuze bezeichnete katholische Priestergewand.
Catakomben, unterirdische, zu Begräbnissen gebrauchte Grüfte, Gewölbe.
Catalinaria, des berühmten, römischen Redners Cicero Donnerrede gegen den Verschwörer Catilina.
Catastrophe, Wendung, schlimmer Ausgang.
Catechumenen, die im Christenthum unterwiesen werden.
Catheder, Lehrstuhl; Lehrkanzel.
Cathegorie, Begriffs-Gedankensach; Klasse.
Caustisch, beißend; ätzend; scharf.
Centralisiren, in einen Mittelpunkt vereinigen.
Centrallehranstalt, Unterrichtsanstalt, die das Ganze umfaßt.
Chamäleon, eine Art Eidechse, welche oft ihre Farbe wechselt.
Chaos, verworrenes Gemengsel.
Chrisma, das geweihte Oel; Salbe; Salböl.
Chronograph, Zeitschreiber.
Cilicium, Hemd von groben Haaren; Bußgürtel; Büßerhemd.
Citaten, angeführte Stellen.
Civilisation, Bildung; Versittlichung.
Clerus, Clerisei, geistlicher Stand; Geistlichkeit.
Clima, Himmelsstrich.
Cölibat, unverheiratheter Stand; Ehelosigkeit.
Colloquium, Gespräch, Unterredung.
Colossal, riesenmäßig.
Commentar, Erklärungsschrift; Auslegung.
Communion, Gemeinschaft; Genuß des Abendmahls.
Compendium, Kurzgefaßtes Lehrbuch; Auszug.
Complex, Verbindung; Inbegriff.
Compilation, Zusammenstopplung.
Concilium, Versammlung; Kirchenrath.
Conferenz, Unterhandlung; Unterredung.
Confession, Bekenntniß; Glaubensbekenntniß.
Congregation, Versammlung.
Consecration, Einweihung; Einsegnung.

Contrakt, Vertrag; Uebereinkunft.
Conſequent, folgerichtig; mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung.
Continent, das feſte Land.
Contraſtiren, im Widerſpruch ſtehen; abſtechen.
Controverſen, Streitigkeiten, vorzüglich in Glaubensſachen.
Convent, Verſammlung; Verein in einem Stift oder Kloſter.
Conventual, Mitglied eines Stifts oder Kloſters.
Convertit, der von einer Partei zur andern übertritt; Bekehrter.
Corſar, Raubſchiffer; Seeräuber.
Coryphäe, Häuptling; Anſtifter.
Creatur, erſchaffnes Weſen; Geſchöpf.
Critik, Prüfung; kunſtrichterliches Urtheil.
Critikaſter, böswilliger, hämiſcher Beurtheiler.
Culminationspunkt, Scheitel-Höhepunkt; Gipfel.
Cultus, Gottesdienſt; öffentliche Gottesverehrung.
Curie, Gerichtshof.
Curialſtyl, die in Gerichten übliche Schreibart; öffent. Titulatur.
Cyniſch, eigentlich hündiſch; der ſich über die allgemeinen Begriffe des Anſtandes und der Sittlichkeit hinwegſetzt, alles Natürliche ohne Scham verrichtet.

Dedication, Zueignung.
Deformation, Mißgeſtaltung.
Deismus, Glaube an Gott aus bloßen Vernunftgründen, ohne äußern Dienſt.
Deuteron: das fünfte Buch Moſis; eigentlich Wiederholung (des Geſetzes).
Dezennium, Zeitraum von zehn Jahren; Jahrzehent.
Diadem, Stirnbinde; königlicher Hauptſchmuck.
Dialectik, Denklehre; gelehrte Streitkunſt; Vernunftlehre.
Diatribe, gelehrte Abhandlung, in Rede oder Schrift.
Diktiren, vorſchreiben, vorſagen.
Diktator, Unumſchränkter Gebieter, höchſter Befehlshaber.
Diözeſe, Kirchengebiet; Kirchenſprengel.
Diskretion, Willkür; Gutbefinden; Belieben.
Disziplin, Zucht; Einrichtung.
Diſputation, Zwiſt, Streit, beſond. über wiſſenſchaft. Gegenſtände.
Diurnalien, Gebetbuch katholiſcher Geiſtlicher, worin ihre täglichen Stundengebete enthalten ſind.
Divergenz, das Auseinanderlaufen; Verſchiedenheit; Unterſcheidung.
Doktrin, Wiſſenſchaft; Lehrmeinung.
Doktrinell, was ſich auf die Lehre bezieht.
Dokumentirt, mit Urkunden belegt.
Dogma, Lehrſatz; Glaubensſatz.
Dogmatiſiren, Glaubenslehren verhandeln, einführen, ausbreiten.
Duns, Aufgeblaſener; einbildiſcher Schwachkopf.

Eclektiker, die von den übrigen Sekten nur das Beſte wählen und annehmen.

Edikt, Befehl; Verordnung.
Egoist, Selbstsüchtling; eigenliebisch.
Element, Ursprung; Anfangsgrund; Lieblingssache.
Elementarunterricht, Ein, die Anfangsgründe enthaltender Unterricht.
Elevation, Emporhebung.
Emblem, Sinnbild; Wappenschild; äußres Ehrenzeichen.
Energisch, nachdrucksam; kräftig.
Epicuräer, Anhänger des Epicurs; Leute, die das sinnliche Vergnügen für das höchste Gut halten.
Episkopat, Bischöfliches Amt.
Epitaph, Grabschrift.
Erotomanie, Liebeswuth.
Erudition, Gelehrsamkeit; wissenschaftliche Erkenntniß.
Eucharistie, Danksagung; das heilige Abendmahl der Christen.
Euphemismus, Milderungsausdruck; schonende Redensart.
Exkommunikation, Ausschließung; Verstoßung; Kirchenbann.
Exeget, Erklärer; Ausleger.
Exodus, eigentlich Ausgang; Auszug; das zweite der Bücher Mosis.

Fabulist, Mährchendichter; Schwätzer.
Fanatiker, Blinder Eifrer; Schwärmer.
Fatalismus, die Irrlehre, welche alles dem blinden Zufall, einer ewigen Nothwendigkeit, einem unausweichlichen Verhängniß zuschreibt.
Firmament, Himmelsgewölbe.
Forum, Gerichtsstuhl; Gerichtsbehörde.
Fragment, Bruchstück.
Frivolität, Leichtfertigkeit, Flatterhaftigkeit.

Generation, Menschenalter; Nachkömmlinge eines Stammes,
Genesis, Schöpfung; Ursprung; daher das erste der Bücher Mosis.
Genial, geistvoll; schöpferisch.
Gigant, Erdensohn; ungeheurer Riese.
Γνῶθι σεαυτόν, Lerne dich selbst kennen.
Gnostiker, Sekte des zweiten Jahrhunderts; Leute von eingebildeter höherer Einsicht.
Gordischer Knote; sehr verwickelter, unauflöslicher Knote.
Gymnasium, höhere gelehrte Unterrichtsanstalt.

Häresie, Abweichung von der allgemeinen Lehre.
Häresiarch, Urheber, Stifter einer besondern Sekte.
Helleborus, Niesewurz, womit, nach den Begriffen der Alten, närrische und milzsüchtige Leute geheilt wurden.
Hemisphäre, die Hälfte der Erd- oder Himmelskugel.
Hermeneutik, Erklärungs-, Auslegungskunst.
Heterodox, Irrgläubig; von dem angenommenen Lehrbegriff abweichend.

Hierarchie, Kirchenregierung; geistliche Herrschaft.
Hierophant, eig. den Gottesdienst lehrend; der Offenbarer heiliger Dinge; der Oberprieſter bei den Athenienſern.
Hiſtoriograph, Geſchichtſchreiber.
Homilien, geiſtliche Reden; kurze Erklärungen.
Hoſtie, Opfer; die geweihte Oblate im Abendmahl.
Hugenotten, die Anhänger Calvins in Frankreich.
Humanität, Leutſeligkeit; Weltbildung.
Humaniſtiſch, was ſich auf die ſchönen Wiſſenſchaften bezieht.
Hymnus, Lobgeſang; Feſtgeſang.
Hyperbole, redneriſche Uebertreibung.
Hyperkritik, übertriebne Tadelſucht.
Hyperorthodoxie, überſpannte Rechtgläubigkeit.
Hypotheſe, Vorausſetzung; Muthmaßung.

Janſenismus, Lehrſyſtem des, in einigen Punkten vom katholiſchen Glauben abgewichnen holländiſchen Biſchofs Janſenius.
Ideal, was nur in der Einbildung beſteht.
Idiot, einfältig; ungelehrt; Nichtkenner.
Idol, Abgott.
Ignoriren, unbeachtet laſſen; ſich unwiſſend ſtellen; nicht wiſſen.
Illuminat, Erleuchteter; Aufklärling.
Illuſion, Täuſchung; Irrwahn.
Impliziren, Miteinſchließen.
Impuls, Antrieb; Anreizung.
Inconſequent, Folgewidrig; ſich ſelbſt widerſprechend; ungereimt.
Indifferentismus, Gleichgültigkeits-, Lauheitslehre.
Individuen, Einzelweſen.
Individualität, Perſönlichkeit; Einzelnheit; Eigenthümlichkeit.
Indulgenz, Nachſicht; Nachgiebigkeit; Erlaß.
Infallibilität, Untrüglichkeit; Unfehlbarkeit.
Infibulation, Einheftung; Einſchnallung; Zuheftung.
Inſpirirt, Begeiſtert.
Inſtitut, Inſtitution, } Anſtalt; Stiftung; Einrichtung.
Intelligenz, Verſtand; Kenntniß; Wiſſenſchaft.
Intellectuel, zum Verſtand gehörig.
Interpretation, Ueberſetzung; Auslegung.
Intoleranz, Unduldſamkeit.
Intriguen, heimliche Anſchläge; Liſt; Ränke.
Invocation, Anrufung.
Ireniſch, auf Frieden, Vereinigung abzielend.
Ironie, Verſtellung, da man anders ſpricht, als denkt.
Jurisprudenz, Rechtswiſſenſchaft; Rechtsgelehrſamkeit.

Kirchenpoſtill, Predigtbücher.
Kophten oder Jacobiten, Egyptiſche Chriſten, welche ſich ſchon ſeit dem Conzil von Calzedon von der allgemeinen Kirche getrennt hatten.

Koran, Religions- und Gesetzbuch der Türken.
Koryphäe, Häuptling; der Vornehmste; Anstifter.
Kritikaster, S. Critikaster.

Labarum, die große, römische Reichsfahne, — Kreuzesfahne.
Labyrinth, Irrgarten; Irrgang.
Laie, zum Volke gehörig; weltlich.
Latitudinarier, Freigläubige; die sich in Religionssachen durch keine Schranken binden lassen; schlaffen moralischen Grundsätzen zugethan.
Lax, schlaff; weit.
Legenden, Erzählungen; Geschichten.
Legion, große Schaar; Unzahl.
Leviten, Gehülfen des Priesters.
Leviticus, das dritte Buch Mosis, die Pflichten der Leviten enthaltend.
Libellist, der Schmähschriften verfaßt.
Liberal, freisinnig; unbefangen.
Liliputer, mährchenhafte Zwerge.
Litanie, Gebet; Flehen.
Literatur, Wissenschaftskunde; Bücherkunde.
Liturgie, Kirchengebet; gottesdienstliche Vorschrift.
Logik, Vernunftlehre.
Lyäus, Sorgenlöser; Beiname des Bachus.
Lyzeum, wissenschaftliche Anstalt; Schule für gelehrte Bildung.

Machiavellistisch, was sich auf die Staatsgrundsätze Machiavels bezieht, nach dessen Lehre ein Regent das Volkswohl seinem Eigennutz unterordnen darf.
Mäzen, Name eines römischen Ritters, welcher den Künsten und Wissenschaften sehr gewogen war.
Manichäer, alte, philosophische Sekte, die ein gutes und ein böses Grundwesen annahm.
Marginalien, Randglossen; Randanmerkungen.
Materiell, Körperlich; zur Sache, zum Stoff selbst gehörig.
Maxime, Verhaltungsregel.
Mechanismus, Maschinen- oder Triebwerksmäßige Bewegung; kunstverständige Einrichtung.
Mennoniten, Sekte der Wiedertäufer in Holland.
Metapher, verblümte Rede; uneigentliche Redart.
Methode, Verfahren; Lehrart.
Methodisten, eine neuere, enthusiastische Religionsgesellschaft, im J. 1730 zu Oxford in England gestiftet, welche auf strengste Beobachtung der Vorschriften des Christenthums dringt.
Metropolit, der vornehmste Geistliche einer Hauptstadt.
Missale, Meßbuch.
Missionär, Abgesandter für das Bekehrungsgeschäft; Glaubensbote in den Ländern der Ungläubigen.
Mobilität, Beweglichkeit; Veränderlichkeit.

Modern, nach neuer Art und Geschmack.
Monogamie, Einweiberei (im Gegensatz mit Vielweiberei).
Monogramm, die verschlungnen Anfangsbuchstaben eines Namens.
Monopol, Alleinhandlung; ausschließliche Berechtigung.
Monstranz, das Gehäuse zur Aufbewahrung der geweihten Hostie; Schaugefäß.
Motiv, Beweggrund; Triebfeder.
Motto, Denkspruch; Sinnspruch.
Mysterien, Geheimnisse.
Mysteriosophie, Geheimnißkunde.
Mystik, Streben nach Erkenntniß der Religionsgeheimnisse.
Mystiker, welche das Geheimnißvolle lieben.
Mythe, Dichtung; Sage.

Naiv, ungekünstelt; unbefangen.
Natalien, was sich auf die Geburt bezieht.
Naturalist, der sich die Natur zum Gott macht, und die Offenbarung verwirft.
Negation, Verneinung; Verläugnung.
Negativ, Verneinend; etwas andres ausschließend (im Gegensatz von Positiv).
Neolog, einer neuen Lehre zugethan; Neugläubiger.
Neophyt, neu aufgenommener Christ; Neubekehrter.
Nepotismus, Begünstigung der näheren Freunde und Anverwandten.
Nestorianer, Anhänger des Nestorius, welcher in Christo zwei Naturen annahm.
Neutralisiren, unwirksam machen; durch Gegenbeweise entkräften.
Nihilist, der in Religionssachen nichts glaubt.
Nimbus, Wolke; Heiligenschein; Strahlenkranz.
Norm, Richtschnur; Vorschrift.
Normal, Regelrecht; vorschriftmäßig.
Notabilität, Auszeichnung; vorzügliches Ansehn.
Novizen, Neulinge; Lehrlinge.
Numeri, das vierte der Bücher Mosis, worin besonders von der Zahl oder Volksmenge der Israeliten gehandelt wird.

Oase, fruchtbarer Erdstrich in einer Sandwüste; grüne Insel in einem Sandmeer.
Oblation, Darreichung; Geschenk; Opfer.
Objectiv, vorliegend; gegenüberstehend.
Obscurant, Finsterling; das Dunkle liebend; Feind der Aufklärung.
Obszön, schlüpfrig; unzüchtig.
Occident, Abendland.
Oedypus, König in Theben, welcher unwissend seine Mutter heirathete, und mehrere Kinder mit ihr erzeugte.

Oicumenisch, was sich über die ganze bewohnte Erde erstreckt; allgemein.
Ominos, Bedeutungsvoll.
Oppugnant, Angreifer; Gegner; Feind.
Opulent, ansehnlich; reich; mächtig.
Orakel, geheimnißvoller, räthselhafter Götterausspruch.
Orientalisch, Morgenländisch.
Ordination, Einweihung zum geistlichen Stande.
Orthodox, Rechtgläubig; der alten, angenommenen Lehre zugethan.
Ostentation, Prahlerei; Großsprecherei.

Palladium, Schutzbild; ein Heiligthum, das Sicherheit und Schutz gewährt.
Pamphlet, Schmähschrift; schlechte Flugschrift.
Panegyrist, Lobredner.
Pantheismus, Glaube, daß die Gottheit mit dem Weltall Eines und dasselbe sei.
Parabel, Gleichnißrede.
Paradox, seltsam; auffallend; dem gemeinen Wahn zuwiderlaufend.
Parallel, übereinstimmend; gleichlaufend.
Paraphrase, Umschreibung; umständliche Erklärung.
Paritätisch, aus zweierlei Religionsparteien bestehend, welche gleiche Rechte genießen.
Parodie, spottweise Nachbildung.
Parömie, Sprüchwort.
Paschah, das jüdische Opferfest; Uebertrittsfest.
Pasquill, Spott- und Schmähschrift.
Pastoraltheologie, Unterricht zur Führung des Predigtamtes und der Seelsorge.
Pathetisch, gerührt; bewegt; leidenschaftlich.
Patriarch, Erzvater; Stammvater.
Patristik, Studium der alten Kirchenväter.
Perfectibilität, Vervollkommnungsfähigkeit.
Perfectibilismus, Vervollkommnungssystem.
Perhorresziren, verwerfen; ablehnen; als unzulässig erklären.
Periode, Zeitabschnitt; Zeitumlauf.
Periodisch, was zu bestimmter Zeit wiederkehrt.
Phantast, Schwärmer; Sonderling; Grillenfänger.
Phantom, Trugbild; Blendwerk.
Phantasiebilder, Täuschungen; Hirngespinste.
Pharus, Leuchtthurm.
Phase, (Passah) Durchgang; Vorübergang (Hebr. pesach, i. e. transitus).
Philalethes, Freund der Wahrheit.
Philippica, die heftigen Reden des berühmten Demosthenes gegen den Mazedonischen König Philipp.

Philolog, Sprachforscher; Sprachgelehrter; Freund der Gelehrsamkeit.
Physicalisch, was zur Naturlehre gehört.
Pönitentiar, Beichtvater; Bußpriester.
Plagiat, Auszug aus andren Schriften, ohne Angabe der Quellen.
Polemik, Streitlehre; Streitkunst, besonders in wissenschaftlichem Sinne.
Polygamie, Vielweiberei.
Popanz, Schreckbild; Schreckmännchen.
Position, Satz; Grundsatz; Lehrsatz (das Gegentheil von Negation).
Potentat, Gewaltbaber.
Prädestination, Vorherbestimmung.
Prädicat, Eigenschaft; Titel.
Praxis, Gebrauch; Uebung; Anwendung; Erfahrung.
Pränumeration, Vorausbezahlung.
Presbyterianer, (in England) Protestanten, welche die Bischöfe nicht anerkennen.
Primat, Vorrang; die erste Stelle.
Prinzip, Grundsatz; Grundursache; Lehrsatz.
Privilegium, Vorrecht.
Profan, ungeweiht; unheilig; weltlich; sündlich.
Prognostizieren, weissagen; vorher einsehen.
Propaganda, Fortpflanzungs-, Verbreitungsanstalt.
Proselit, Ankömmling; Neubekehrter.
Protestanten, gemeinschaftlicher Name der Lutheraner sowohl als Reformirten, weil die Fürsten dieser beiden Confessionen gegen eine, ihnen nachtheilige Verfügung des Reichstags in Speyer vom J. 1529 protestirt hatten.
Pseudo, falsch; unächt.
Pseudoapostel, falsche Apostel.
Psychologie, Seelenkunde; Wissenschaft von der Seele.
Publikan, Pächter; Zöllner; öffentlicher Sünder.
Purgatorium, Reinigungsort.
Puritaner, (in England) Religionspartei, welche die Liturgie verwirft; Gegner der Bischöflichen; sich selbst für reingläubig haltend.
Pygmäe, eine Faust lang; Zwerg.
Pylades, Freund des Orestes; zärtlicher Freund.
Pyrhonisch, zweifelsüchtig.

Quäcker, Religionspartei in England, aus dem XVII. Jahrhundert herstammend, die innere Erleuchtung des Menschen als Hauptgrundsatz ihrer Lehre annehmend, übrigens der einfachsten Lebensart sich befleißend.
Qualitativ, was auf die Beschaffenheit einer Sache sich bezieht.
Quantitativ, was auf die Größe oder Menge einer Sache sich bezieht.

Rabulist, ränkevoller Sachwalter; Zungendrescher.

Radikal, der alles von Grund aus ändern will; ungestümer Neuerer.
Rationalismus, Bloßer Vernunftglaube; Lehre derer, welche die Vernunft höher achten als die Offenbarung.
Recreation, Erholung; Ergötzung.
Reform, Reformation, Umgestaltung.
Region, Gegend; Richtung; Linie.
Reliquien, Ueberreste; Ueberbleibsel.
Repertorium, Sachregister; Verzeichniß.
Rhapsodie, Zusammenstopplung; Zusammenschreibung.
Rigorist, der in seinen Meinungen und Grundsätzen sehr strenge ist (im Gegensatz von Latitudinarier).
Ritual, Kirchenordnung.
Rivalisiren, wetteifern; nach dem Vorrang streben.
Romanhaft, erdichtet; abentheuerlich.
Romantisch, reizend; malerisch; fabelhaft.
Ruinen, Trümmer; Ueberbleibsel.
Rustizität, bäurisches, ungeschliffnes Wesen.

Sacrament, Eid; heiliges Geheimniß.
Sacrilegium, Kirchenraub; Entweihung des Heiligthums.
Sanctification, Heiligung; Heiligsprechung.
Sanctioniren, gutheißen; bekräftigen.
Sandalen, Riemenschuhe; besondere Art der Fußbekleidung bei den Griechen und Römern.
Sarcastisch, beißend; bitter spottend.
Satteliten, Begleiter; Leibwächter.
Sceptiker, Zweifler.
Sceptizismus, Zweifelsucht; eigentl. bedachtsame Ueberlegung.
Schiboleth, Erkennungs- oder Losungswort.
Schisma, Spaltung; Trennung; Uneinigkeit.
Schismatiker, Abtrünniger; der sich von der allgemeinen Kirche absondert.
Scholastisch, spitzfindig; wortklauberisch; schulfuchserischer Grübler.
Scribent, Schreiber; Schriftsteller.
Scribler, schlechter Schreiber; Schmierer.
Scurrilität, übertriebener Scherz; Possenreißerei.
Secte, abgesonderte Glaubensgesellschaft.
Seminar, Pflanzschule; Bildungsanstalt.
Sermon, Rede; Predigt.
Signal, Losungszeichen.
Simonie, Bestechung und Wucher bei geistlichen Aemtern.
Sinecur, einträgliches Amt ohne Geschäftssorgen.
Sirenenstimmen, lockende verführerische Stimmen. Sirenen heißen in der Fabellehre: Meerfräulein, die durch ihren Zaubergesang die Schiffer in gefährliche Klippen locken.
Sisyphus, ein fabelhafter Held des Alterthums, in der Unterwelt verurtheilt, einen Stein auf einen hohen Berg hinauf-

zuwälzen, von welchem aber derselbe immer wieder herunter rollte.

Skizze, Entwurf; Abriß; Grundlinien.

Sodomie, widernatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebs.

Sophisterei, Spitzfindigkeit; Trugschlüsse.

Sorbonnisten, Mitglieder des, im Rufe großer Orthodoxie stehenden, von R. von Sorbon gestifteten Hauptcollegiums der theologischen Facultät in Paris.

Sozinianismus, Lehre Sozins, welcher die Gottheit Christi läugnete.

Speculativ, nachforschend; grübelnd; tiefsinnig.

Speziel, abgesondert; einzeln.

Spirituel, geistig.

Stabilität, Festigkeit; Stillstand; Unbeweglichkeit.

Statue, Bildsäule; Standbild.

Stipendien, Unterstützungsbeitrag.

Strategisch, zur Kriegskunst gehörig.

Stupidität, Stumpfsinn; Unverstand.

Subjekt, Gegenstand; Grundbegriff.

Subjektivität, Persönlichkeit; das in unserm Erkenntniß- und Vorstellungsvermögen Vorhandene.

Sublimirung, Verflüchtigung; Hinaufläuterung durch Feuer.

Substanz, Wesenheit; das für sich Bestehende.

Summarisch, zusammengezogen.

Supernaturalist, Offenbarungsgläubiger.

Suprematie, oberste Gewalt; Oberherrschaft.

Sykophant, Ohrenbläser; Angeber; Verräther.

Symbol, Kennzeichen; Sinnbild; Wahrzeichen.

Synkretismus, das Bestreben, streitige Parteien zu vereinigen; Glaubensmengerei.

Synoptisch, übersichtlich; kurzgefaßt.

System, geordnetes Ganzes; wissenschaftlicher Zusammenhang.

Tabernakel, Behältniß der Monstranz.

Taktik, Geschicklichkeit; Gewandtheit; Kriegskunst.

Temporär, Temporell, } einstweilig; zeitlich; vorübergehend.

Temporisiren, zögern; aufschieben; bessere Gelegenheit abwarten.

Territoriallasten, Abgaben, die auf dem Grundbesitze lasten.

Terrorismus, Gewalts-, Schreckensherrschaft.

Theocratie, Gottesregierung; unmittelbare Gottesherrschaft.

Theodizee, Rechtfertigung der göttlichen Weltregierung.

Theolog, Gottesgelehrter.

Theorie, Grundkenntniß; Wissenschaft ohne Ausübung.

Thesen, Sätze; Lehrsätze.

Thyestisch, von Thyestes, des Pelops Sohn, der seine Tochter beschlief und mit ihr den Aesthus zeugte.

Toleranz, Duldung; Duldsamkeit.

Torturen, Qualen; Folter; Peinigung.
Tradition, Ueberlieferung; mündlich fortgepflanzter Unterricht.
Traditoren, Verräther.
Tragisch, kläglich; trauerspielartig.
Transsubstantiation, Umgestaltung; Verwandlung der Wesenheit, des Grundwesens.
Tribut, Abgabe; Steuer.
Trinität, Dreieinigkeit.
Trivial, gemein; niedrig; abgedroschen.
Tropus, Bild; Gleichniß; verblümte Rede.

Ultrarigoros, allzustrenge; allzuscharf.
Unästhetisch, nicht anziehend; geschmacklos.
Urbanität, Höflichkeit; einnehmendes, gefälliges Wesen.

Vaganten, Herumschweifende; Landstreicher.
Vandalismus, Verfahren einer norddeutschen Völkerschaft, welche im V. Jahrhundert fremde Länder überzog und mit roher Wuth vorzüglich die Kunstwerke und Denkmäler des Alterthums zerstörte.
Vasa sacra, die heiligen Gefässe.
Vestalin, Priesterin der Vesta, d. i. der Schutzgöttin der Keuschheit und Sittenreinheit.
Vexiren, necken; zum Besten halten; foppen.
Virginität, Jungfräulichkeit; Keuschheit.
Vulgata, die gemeine, lateinische, von dem Conzilium in Trient anerkannte Bibelübersetzung.
Votum, Wahlstimme; Meinungsäußerung; Gelübde.

Waldenser, Anhänger des Peter Waldus, welcher im zwölften Jahrhundert nur die Authorität der Bibel anerkannte, und das kirchliche Primat verwarf.
Westerhemd, Taufkleid der Kinder, mit Kreuzzeichen durchnäht.
Wiclefiten, Anhänger des Joh. Wiclef, der in England im vierzehnten Jahrhundert sich zum Reformator aufwarf und von der katholischen Kirche sich trennte.

Zelot, Eifrer; Glaubenseifrer.

Inhalts-Verzeichniß

der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes.

	Seite.
Die Eucharistie nach Lutherischem und Zwinglischem Lehrbegriff . .	1.
Die Transsubstantiation als Glaubenssatz der katholischen Kirche . . .	—
Das Alterthum und die Allgemeinheit dieser Lehre zeugen für ihre Aechtheit	2.
Bestätigendes Urtheil von Erasmus .	—
Eine Neuerung in der uralten Lehre hätte nicht ohne großes Aufsehen Statt finden können	3.
Von solch einer Neuerung zeigt sich in der Kirchengeschichte keine Spur .	—
Paschasius Radbert im neunten Jahrhundert schrieb zuerst über das Dogma der wirklichen Gegenwart Christi in der Eucharistie	—
Dieser Glaubenssatz war vorher nie bestritten, noch bezweifelt worden .	4.
Berengar, der erste Gegner desselben, im XI. Jahrhundert	—
Im Urchristenthum ward das Meßopfer als Geheimniß behandelt . . .	—
Zeugnisse v. Tertullian u. Augustinus	5.
Die Liturgien des christlichen Alterthums enthalten hiefür die vollgültigsten Beweise	—
Urtheile von Pfaff und Hugo Grotius über das Ansehen der apostolischen Liturgien	—
Die Geheimhaltungs-Disziplin, als allgemeines Gesetz während der vier ersten christlichen Jahrhunderte . .	6.
Zeugnisse von Cyrill, Ambrosius, Chrisostomus, Origenes	8.
Bestätigendes Urtheil aus Fleurys Kirchengeschichte	9.
Die Geheimnißlehre ward von den Bischöfen erst den Catechumenen, oder erwachsenen Täuflingen, enthüllt .	—
Fälschlich behaupten die Protestanten, daß diese Verschwiegenheits-Disziplin erst vom vierten Jahrhundert herstamme	9.
Beweise hiefür; Anschuldigungen der Heiden gegen die Christen . . .	10.
Bericht von Cäzilius	—
Verfolgungen gegen die ersten Christen um dieser Geheimhaltung willen	11.
Zeugnisse aus Tazitus und Justin .	—
Merkwürdiger Bericht von Eusebius	12.
Mit dieser, als geschichtliche Thatsache außer allen Zweifel gesetzten, alten Kirchendisziplin steht die protestantische Lehre von der figürlichen Bedeutung der Eucharistie im grellsten Widerspruche	13.
Lehrbegriff der Reformirten . . .	—
Die figürliche Bedeutung hätte jede Geheimhaltung ganz unnöthig und zwecklos gemacht	—
Zeugnisse der angesehensten Kirchenväter aus den vier ersten Jahrhunderten des Christenthums für die Lehre von der wirklichen Gegenwart	14.
Ignatius	15.
Dessen Verurtheilung durch Trajan	—
Zeugniß von Justin	16.
Irenäus, Origenes	18.
Tertullian, Cyprian	19.
Zeugnisse aus mehreren der ältesten Kirchenväter, über den alterthümlichen Gebrauch der Beimischung des Wassers im Kelche	—
Zeugnisse der Väter aus dem IV. und V. Jahrhundert, zur Bekräftigung der Lehre von der wirklichen Gegenwart	20.
Augustinus	—

Inhalt.

Seite.

Joh. Chrisostomus, Bernhard, Ephrem 21.
Cyrill von Alexandrien, Ambrosius 22.
Cyrill von Jerusalem; Synode von Alexandrien . . . . . 23.
Basilius, Gregor von Nyssa u. a. m. —
Die von Cyrill von Jerusalem angeführten liturgischen Formen sind die nämlichen, welche auch heutzutage noch in der katholischen Kirche üblich sind . . . . . —
Urtheil Luthers über die alterthümlichen Beweise für die Feier des Meßopfers . . . . . 25.
Ausspruch von Leibnitz, über die katholische Geheimnißlehre des Abendmahls . . . . . —
Ueber die wunderbaren Erscheinungen im Gebiete der Natur . . . . 26.
Derber Ausspruch Luthers . . . . 27.
Bretschneiders Unterscheidung zwischen dem Uebervernünftigen und dem Unvernünftigen . . . . . 28.
Urtheil von Horst . . . . . —
Die Liturgien des christlichen Alterthums, als Hauptbeweis für das kath. Dogma von der Eucharistie . —
Apostolischer Ursprung derselben . . 29.
Zeugnisse der ältesten Kirchenlehrer —
Verschiedenheiten in den Liturgien betreffen nur außerwesentliche Theile derselben . . . . . 31.
Die bewunderungswürdige Uebereinstimmung derselben in der Hauptsache zeugt für ihr apostolisches Ansehen . . . . . —
Hauptbegriff aller Liturgien zu Anfang des V. Jahrhunderts . . . . —
Beweisstelle aus der Liturgie des hl. Jakob von Jerusalem . . . . 32.
Die morgenländischen Liturgien wurden in Europa erst im XVII. Jahrhundert besser bekannt . . . . 33.
Schlüsse . . . . . 34.
Unverholene Aussprüche der Kirchenväter über die wirkliche Gegenwart in der Eucharistie, bei ihrem Unterrichte der Neophyten . . . . 35.
Beweisstelle aus Cyrills Catechesen . —
Aus Gregor von Nyssa, Ambrosius . 36.
Aus Gaudentius, Chrisostomus u. a. 37.
Aus Sophronius . . . . . —
Auch nicht ein Einziger von den Kirchenvätern hat je in Bezug auf die Eucharistie eines bildlichen Vorstellungs- oder Erinnerungszeichens erwähnt 39
Die Anbetung gilt nicht der äußern Brotgestalt, sondern dem, gegenwärtig geglaubten Gottmenschen . 40.
Ausspruch von Leibnitz . . . . . —

Seite.

Die Gegner des katholischen Dogma von der Eucharistie berufen sich nur auf jene dunklen Stellen der Väter, hauptsächlich Augustinus, wo sie im Unterricht der Catechumenen durch die Geheimhaltungs-Disziplin gehemmt waren . . . . . 41.
Die Unergründlichkeit dieser Glaubenslehre war auch den Kirchenvätern keineswegs entgangen; sie vermochte aber ihren festen Glauben nicht zu schwächen . . . . . —
Mehrere Aeußerungen Luthers . . 42.
Anwendung . . . . . —
Beistimmende Erklärungen protestantischer Theologen; Cosin, Ken, Forbes, Grottus, Ammon, Scheibel, Henning . . . . . 43 u. 44.
Gemüthlicher Ausspruch Lavaters; Geständniß von Jenisch . . . . . 45.
Berengar, als erster Gegner des urchristlichen Dogmas . . . . . 47.
Sein Widerruf . . . . . —
Malmesburys merkwürdige Nachrichten über seinen Tod . . . . —
Gründliches Urtheil von Erasmus . 48.
Einwendungen der Protestanten, gegründet auf einige Stellen aus Augustinus . . . . . 49.
Luthers Urtheil hierüber . . . . 50.
Unwissenheit des sechszehnten Jahrhunderts über das christliche Alterthum . . . . . 51.
Bestätigende Aeußerung von Chatillon —
Beweise hierüber aus dem Benehmen verschiedener Reformatoren; Melanchton, Oekolampad . . . . 52.
Die Lehrmeinungen der Reformatoren wurzelten allmälig in der Gewohnheit und Erziehung . . . . . —
Irrthum des Genfer Theologen Turretin . . . . . 53.
Uebergang zur Prüfung der Abendmahl-Stiftung . . . . . 54.
Die Verheißung der Eucharistie von Christo ward uns einzig von Johannes aufbewahrt, während die — ein Jahr später erfolgte — wirkliche Einsetzung nur von den übrigen drei Evangelisten aufgezeichnet ward . . . . . —
Durch das, unmittelbar vorhergehende, Wunder der Brotvermehrung macht der Erlöser seine Zuhörer für die ihnen nun vorzutragende Lehre empfänglich . . . . . —
Nähere Zergliederung dieses Vortrags nach Joh. VI. . . . . —
Christus naht sich auf der stürmischen See den geängstigten Jüngern . —

Inhalt.

Seite.

Sein Unterricht am folgenden Tag vor der versammelten Judenmenge . . 54.
Er verpflichtet sie zu unbedingtem Glauben an ihn, als den Gesandten Gottes . . . . . 55.
Er stellt sich selbst ihnen dar, als das wahre, vom Himmel gekommene und ewiges Leben gewährende Brot . —
In klaren Worten verspricht er seinen Zuhörern sein eignes Fleisch als himmlische Speise, deren Genuß ihnen ewiges Leben verbürge, 56.
Diesen Ausdruck finden seine Hörer anstößig, — was nur geschehen konnte, weil sie begriffen, daß von wirklichem Genusse die Rede war . . . . . —
Auflehnung des Privaturtheils gegen die Glaubensauthorität; Ursprungsperiode der kirchlichen Spaltungen —
Hier zuerst protestirt der Rationalismus gegen die Geheimnisse der christlichen Kirche . . . . . —
Des nämlichen Unglaubens machen sich auch unsre Protestanten schuldig . —
Jesus sieht, daß die Juden ob dem Begriffe des wesentlichen, wirklichen Genusses sich ärgern, wirft ihnen aber deßwegen nicht Mißverstand, sondern Unglauben vor . . . . . 57.
Vielmehr wiederholt er zu verschiedenen Malen und in verstärkten Ausdrücken das schon Gesagte über den wahrhaften Genuß seines Fleisches und Blutes . . . . . —
Selbst auch die Jünger nahmen Anstoß an dieser, von Christo immer mehr bekräftigten Behauptung . 58.
Christus macht sie aufmerksam, daß ihnen diese Lehre nach seiner Himmelfahrt noch auffallender und unbegreiflicher werde vorkommen müßen . . . . . 59.
Dieß kann nur dann der Fall sein, wann die wahre, wesenkliche Gegenwart vorausgesetzt wird, nicht aber bei einer bloß figürlichen Bedeutung des Abendmahlgenusses . —
Ueber die richtige Auslegung des V. 63. Lebendigmachung des Geistes und Nutzlosigkeit des Fleisches . . . 60.
Viele Jünger verlassen Jesum, weil die unbegreifliche Lehre vom wirklichen Genusse sie zurückstoßt, während die figürliche Bedeutung ihre Fassungskraft leicht befriedigt hätte . . . . . 61.
Beharrliche Anhänglichkeit der Apostel 63.
Ihre Beweggründe . . . . . —

Seite.

Summarischer Inbegriff dieses Unterrichts . . . . . 64.
Stollbergs Urtheil hierüber . . . 66.
Die Einsetzung des Nachtmahls selbst, nach den Erzählungen von Matthäus, Marcus und Lucas . —
Geschichtliche Einleitung; Genuß des Osterlamms; Fußwaschung . . . 67.
Zusammenhang dieses Einsetzungsaktes mit der früheren Verheißung . . 68.
Gleichförmigkeit der Einsetzungsworte bei den drei Evangelisten und dem Apostel Paulus . . . . . —
Allgemeinheit dieser Glaubenslehre bis zum eilften Jahrhundert . . . 69.
Schisma zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts . . . . . —
Luther hält an dem Dogma der wirklichen Gegenwart fest, und erklärt sich bloß gegen die Transsubstantiation . . . . . —
Seine nachdrucksame Behauptung des buchstäblichen Sinnes der Einsetzungsworte . . . . . 70.
Merkwürdige Zeugnisse angesehener Calvinisten und Englischer Theologen zu Gunsten des katholischen Dogma von der Subsanzverwandlung . . . . . 71.
Ausspruch der Augsburger Confession; Grotius; Molanus . . . . . 72.
Forbes; Thornbyke; Montague; Parker 73.
Verschiedene Benennungen der Substanzverwandlung in der lateinischen und griechischen Kirche . . . . 74.
Nur Zwingli beharrt auf dem figürlichen Sinne, und wird deßwegen von Hausschein verlassen . . . 75.
Controversen zwischen Bodenstein, Zwingli und Hausschein; Prüfung der Zwinglischen Beweisgründe für die figürliche Bedeutung . . . . —
Luthers Benehmen gegen Zwingli in diesem Punkt . . . . . 76.
Auslegung des Wörtchens ἐστὶ als Zwinglis Hauptargument . . . —
Die Beweisstelle aus Exod. XII.; Zwinglis Traumbild . . . . . 77.
Erläuterung der Beweisstelle aus Luc. XXII. . . . . 79.
Wahre, richtige Bedeutung derselben —
Nirgends findet sich in den gesammten heiligen Schriften auch nur eine einzige Stelle vor, welche für eine figürliche Bedeutung der Einsetzungsworte irgend einen Grund oder Beweis lieferte . —
Eigenmächtige, starrsinnige Schriftauslegung von Seite Zwinglis 84.

Inhalt.

Seite.

Der wahre, eigentliche Grund des Widerspruchs gegen die Lehre von der Substanzverwandlung ist wohl nicht von der heiligen Schrift herzuleiten . . . . . 85.
Sondern vielmehr von den philosophischen Schlußfolgerungen, zu welchen die Annahme dieser Lehre führt . —
Erläuterung; Berichtigung . . . . —
Geheimniß der göttlichen Allmacht . 86.
Zeugniß angesehener Kirchenväter . —
Ausspruch der Confession von Wittenberg . . . . . —
Auch der Protestant glaubt an unergründliche Mysterien und Wunder 87.
Gottes Wege sind nicht der Menschen Wege. Zeugnisse hiefür aus Esdra und einigen Kirchenlehrern des Alterthums . . . . . —
Nachtrag. Ueber Entziehung des Kelchs in der Eucharistie . . . . . 88.
Wesentlicher Unterschied zwischen der eigentlichen Opferhandlung und der Communion der Gläubigen . . . —
Auch in den ersten Jahrhunderten der Kirche ward die Communion oft nur unter der Einen Gestalt des Brotes empfangen . . . . . 90.
Zeugnisse der Kirchenväter . . . . —
Veranlassung zur Entziehung des Kelchs im XII. Jahrhundert . . . —
Beschluß des Conziliums von Constanz im J. 1415, sowie desjenigen zu Basel 1431 und Trient 1562 . . 91.
Erläuternde Beweisstellen der heil. Schrift . . . . . —
In der Apostelgeschichte wird häufig nur des Brotbrechens gedacht . . 92.
Gründe, welche die Conzilien bei dieser Anordnung leiteten . . . . —
Befugniß der Kirche zu solcher Vorschrift . . . . . 93.
Urtheil des großen Leibnitz über diesen Gegenstand . . . . . —
Aussprüche Melanchtons und Luthers 94.
Die, in der heil. Schrift klar gegründete „Oelung der Kranken" sowie die „Firmung" werden von den Protestanten mit Unrecht verworfen . 95.
Diese Verwerfung wird höchlich getadelt von Hugo Grotius . . . . —
Von Leibnitz, Marheineke . . . . 96.
Auch die Aufhebung der Ceremonie des „Fußwaschens" von Seite der Reformatoren geschah im Widerspruch mit dem klaren Buchstaben der heil. Schrift . . . . . 97.
Zweiter Nachtrag. Ueber den, von Zwingli der katholischen Kirche gemachten Vorwurf der „Simonie" 98.

Seite.

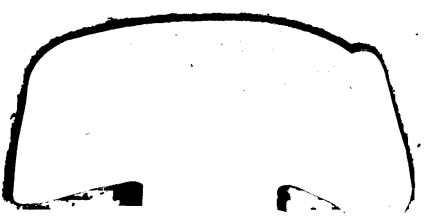
Gründliche Widerlegung . . . . 99.
Schluß der Erörterung über die Eucharistie . . . . . 100.
Summarische Uebersicht des Ganzen. Recapitulation . . . 101.
Leistungen der Reformatoren in der Wirklichkeit . . . . . 102.
Ihre Bestreitung aller kirchlichen Authorität, und Anmaßung willkührlicher Schriftauslegung . . . . —
Die persönlichen Eigenschaften der Hauptreformatoren, nach ihren Selbstgeständnissen; nach dem Zeugniß ihrer Zeitgenossen und der Geschichte . . . . . 103.
Inbegriff ihrer Neuerungen . . . —
Die freie Schriftauslegung, mit Beseitigung der Tradition, als Prinzip aller Streitsucht und Verwirrung . . . . . 104.
Abschaffung des Kreuzzeichens . . —
Der Bilder- und Reliquien-Verehrung, der Anrufung der Heiligen, des Gebets für die Verstorbenen und des Reinigungsortes . . . . . 105.
Des Ablasses, der Bußwerke, der Beichte . . . . . 107.
Spaltung über das Hauptdogma von der Eucharistie . . . . . —
Die durch die Reformation aufgetauchten, eingeführten Lehren sind, beim Licht der Geschichte betrachtet, nur eine Wiederholung älterer, von der Kirche beseitigten Häresien . 108.
Urtheil Middleton's . . . . . —
Erklärung der Gründe, welche die Schismatiker in ihrem Benehmen leiteten . . . . . 109.
Unwissenheit ihres Zeitalters in Hinsicht auf das kirchliche Alterthum —
Unbekanntheit der orientalischen Liturgien . . . . . —
Einfluß der Buchdruckerkunst auf die Verbreitung wissenschaftlicher Bildung . . . . . —
Gründliche Werke über Kirchengeschichte und Alterthum . . . —
Vollständigkeit der kirchengeschichtlichen Forschungen . . . . —
Haupterforderniß zu Begründung eines bestimmten Urtheils in Sachen der Religion, ist: Unbefangenheit . 111.
Vorzüge des jetzigen Zeitalters vor den früheren in wissenschaftlicher Beziehung . . . . . 112.
Die Urheber der Kirchentrennung würden wohl, im Besitze der, jetzt bekannten, Hülfsmittel, eine ganz andere Glaubenslehre aufgestellt haben . . . . . —

Inhalt.

Seite.

Befugniß und Verpflichtung zu einer Revision des Trennungswerks; Beispiel von England . . . . . 113.
Nachdrucksame Aufforderung eines angesehenen, reformirten Schriftstellers . . . . . —
Erfolglosigkeit der bisherigen Versuche zur Herstellung der Einheit unter den Protestanten; Ursache hievon —
Urtheil von Hugo Grotius . . . 114.
Von Thorndyke, und den Helmstädter Theologen . . . . . —
Keiner weltlichen Obrigkeit kann das Recht einer Einmischung in die kirchlichen Reformen zustehen; durch solch eine Anmaßung würde dem Machtgebote des Erlösers straks zuwidergehandelt . . . . . 115.
Die Spaltung soll und darf, nach erlangter Einsicht und Ueberzeugung ihrer Verwerflichkeit, nicht fortbestehen . . . . . 116.
Der jetzige Zustand des Protestantismus, geschildert von einigen der angesehensten, reformirten Theologen unsrer Zeit . . . . . —
Das Vorrecht des Protestantismus führt unausweichlich zur Verwirrung, zum Indifferentismus, und zum Unglauben . . . . . 118.
Die Vereinigung der christlichen Parteien kann, weil von des Christenthums göttlichem Stifter verheißen, nicht ausbleiben . . . . . 120.
Dieser Vereinigung Vorschub zu leisten, ist höchste Pflicht des Christen —
Beleuchtung der Vorurtheile, Berichtigung der Begriffe ist das wesentlichste Hülfsmittel hiezu . . . 121.
Anwendung. Schluß. Einheit des Glaubens ist das ewig gültige Machtgebot des Welterlösers, sie ist die Grundlage all' seiner Lehre, das heilige Vermächtniß seines letzten Unterrichts auf Erde, und der von ihm selbst erklärte Hauptbeweis für die Göttlichkeit seiner Sendung . . . . . —
Anhang. Verzeichniß der Kirchenväter und Kirchenschriftsteller der ersten christlichen Jahrhunderte . . . 123.
Namen-Register über sämmtliche vier Abtheilungen . . . . . 154.
Erläuterung der, in diesem Hefte vorkommenden Wörter aus fremden Sprachen . . . . . 163.

L.H.

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C006203451